Deutsches Lesebuch

für

Kreisschulen, Töchterschulen

und

ähnliche Lehranstalten.

Herausgegeben

von

Christian Böhm,

Inspector und wissenschaftlichem Lehrer an der Kreisschule zu Wenden.

Zweiter Band.

Reval.

Verlag von Franz Kluge.

1867.

Deutsches Lesebuch

für

Kreisschulen, Töchterschulen

und

ähnliche Lehranstalten.

Herausgegeben

von

Christian Böhm,

Inspector und wissenschaftlichem Lehrer an der Kreisschule zu Wenden.



Zweiter Band.

Reval.

Verlag von Franz Kluge.

1867.

Est.
Bibliotheca Universitatis Tartuensis
7626

Von der Censur gestattet. Reval, den 5. Juni 1866.

ESTICA A-9260

Druck von C. Mattiesen in Dorpat.

Vorwort.

Der am 28. April 1849 von dem Herrn Minister der Volks-Aufklärung bestätigte Lehrplan für die aus zwei Klassen bestehenden Kreisschulen des Dorpatschen Lehrbezirks hat als Ziel für den Unterricht in der deutschen Sprache „das Verständniß ausgewählter Stücke der deutschen Poesie und Prosa, Gewandtheit im Wiedergeben des Gelesenen und im Declamiren, Bekanntschaft mit der deutschen Grammatik, sowie die Befähigung, schriftliche Aufsätze, vorzugsweise aus dem Brief- und Geschäftsstile, anzufertigen" festgesetzt.

Wenn wir nun bei Ausarbeitung dieses zweiten Theils ebenfalls in erster Linie die Bedürfnisse der Kreisschulen im Auge hatten, so fragt es sich auch hier, wie das angegebene Ziel mit Hilfe dieses Lesebuchs zu erreichen wäre.

Was zunächst den poetischen Theil desselben betrifft, so kann es natürlich nicht die Aufgabe einer Schule sein, die vor allen Dingen die Bedürfnisse des praktischen Lebens zu berücksichtigen hat, einen vollständigen Kursus in der deutschen Literaturgeschichte zu geben; wohl aber sollen die Namen der Koryphäen unserer deutschen Literatur dem Lehrer Veranlassung geben, die Schüler etwas eingehender mit denselben vertraut zu machen. Daß wir auch hier wieder den epischen Gedichten eine überwiegende Stellung einräumen zu müssen glaubten, hatte seinen Grund in der leichten Verwendbarkeit derselben zu schriftlichen Darstellungen, in der ganz besonderen Empfänglichkeit des jugendlichen Gemüths für derartige poetische Erzeugnisse und in ihrer Brauchbarkeit zu Memorir- und Declamationsübungen.

Für den Unterricht in der deutschen Grammatik und namentlich für den syntaktischen Theil derselben dürfte den Lehrern in der Anordnung der Sprüchwörter ꝛc. ein nicht unerwünschter Fingerzeig gegeben worden sein.

Der Anhang von Geschäftsaufsätzen wird dem Lehrer Gelegenheit zu ähnlichen Aufgaben bieten.

Die Auswahl der einzelnen Stücke zu Denk- und Sprechübungen glauben wir unbedingt den betreffenden Lehrern überlassen zu müssen, da sie sich einestheils von selbst ergiebt, anderntheils aber auch durch locale Bedürfnisse gegeben sein wird.

Und somit übergeben wir diesen ersten Versuch als bescheidenes Scherflein zum Nutzen und Frommen unserer Schulen; möchte er sich einer nachsichtigen Beurtheilung zu erfreuen haben!

Wenden, im April 1866.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Theils.

I. Erzählungen, Fabeln, Sagen, Märchen, Parabeln.

1. Du sollst den Feiertag heiligen. Missionsblatt.
2. Der Ritt am Pfingstfeste. Houwald.
3. Der Wolf auf dem Todbette. Lessing.
4. Specht und Taube. . . . Grimm.
5. Die Zugvögel. . . . . Jacobi.
6. Die Pfauen und die Krähe. Lessing.
7. Kalews Grab. . . . P. Jordan.
8. Der Glockenguß zu Breslau. Grimm.
9. Udo und Mechthild. Nach A. von Sternberg.
10. Schöpfungsgeschichte. . . Fählmann.
11. Schöpfung der Thiere. . Kreutzwald
12. Adams Tod. . . . . Herder.
13. St. Andreas in Rußland. . Pabst.
14. Embach. . . . . } Fählmann.
15. Der Domberg bei Dorpat. }
16. Die Posaune des Gerichts. Auerbach.
17. Dornröschen. . . . . } Grimm.
18. Der alte Sultan. . . . }
19. Der Rhein. . . . . Krummacher.
20. Pitk Hans und der Teufel. } Bertram.
21. Kraftprobe . . . . . }
22. Der Schwanenritter. . . } Grimm.
23. Die drei Bergleute im Kuttenberg. }
24. Der hartgeschmiedete Landgraf. }
25. Der Mann mit dem Kameel. Rückert.
26. Der Weinstock. . . . . Herder.
27. Kallewipoeg. . . . . } Fählmann.
28. Kallewipoegs Tod. . . }
29. Töll auf Oesel. . . . . Luce.
30. Madonna della Sedia. . Houwald.
31. Kalif Storch. . . . . Hauff.
32. Des Vaters Segen. . . . Jacobs.
33. Das Opfer kindlicher Liebe. Jacobs.
34. Tobias Witt. . . . . Engel.
35. Fahrt nach Isenland. . . Bäßler.
36. Siegfrieds Tod. . . . Nach Lüben.
37. Horand der Sänger. . . . Bäßler.

II. Historische Bilder.

38. Geschichtliche Bedeutung d. Ostsee. } Schlözer.
39. Die Finnen. . . . . }
40. Die Esten. . . . . }
41. Die Liven. . . . . }
42. Die Letten. . . . . }
43. Bischof Mainhard. . . }
44. Bischof Berthold. Schlözer u. Richter.
45. Bischof Albert. . . . Schlözer.
46. Kaupo der Live. . . Nach Döbner.
47. Belagerung Rigas durch die Kuren. Dsirne.
48. Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden. . . Schlözer.
49. Kirchenbann und Interdikt. Richter.
50. Anfang der Reformation in den Ostseeprovinzen. Nach Mittheilungen ꝛc. und Richter.
51. Walter von Plettenberg. Nach Rutenberg u. A.
52. Polnische Herrschaft. . Nach Richter.
53. Schloß Wenden. Nach Kelch u. Thiel.
54. Schwedische Herrschaft. Richter, Thiel.
55. Schlacht bei Lützen. . . . Henning.
56. Peters des Großen Jugendjahre. Nach Bergmann u. Wachsmuth.
57. Der nordische Krieg. Nach Schlosser.
58. Patkuls Tod. . . Nach Bergmann.

59. Charakteristik Carls XII. Nach Rühs u. Raumer.
60. Eroberung Riga's durch die Russen. Nach Richter.

III. Bilder aus dem Völker- und Menschenleben.

61. Bestattungsgebräuche der alten Letten. Meyer.
62. Die künstlichen Eisberge in Rußland. Kohl.
63. Die Roßheerden in den südrussischen Steppen. . . . . Guttenstein.
64. Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe. . . . Kohl.
65. Die Feueranbeter. . . Nach Grube.
66. Kriegführung im Kaukasus. Eichwald.
67. Russisches Lappendorf. . . Castren.
68. Die Tungusen und das Rennthier. Bulitschef.
69. Eisenbahn und Dampfmaschine. Königr. Hannover.
70. Der Kerker. . . . . Colshorn.
71. Brand eines Landhauses. . . Stifter.
72. Seetreffen bei Nacht. . . Houwald.
73. Gellert. . . . . Gittermann.
74. Friedrich von Schiller. . . Böhm.
75. Lomonossow. . . . Nach Pogodin.

IV. Naturbilder.

76. Das Leben im Gestein. . . Gude.
77. Das Wasser. . . . . Schubert.
78 Das Salz. . . . . Gude.
79. Das Queckfilber. . . . Nach Gude.
80. Das Gold. . . . . Lüben.
81. Das Silber. . . . . Lüben.
82. Das Kupfer. . . . . Curtman.
83. Eisen und Blei. . . . . Curtman.
84. Wanderungen der Steine. Schleiden.
85. Der Torf. . . . . Nach Ule.
86. Mammuth in Sibirien. Nach Körber.
87. Das Getreide. . . .
88. Die Birke. . . . . } Nach Gude.
89. Die Biene. . . . .
90. Wanderungen der Vögel. Nach Schleiden.
91. Der Specht. . . . . Wagner.
92. Die Lerche. . . Nach Heinemann.
93. Der Storch. . . Nach Heinemann.
94. Der Kukuk. Eckermanns Gespräche.
95. Der Hahn. . . . . Masius.
96. Das Schaf. . . . Krummacher.
97. Das Schaf. . . . . Grube.
98. Der Rheinfall. . . . Hoffmann.
99. Der Vesuv. . . . . Göthe.
100. Gestalt und Bildung der Erdoberfläche. . . . . Nach Schubert.
101. Das Erdbeben. . . . . Kähler.
102. Der erste Anblick des Sternenhimmels. . . . . Schmezer.
103. Die Wolken. . . . . Kämtz.
104. Das Leben des Lichts. . . Grube.

V. Geographische Bilder.

105. Die nördlichsten Gegenden der Erde. Erhard.
106. Die Ostseeprovinzen. . . . Döbner.
107. Die Seen der Ostseeprovinzen. Bertram.
108. Rußlands Flüsse. . . Nach Ritter.
109. Petersburg und die Newa. Marmier.
110. Der Winter in Petersburg. Kohl.
111. Moskau. . . . . Kletke.
112. Kiew. . . . . Biernatzki.
113. Reval. . . . . Jordan.
114. Riga. . . . . Nach J. Eckardt.
115. Mitau. . . Nach Dr. Possart ꝛc.
116. Dorpat. Nach dem Alb. balt. Ansichten u. Eckardt.
117. Naturbilder aus Estland. Dietrich.
118. Lodensee. Nach dem Alb. balt. Ansichten.
119. Finnland und seine Bewohner. Lindemann.
120. Der Krystallpalast in Sibirien. Kletke.
121. Sibirien. . . . . Sommerville.
122. Ansicht des Kaukasus. . . Wagner.
123. Sprüchwörter, Kern- u. Sittensprüche.

VI. Gedichte.

124. Die Tabakspfeife. . . . Pfeffel.
125. Des Bergmanns Leiche zu Falun. Trinius.
126. Die neue Eva. . . . . Langbein.
127. Das Riesenspielzeug. . . Chamisso.
128. Der Bettler und sein Hund. Chamisso.

129. Das Brod des heil. Jodokus. Kosegarten.
130. Die wiedergefundenen Söhne. Herder.
131. Der gerettete Jüngling. Herder.
132. Das Amen der Steine. Kosegarten.
133. Fürstenberg. Pfirne.
134. Treiden. Pfirne.
135. Roland Schildträger. Uhland.
136. Taillefer. Uhland.
137. Der Schenk von Limburg. Uhland.
138. Der Ueberfall im Wildbad. Uhland.
139. Die drei Könige zu Heimsen. Uhland.
140. Die Schlacht bei Reutlingen. Uhland.
141. Die Döffinger Schlacht. Uhland.
142. Graf Eberhard im Bart. Zimmermann.
143. Des Sängers Fluch. Uhland.
144. Das Lied vom braven Mann. Bürger.
145. Die Kuh. Bürger.
146. Der Schutzgeist. Südow.
147. Der Reiter u. der Bodensee. Schwab.
148. Das Erkennen. Vogl.
149. Friedhofsbesuch. Vogl.
150. Die Einladung. Knapp.
151. Der getreue Eckardt. Göthe.
152. Der Erlkönig. Göthe.
153. Der Fischer. Göthe.
154. Der Sänger. Göthe.
155. Johanna Sebus. Göthe.
156. Der Handschuh. Schiller.
157. Der Ring des Polykrates. Schiller.
158. Die Bürgschaft. Schiller.
159. Der Graf von Habsburg. Schiller.
160. Der Taucher. Schiller.
161. Das weiße Sachsenroß. Oër.
162. Die alte Waschfrau. Chamisso.
163. Kampf der Riesenschlange ꝛc. Rückert.
164. Der Wilde. Seume.
165. Löwenritt. Freiligrath.
166. Die drei Kreuze. v. Vincke.
167. Die Auswanderer. Freiligrath.
168. Andreas Hofer. Mosen.
169. Das Lied vom Feldmarschall. Arndt.
170. Kennst du das Land ꝛc. Adolphi.
171. Heimathlied. Adolphi.
172. Aa und Embach. v. Wittorff.
173. Die Kaisertage in Livland. 1862. Adolphi.
174. Das Mädchen aus der Fremde. Schiller.
175. Berglied. Schiller.
176. Frühlingseinzug. W. Müller.
177. Frühlingslied. Platen.
178. Die Forelle. Müller.
179. Sommerlied. P. Gerhardt.
180. Herbstlied. Salis.
181. Das Landleben. Hölty.
182. Weihnachtsfest. Reinick.
183. Des Knaben Morgenlied. Arndt.
184. Schäfers Sonntagslied. Uhland.
185. Abendandacht. Mylius.
186. Winternacht. Vogt.
187. Wächterruf. Hebel.
188. Bei dem Grabe meines Vaters. Claudius.
189. Elegie bei dem Grabe meines Vaters. Hölty.
190. Die Glocke. Schiller.

VII. Geschäftsaufsätze.

191. Rechnungen.
192. Quittungen.
193. Kontrakte.
194. Punktationen.
195. Vollmachten.
196. Oeffentliche Anzeigen.
197. Zeugnisse.
198. Scheine.
199. Geschäftsbriefe.
200. Eingangsformeln.
201. Schlußformeln.
202. Titulaturen.

I.

Erzählungen, Fabeln, Sagen, Märchen, Parabeln.

1. Du sollst den Feiertag heiligen.

Ein ehrlicher Grobschmiedgesell kam auf seiner Wanderschaft in eine Werkstatt, wo es recht tapfer herging mit Hämmern und Feilen vom Morgen bis zum Abend; und das war ihm eben recht, denn er arbeitete gern. Als aber der Sonntag kam und das Hämmern nicht aufhörte und keine andere Orgel zu hören war, als der Blasebalg, war's ihm nicht ganz recht; denn er wäre gerne in die Kirche gegangen, ein geistlich Lied mitzusingen. Aber der Meister wollte aus seinem Eisen alle Taschen voll Gold schmieden und dachte: „Warum soll mein Handwerk bloß am Sonntag keinen goldenen Boden haben?"

Eine Weile hat sichs der Gesell eben gefallen lassen, weil er dem Meister nicht wollte zuwider sein. Allein ohne Sonntag schmeckt ihm das Leben wie eine Wassersuppe, in der kein Salz ist. Also faßt er sich ein Herz, geht zum Meister ins Haus und sagt: „Meister, ich kann ohne Gottes Wort nicht länger bestehen, und wenn ich mich den Sonntag in der Werkstatt abarbeite, bin ich die Woche nur ein halber Mensch; darum seid so gut und gebt mir den Sonntag meine Freiheit." Der Meister sagt: „Nein, das geht nicht an; denn du hast die Aufsicht in der Werkstatt und außerdem wenn Einer fortginge, könnten sie Alle fortgehen, und dann stände das Geschäft still." „Aber ohne Gottes Wort verkomme ich," sagt der Gesell, „und es geht einmal nicht mehr. Ihr wißt, faul bin ich nicht, und Euren Schaden will ich auch nicht; aber was nicht geht, das geht nicht; und wofür bin ich ein Christ, wenn ich keinen Sonntag habe?"

Dem Meister kam das wunderlich vor, und er hatte schon ein Wort von Narrenpossen und dergleichen auf der Zunge; wie er aber dem ehrlichen Gesellen ins Gesicht sah, besann er sich und sagte: „Nun meinethalben geh' in die Kirche, so viel du willst. Aber eins beding' ich mir aus: Wenn's pressirt, mußt du auch am Sonntag auf dem Platze sein."

Wer war froher, als unser Gesell! Am nächsten Sonntag zieht er seinen blauen Rock an, nimmt das Gesangbuch untern Arm und geht in die Kirche. Solch einen schönen Tag hat er lange nicht gehabt; ihn hat die Predigt und der Gesang ganz aufgeweckt, und unser Grobschmied war so munter wie ein Vogel.

Nun vergeht die Woche, und wie der Sonnabend kommt, sagt der Meister: „Gesell, es pressirt; morgen mußt du in der Werkstatt sein.“ — „Gut,“ sagt der Gesell, „wenns nicht anders sein kann.“ — Den nächsten Sonnabend sagt der Meister wiederum: „Es pressirt,“ und so auch den dritten. Als aber nach dem dritten Sonntag der Meister den Wochenlohn auszahlt, fünf Thaler und fünf und zwanzig Silbergroschen, wie's ihm zukam, da spricht der Gesell: „das ist zu viel!“ und schiebt die fünf und zwanzig Silbergroschen zurück. „Warum?“ sagt der Meister, es ist für die sieben Tage.“ — Aber der Gesell spricht: „Nein, ich hab's mir bedacht, und für den Sonntag nehme ich kein Geld mehr; denn der Sonntag ist nicht zum Geld verdienen, und wenn ich am Sonntag arbeite, so geschieht's Euch zu Liebe, und Geld will ich nicht.“

Da sah der Meister den Gesellen groß an, — und seit dem Tage war die Schmiede jeden Sonntag geschlossen, und kein Hammer noch Blasebalg mehr zu hören.

Merke: Man soll unserm Herr Gott nicht sein drittes Gebot aus dem Katechismus stehlen; und wer in die Kirche will, der findet den Weg schon. Aus dem **Volksblatt für innere Mission.**

2. Der Ritt am Pfingstfeste.

Der Sonnabend vor Pfingsten war angebrochen; aus dem Fenster des finstern Amthauses blickte der junge Aktuarius in den frischen Morgen hinaus, der erquickend über der Erde aufging. In den nahen Gärten ertönten die Lieder der Nachtigallen; auf dem Strome dort spielte der Morgenwind mit den Wimpeln der vorüberziehenden Schiffe; die Landstraße entlang eilten Wanderer dem heitern Tage entgegen und sangen ihr Morgenlied; von den Kirchthürmen der benachbarten Dörfer hallte das Glockengeläut zur Verkündigung des morgenden Festes und hoch über diesen Lebensbildern hinweg zogen glänzende Wolken ruhig ihre unbekannte Bahn, als wollten sie die Gipfel der blauen Berge des Hintergrundes festlich schmücken.

„Sei mir gegrüßt, du schönes, heiliges Fest!“ sprach der Aktuarius leise, „zu welchem die Natur sich selbst mit Blüthen und Maien schmückt, die milde, würzige Luft, wie der Hauch Gottes, alle Wesen erquickt, und Alles, was Odem hat, den Herrn lobt. O, dürfte ich doch nur diesmal die dunkle Stube hinter mir verschließen und hinausziehen, so weit mich meine Sehnsucht trägt!“

Da trat der Oberamtmann ins Zimmer, wünschte seinem Aktuarius einen guten Tag und sagte: „Freund, Sie haben lange und fleißig hinter dem Schreibtisch gesessen; legen Sie jetzt die Feder aus der Hand, die Akten bei Seite, und feiern Sie zu Ihrer Erholung das Pfingstfest in der freien Natur. Ihre Blicke haben oft schon sehnsüchtig hinausgeschaut; ich habe sie belauscht und verstanden. Besteigen Sie mein Pferd, und nehmen Sie überdies noch dies Gespann Füchse mit auf die Reise, es wird Sie nicht stecken lassen!“ und hiemit zählte er ihm sechs glänzende Augustd'or auf den Tisch und rief zum Fenster hinaus: „Johann, sattle den Braunen und gieb auch die Halfter mit; der Herr Aktuarius soll in einer Stunde auf mehrere Tage verreisen!“ —

Der junge Mann nahm Geschenk und Anerbieten des gütigen Oberamtmanns dankbar an, bestieg den stattlichen Braunen und ritt fröhlichen Herzens der sächsischen Schweiz zu. — O, wie erfreute ihn der Anblick der erwachten Natur, wie konnte er sich nicht satt sehen an Thal und Berg, an Feld und Wald und Strom! „Ja!“ rief er mit inniger Erhebung aus, „das ist das heilige Fest, wo du, Vater im Himmel, deinen Geist immer noch über alle Welt ausgießest!“

Er entwarf in Gedanken einen Reiseplan, er überlegte, wo er übernachten, wo er Freunde aufsuchen und sie zur Begleitung mitnehmen wolle. „Auf der Bastei,“ dachte er, „wirst du mit ihnen stehen, versunken in das Anschauen der reizenden, erhabenen Naturbilder, dann willst du allein in den Amselgrund hinabsteigen und in der tiefen Einsamkeit dort selig sein, willst endlich in Schandau die Freunde wiederfinden und mit ihnen auf dem Pfingstballe dort dich recht satt tanzen! —

So war er schon einige Stunden weit geritten, als er an einem kleinen einzeln liegenden Gasthause anhielt, damit auch der Braune bei dem Pfingstritte wohl gepflegt werden möge. Ein junges hübsches Mädchen fragte höflich nach seinem Begehr, brachte ihm dann Brod für das Pferd und schöpfte selbst einen Eimer Wasser aus dem Brunnen. Während sie diesen dem Braunen vorhielt, bemerkte der Aktuarius, daß bei aller scheinbaren Freundlichkeit dennoch Thränen in ihren Augen standen, die sie zu verbergen strebte. —

„Du weinst ja, mein liebes Kind,“ sprach er sanft, „bringt dir denn das Pfingstfest keine Freude?“ — Das Mädchen konnte nicht antworten; da fuhr er fort: „Siehe, wie schön und heiter ist der Tag — ich bin so froh und möchte gern Alles um mich auch fröhlich sehen! Schenke mir dein Vertrauen, nenne mir deine Noth; vielleicht kann ich dir helfen.“ Das Mädchen schüttelte leise mit dem Haupte und fing laut an zu weinen. „Ach,“ sprach sie endlich, „dort schleicht mein armer blinder Vater an den Krücken; er sieht das Licht nicht mehr, das ihn erwärmt, für ihn giebt es kein Fest, denn auch die nothdürftigste Erquickung fehlt. Die Zeiten sind drückend, die Menschen sind hart; und ob ich gleich zur möglichsten Ersparniß sogar die Magd verabschiedet habe, und nun selbst alle ihre Dienste verrichte, es hilft mir doch nichts; Schuld häuft sich auf Schuld, eine Noth folgt der andern, und heute früh haben sie uns sogar die letzte Kuh abgepfändet. Der Vater weiß noch nichts davon; eben als Sie kamen, verlangte er etwas warme Milch — ich kann ihm nur das Brunnenwasser reichen.“

„Du lieber Gott!“ sprach der Aktuarius für sich, dein Himmel ist voll heitern Sonnenglanzes, deine Erde voll Blüthen und Gesang, und dieses fromme Herz soll in Kummer, diese schönen Augen in Thränen übergehen? — Ich bin zur rechten Stunde gekommen! — Lebt wohl, ihr blauen Berge! lebe wohl, du mächtiger Strom! Hier ist meine Pfingstreise beendigt!“ — Und hiermit drückte er dem erstaunten Mädchen die sechs Goldstücke in die Hand, und ritt fröhlich von dannen. —

„Was tausend!“ rief der Amtmann, als er den Aktuarius am andern Morgen in der Kirche traf, „woher denn schon wieder? Sie sollen ja reisen, reisen in Gottes freie schöne Welt und nicht hier zu Hause sitzen!“ „Ei, ich bin auch gereist,“ erwiderte der Aktuarius; ich habe

viel Schönes und Herrliches gesehen, weit mehr, als ich geglaubt hatte. Nehmen Sie meinen Dank für diese Reise!“ und hiermit schlug er sein Gesangbuch auf und stimmte froh und andächtig in das Morgenlied mit ein:

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele.“ —

Houwald.

3. Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder,“ sagte er; „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe daß ich es gar leicht hätte erwürgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgiltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.“

„Und das Alles kann ich dir bezeugen,“ fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. „Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich aus dem Schlunde zog.“

Lessing.

4. Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube flogen eben von einem Besuche zurück, den sie bei dem Pfauen gemacht hatten.

„Nun wie hat dir heute der Pfau gefallen?“ fragte der Specht. „War er dir nicht auch recht widrig? Und wie stolz ist er! Ich möchte nur wissen, worauf er sich so viel einbildet! Doch wohl nicht gar auf seine Füße? — Hast du nicht bemerkt, wie unförmlich sie sind? Auch auf seine Stimme kann er sich nichts zu Gute thun. Etwas Häßlicheres und Unerträglicheres ist mir noch gar nicht vorgekommen. Habe ich nicht Recht?“

Die Taube aber antwortete ganz unbefangen: „Ich gestehe, ich habe auf dies Alles nicht Acht gegeben; denn ich mußte immer seinen schönen Kopf, die Schönheit seiner Federn und seinen majestätischen Schweif bewundern.“

So sieht ein edler Mensch an seinem Nächsten immer nur das Gute und vergißt darüber gern kleine menschliche Gebrechen.

A. L. Grimm.

5. Die Zugvögel.

Ein wohlgemästeter Enterich, welcher neben dem Schlosse eines Landedelmanns auf seinem Teiche voll Selbstgenügsamkeit hin und her

schwamm, sah einen Haufen wilder Enten, die zu ihrem herbstlichen Abzuge sich bereiteten. „Wohin?“ fragte der Enterich. — „„In ein wärmeres Land!““ gab eine der jüngeren Enten zur Antwort.

„Bist du schon da gewesen?“

„„Ich selbst noch nicht; aber die Alten waren da, und ich glaube ihnen; denn ich fühle Etwas in mir, das mich forttreibt. Mir ahnet, daß ich finden werde, was ich suche.““

„Man hört wohl, daß ihr an das Herumschwärmen gewohnt seid!“ erwiderte der zahme Enterich. „Euer wildes Geschwätz sieht euch ähnlich. — Fühlen! Ahnen! — Bin ich nicht Ente so gut, als du? müßte ich nicht dasselbe fühlen?“

„„Du würdest es fühlen,““ versetzte eine der versammelten Schaar, „„wenn du im Freien ausgebrütet wärest, im Freien erzogen, wie wir. Hättest du dich so genährt, von jeder Luft dich anwehen lassen, auf dich selber geachtet und nicht verlernt zu fliegen und Regen und Sonnenschein zu wittern — —““

Indem lockte man im Schloßhofe zum Futter. Der Enterich eilte dahin, und die muthige Schaar der übrigen hob sich mit Lustgeschrei in die Höhe.

J. G. Jacobi.

6. Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

„Lasset nach!“ schrie sie endlich; „ihr habt nun alle das Eurige wieder.“ Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwungfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein!“ — und hackten weiter.

Lessing.

7. Kalew's Grab.

Der Riese Kalew lag einst krank auf seinem Strohlager. Da ließ Linda, sein geliebtes Weib, den Erlenkäfer fliegen und sandte ihn aus nach den berühmtesten Heilkünstlern des Nordens, damit diese durch ihren Zauber des Mannes Krankheit bannten. Er fragte unterwegs den bleichen Mond, den weithin schauenden Abendstern und das Goldauge, die Sonne, ob Vater Kalew gesunden werde. Aber sie antworteten ihm nicht, stumm blickten sie ihn an und gingen vorüber. Endlich traf der Bote die weisen Heilkünstler; er sagte ihnen, daß er vergebens bei den Gestirnen geforscht habe und nun ihren Rath erbitte. Sie gaben ihm, wie aus Einem Munde zur Antwort, was das Mondlicht gebleicht habe, was im Scheine der Sterne verwelkt und von den Strahlen der Sonne versengt, das erhebe sich nicht wieder und könne als Pflänzchen nicht mehr grünen. Als der Erlenkäfer mit diesem Bescheide heimkehrte, fand er Vater Kalew schon todt.

Linda, die unglückliche Wittwe, benetzte schluchzend mit ihren Thränen das Sterbelager: sieben Nächte saß sie schlaflos, sieben Tage ohne Speisen, sieben Mal sah sie voll Gram und Sorgen die Sonne aufgehen, sieben Mal also die Sonne verschwinden. Sie wusch den Leib Kalews, kämmte dessen Haar mit dem goldnen Kamme, mit dem einst die Wassernixe ihre Haare geglättet, kleidete ihn in die schönsten Gewänder und grub ihm ein Grab. Täglich trug sie dann Steine zusammen, um ihrem Gatten ein Denkmal zu errichten, das allen kommenden Geschlechtern den Ort bezeichnen sollte, wo der Held ruhe. Dieser von ihr aufgeführte Berg, wo der alte Kalew den ewigen Schlaf hält, ist Revals Dom.

P. Jordan.

8. Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte, und Alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen; endlich wagt ers doch, und geht weinend in die Stube, und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen, und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück, und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen, und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Mittlerweile war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich, ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunter kommen, geläutet.

Grimm.

9. Udo und Mechthild.

Die Stadt Reval war einst von wilden Heidenschaaren hart bedrängt. Da geschah es, daß ein reicher Bürger einen Traum hatte, der Rettung verkündigte. Es sollten nämlich die frommen Jungfrauen des Systernklosters an das Gestade des Meeres hinausziehen, da werde ihnen eine schneeweiße Kuh mit drei weißen Rehzicklein begegnen, an welcher Stelle ein Kloster gebaut werden müsse.

Am darauf folgenden Tage zog die fromme Schaar hinaus und fand das verheißene wunderbare Zeichen. Als aber der Zug sich zur

Rückkehr anschickte, wurden die Jungfrauen von den Feinden überfallen und als Gefangene weggeführt. Bei dieser Gelegenheit sah Udo, der Sohn des Heidenfürsten, unter den Novizen die schöne Mechthild, die Tochter jenes Träumers, der all das Unheil angerichtet hatte. Obgleich sie, ihrem Glauben treu, der Wirkung des schönen Fürstensohnes widerstand, so erhielten die Jungfrauen doch auf seine Fürbitte freien Abzug und bald darauf entsetzte ein befreundetes Dänenheer die geängstigte Stadt. Niemand dachte mehr an die geschlagenen Feinde, als vielleicht Mechthild. Eines Abends schlich sich Udo, von wenigen Getreuen begleitet, in die Stadt und wagte den Versuch, die stolze Christenjungfrau aus dem Kloster zu rauben. Doch die Tollkühnen wurden entdeckt und theils getödtet, theils gefangen genommen. Unter den Letztern befand sich auch Udo.

Fast ein Jahr hatte er schon in seinem Kerker geschmachtet, als eines Tages die Kunde in seine Ohren drang, Mechthild von Jungingen sei auf den Wunsch ihres Vaters in das eben gegründete Brigittenkloster getreten.

Bald darauf gewahrte er einen Maulwurf, der sich durch eine Steindiele seines Kerkers emporzuarbeiten suchte. Er sah hierin einen Fingerzeig, ebenfalls an seiner Befreiung zu arbeiten. Mit seinen Gefährten vereint, machte er sich sofort an die Arbeit, unter Land und Meer hindurch einen Gang bis zu dem fast eine deutsche Meile entfernten Kloster zu graben. Und siehe! Glaube, Liebe und Hoffnung brachten das Unglaubliche zu Stande.

Eines Sommerabends stand Udo an der noch vorhandenen Nebenpforte des Klosters, wo Mechthild eben Almosen unter die Armen vertheilte. Nachdem sie alle beschenkt entlassen hatte, fiel ihr Blick au, den Fremdling. Die freudige Ueberraschung, mit der Mechthild ihn wieder erkannte, belebte seinen Muth, und er beschwor die Nonne mit ihm zu fliehen. Doch auch jetzt blieb sie standhaft, und Udo floh in Verzweiflung in sein Vaterland zurück. Bald erschien er jedoch wieder an der Spitze eines zügellosen Heeres auf dem Wege nach Reval. Noch entfernt von der Stadt ereilte ihn indessen das Geschick. In einem blutigen Treffen besiegt, blieb er schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen, bis vorüberziehende Kaufleute aus Riga ihn aufnahmen und zur Verpflegung in ein Kloster nach Reval brachten.

Das Auge der Liebe entdeckte ihn bald und allnächtlich erschien eine Nonne, um an seinem Krankenlager zu wachen. Es war Mechthild. Niemand wagte sie zu stören; denn man hielt sie für einen Engel, zur Rettung des Fremdlings gesandt. Als Udo zum Leben zurückkehrte, war durch Mechthild's Bemühungen auch ein neues Leben in seiner Seele erwacht. Es war ihm das Geheimniß der ewigen Liebe aufgegangen, und wie zu einer Heiligen schaute er zu der Jungfrau empor, die seine Bekehrung zum Christenthum bewirkt hatte.

Udo ließ sich taufen und trat unter dem Namen Deodatus ins Kloster; da er im Rufe großer Heiligkeit stand, so wurde er bald darauf zum Prior desselben erwählt.

Jahre waren verflossen, als Deodatus einst übers Meer her das Sterbeglöckchen in St. Brigitten ertönen hörte. Die Abtissin Mechthild war dahingegangen. In kurzer Zeit brach auch ihm das vereinsamte

Herz, und seinem Wunsche gemäß fand er neben der ihm vorangegangenen Freundin in der Nikolaikirche seine letzte Ruhestätte.

Nach **A. v. Sternberg.**

10. Die Schöpfungsgeschichte. (Estnisch.)

Altvater bewohnte seinen hohen Himmel; in seiner Halle prangte die hehre Sonne. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Raths, ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wannemunne. Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haar und Bart und ihm die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirne trübten, spielte Wannemunne vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm die lieblichen Lieder. Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirne und Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lämmeküne, ein munterer Jüngling, voll Laune, immer froh, aufgelegt zu jedem Muthwillen. Andere, wie Wibboane — der gewaltige Bogenschütze — sind weniger beachtenswerth. Alle aber betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kallewe oder Kalzowe oder Kalzowald.

Da trat der Alte zu den Helden und sagte: Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen. Betroffen sahen ihn drob die Helden an und antworteten: „Was du in deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein.“ Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Weltschöpfung und er legte sich zur Ruhe nieder. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und heftete die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so daß sie selber auf und niedersteigt. Voll Freude ergriff Wannemunne seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde und die Singvögel folgten ihm, und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sproßten Blumen hervor, und wo er auf einem Stein sitzend sang, wuchsen Bäume hervor und die Singvögel setzten sich darauf und begleiteten seinen Gesang. Lämmeküne juheite in den Wäldern und auf den Höhen herum, und Wibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärmen und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er sagte zu den Helden: „Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen; euere Sache ists, sie zu verschönern. Und bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Gethier und werde dann die Menschen schaffen, welche die Welt beherrschen sollen. Den Menschen will ich aber schwach schaffen, damit er sich seiner Stärke nicht rühmen könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befreunden und euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, das dem Bösen nicht so leicht unterliege. Das Böse mag und kann ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maß und Stachel.“

Wannemunne schickt noch jetzt seine Boten zur Erde, damit die Menschen den Gesang nicht vergessen, aber das Herz der Esten ist zu schwer, um an heitern Weisen Freude zu finden; höchstens aber glauben sie an die Verheißung, Wannemunne werde selbst einmal wieder kommen, wenn das Auge des Glücks wieder auf diesen Fluren weilen wird.

Fählmann.

11. Die Schöpfung der Thiere. (Estnisch.)

Als Altvater Himmel, Erde, Sonne, Mond und die glänzenden Sterne erschaffen hatte, machte er einen Garten und fing an, für denselben allerlei unter des Himmels Zelt hausendes Gethier zu schaffen. Der seitwärts stehende Judas sah dieses Werk mit neidischen Blicken an und beschloß, für sich gleichfalls einen Teufelsgarten anzulegen; er machte für denselben auch mancherlei Thiere, wie Esel, Pferde und andere Hörner und Krallen tragende Geschöpfe, desgleichen auch Vögel; aber er vermochte für die gemachten Wesen keinen Lebensodem zu geben und mußte darum zum Altvater gehen, guten Rath zu holen, wie er seine Machwerke beleben könne. Der bei seiner Arbeit gestörte Altvater antwortete ärgerlich: „Hast du sie verstanden zu schaffen, so mußt du auch verstehen, sie zu beleben.“ Der Judas, wie ein echter Zigeuner, ließ sich nicht abweisen, sondern quälte mit seinen Bitten so lange den Altvater, bis dieser endlich, die vorgebrachte Bitte erfüllend, zu ihm sprach: „Zieh die Haut vom Leibe und mache daraus einen Dudelsack. Blase denselben tüchtig, dann wirst du sehen, daß deine Machwerke sich beleben werden.“ Der Judas achtete die Schmerzen nicht, welche ihm das blutige Abschinden der Haut verursachte, sondern streifte dieselbe eiligst vom Leibe, und machte sogleich einen Dudelsack daraus. Er fing an, Luft in denselben zu blasen und siehe da! Alle von ihm gemachten Geschöpfe erwachten zum Leben. Aber da sie in des Teufels Garten keine Nahrung vorfanden, fingen sie an, einander zu verfolgen und zu verzehren. Judas, der in allen Dingen klüger sein wollte, wie Gott der Schöpfer, hatte seinen Geschöpfen lange Schwänze, große Hörner, lange Schweife, starke Hauzähne und scharfe Krallen geschaffen. Aber daß seine Thiere einander aus Hunger zerrissen, das gefiel dem Meister nicht, daher begab er sich abermals zum Altvater, um sich guten Raths zu erholen. Altvater gab ihm zum Bescheid: „Laß die Thiere in meinen Garten kommen, dort werden sie keinen Futtermangel haben und aus Hunger nicht mehr einander zerreißen.“ — Dieser Vorschlag mundete dem Judas zwar nicht, allein dessen ungeachtet gewann das Mitleid gegen seine Geschöpfe diesmal die Oberhand. „Gut,“ sprach er, „ich will sie dir lieber überlassen, als daß sie einander verzehren.“

Hierauf ging der Altvater mit ihm zum Teufelsgarten und rief das von Judas gemachte Vieh zu sich: doch mit Ausnahme des Esels hörte Niemand auf seinen Ruf, und der Esel schlich sachte aus dem Garten. Altvater merkte sogleich, es sei nothwendig, die fremden Geschöpfe zuerst seine Strafruthen fühlen zu lassen, bevor er sie an Gehorsam gewöhne. Zu dem Behufe schuf er eine Menge kleiner Geräuschler als Fliegen, Mücken, Bremsen u. s. w., und warf von denselben eine Handvoll durch die Pforte in des Teufels Garten hinein. Sämmtliche von Judas

gemachte Geschöpfe wurden im Garten unruhig und drängten sich zuletzt durch die offene Pforte hinaus. Altvater hatte seinen Schöpferstab quer vor der Gartenpforte niedergelegt, indem er sprach: „damit die Geschöpfe nicht alle einerlei Gestalt behalten, sollen diejenigen, welche mit ihren Füßen den Stab berühren, mit Klauen, die über ihn springen, mit Hufen versehen werden. Manche von den kralligen Thieren und fleischgierigen Vögeln sprangen und flogen über den Gartenzaun, während Altvater an der Pforte beschäftigt war, und behielten daher ihre alte aus dem Teufelsgarten mitgebrachte Gewohnheit, einander zu zerreißen. Als die Katze gerade vom Gartenzaun herunterspringen wollte, bekam sie vom Altvater einen Schlag auf die Schnauze; daher schreibt sich ihre kurze Schnauze und der Umstand her, daß sie ihre Nahrung nicht durch die Schärfe des Geruchs, sondern des Auges suchen muß. Des folgsamen Esels Lohn war, durch der Geräuschler Geschmeis niemals beunruhigt zu werden.

Dr. **Kreutzwald.**

12. Adams Tod.

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen," sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort, und standen vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch," sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreut, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger, (so flehte er) und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum."

Schnell eilte der glänzende Cherub daher und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von drei Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!"

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier."

Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses. Da erhob sich seine Seele: „Kinder," sprach er, „ew'ges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde; ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich den Hauch einer andern Welt, Erquickung." — Da brach sein Auge, sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth weinte aber nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens. So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andre Völker. — Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streute sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Herder.

13. St. Andreas in Rußland.

Der Dniepr ergießt sich durch drei Mündungen in das pontische Meer, welches Meer auch das russische genannt wird. Auf eben diesem Meere ging und lehrte der heilige Apostel Andreas, Petri Bruder, von dem folgende Sage geht.

Als Andreas in Sinope lehrte und nach Cherson kam, erfuhr er, daß nicht weit von Cherson die Mündung des Dnieprs wäre. Nun wollte er nach Rom, lief in den Dniepr ein, fuhr diesen Fluß hinauf und kam durch göttliche Fügung an die Anhöhen am Ufer. Als er des Morgens aufstand, sprach er zu seinen Jüngern: „Sehet ihr diese Anhöhen? Gottes Gnade wird dieselbe erleuchten, es wird eine große Stadt entstehen, und Gott wird viele Kirchen darin aufführen.“ Dann stieg er auf diese Anhöhen und segnete sie und richtete ein Kreuz auf und betete zu Gott. Dann stieg er herab von diesen Anhöhen, auf denen nachher Kiew erbaut wurde.

Nun ging er weiter den Dniepr hinauf und kam zu den Slaven, wo nun Nowgorod steht. Er sah die Sitte der dortigen Leute, wie sie sich in Bädern waschen und mit Badequästen schlagen, und wunderte sich darüber. Nun kam er zu den Warägern, hierauf nach Rom und erzählte, wie viele Menschen er unterrichtet und wie viel er gesehen habe, und sagte den Leuten: „Als ich dorthin kam, sah ich etwas Wunderbares in dem slavonischen Lande. Ich sah hölzerne Bäder und darin steinerne Oefen, die sie scharf heizten; in diese gehen sie und ziehen sich ganz nackt aus. Dann begießen sie sich mit lauem Wasser und nehmen Ruthen oder zarte Baumzweige und fangen an, sich damit zu peitschen, gießen indeß Wasser auf die Steine, und peitschen sich so arg, daß sie kaum lebendig herauskriechen. Beim Herausgehen begießen sie sich mit kaltem Wasser, und so leben sie wieder auf. Das thun sie alle Tage. Kein Anderer quält sie, sondern sie quälen sich selbst; keine Waschung betreiben sie, sondern eine Quälung.“

Als das die Römer hörten, wunderten sie sich darob. Andreas aber ging aus Rom nach Sinope zurück.

Pabst.

14. Emmajöggi. (Embach.)

Schon war die Erdscheibe geschaffen, der blaue Himmel mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne darüber gespannt. Auf

der Erde wuchsen und gediehen Pflanzen, und die Thiere freuten sich ihres Lebens. Aber die Thiere kamen nicht den Geboten des Altvaters nach, fingen an, einander zu verfolgen und anzufeinden. Da versammelte er sie und sprach zu ihnen: „Ich habe euch geschaffen, damit Jegliches sich seines Lebens freue, und ihr fanget an, euch gegenseitig anzufeinden und eins das andere sogar zu fressen. Ich sehe wohl, ich muß euch einen König geben, der euch beherrsche und im Zaume halte. Zu seinem Empfange müßt ihr ihm einen Bach graben, damit er sich an seinen Ufern ergehe. Den Bach aber grabt hübsch tief und breit, damit die kleinern Bäche alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen. Aber die Erde werft nicht hier und dorthin, sondern häuft sie zu einem Berge auf, und auf ihm will ich einen schönen Wald wachsen lassen, und hier soll euer König wohnen. Auch Schluchten und Thäler laßt dazwischen, damit er Schutz gegen Wind und Wetter und Sonne daselbst habe. Ich sehe euch hier zahlreich versammelt; ein Jeder kennt seine Kräfte, drum frisch zur Arbeit!“ Darauf verließ er die Versammlung und Alles ging sogleich ans Werk. Hahn und Fuchs maßen den Lauf ab: der Hahn sprang voran, der Fuchs lief ihm nach und sein schleppender Schwanz bezeichnete die Richtung des werdenden Emmajöggi. Der Maulwurf zog die ersten Furchen, der Dachs arbeitete in der Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug, und die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren thätig. — Als das Flußbett nun fertig war, kam der Alte, den Bau zu übersehen. Er war mit Allem zufrieden. Er lobte jeden Arbeiter: „Maulwurf und Bär! Ihr scheint am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr über und über schmutzig geworden seid; gut, dieses Schmutzkleid verbleibe euch als Ehrenkleid zum Andenken. Du, Wolf, hast mit Schnauze und Füßen brav gearbeitet, du sollst auch schwarze Füße und Schnauze behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst rührig und hat viele Hände, hat er geschlafen?“ Der Krebs war soeben aus dem Schlamm hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Alte ihn übersah. Unmuthig rief er: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst? du hast sie wohl hinten?“ „Du Naseweis,“ war die Antwort, „du sollst von nun an deine Augen hinten haben.“ Als der Alte diese Strafe vollzogen, sieht er einen Stutzer, der von Ast zu Ast fliegt, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen läßt und sorglos sein Lied pfeift. „Stutzer!“ ruft er ihm zu, „hast du sonst nichts zu thun, als dich zu zieren? „Alter,“ erwiderte Jener, „die Arbeit ist schmutzig, ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen; was würdest du selbst dazu sagen?“ „Du Kleidernarr,“ ruft der Alte mürrisch, so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern die Tropfen von den Blättern trinken und sollst dein Lied nur pfeifen, wenn die andern Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern.“ Das Flußbett war nun fertig geworden. Der Alte goß aus seiner goldenen Schale das Wasser hinein, belebte es mit seinem Hauche und bestimmte die Strömung seines Laufes. Das war die Entstehung des Emmajöggi und dies trug sich bei seinem Baue zu.

Fählmann.

15. Der Domberg bei Dorpat.

Auf dem heutigen Domberge bei Dorpat stand einst ein heiliger Hain. Hier war es, wo Wannemunne die Menschen und Thiere zusammenberief, um sie die Festsprache, den Gesang zu lehren. Da kam nun Alles zusammen, was Leben und Odem hatte.

Und es entstand ein herzergreifendes Rauschen in den Lüften und Wannemunne ließ sich herab und legte sein lockiges Haar zurecht und schüttelte seine Gewänder und strich seinen Bart und reinigte seine Stimme und versuchte sein Saitenspiel. Dann spielte er ein Vorspiel und sang endlich das Lied, das alle Zuhörer ergriff, ihn selbst aber am meisten. Stille herrschte in der Versammlung und Alles lauschte andächtig dem Sange. Der Embach hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seine Hast, der Wald, die Thiere und Vögel horchten aufmerksam zu, und auch das neckende Waldecho guckte zwischen den Bäumen hervor. Aber nicht alle, die zugegen waren, begriffen das Ganze. Die Bäume des Haines merkten sich nur das Rauschen, welches beim Niedersteigen des Gottes entstand; und wenn ihr im Walde lustwandelt, und ihr dieses feierliche Rauschen hört, so wißt, daß die Gottheit euch nahe ist. Der Embach merkte sich das Rauschen seines Gewandes und so oft er im Frühling sich seiner neuen Jugend freut, braust er, wie er das Brausen dort gehört. Der Wind hatte sich die grellsten Töne gemerkt. Einigen Thieren hatte das Knarren der Wirbel gefallen, andern das Klimpern in den Saiten. Die Singvögel merkten sich das Vorspiel, besonders Nachtigall und Lerche. Die Fische waren am unglücklichsten daran: sie steckten die Köpfe bis zu den Augen aus dem Wasser hervor, ließen aber die Ohren drin; sie sahen die Bewegungen des Mundes und ahmten diese nach, blieben aber stumm. Nur der Mensch faßte Alles, daher sein Gesang bis in die Tiefe des Herzens und hinauf zum Wohnsitze der Götter dringt. Und der Alte sang von der Größe des Himmels und von der Pracht der Erde und vom Schmucke der Embachufer und ihrer einstigen Verzauberung und vom Glück und Unglück des Menschengeschlechts. Und von seinem Gesange wurde er so ergriffen, daß er heiße Thränen vergoß, die durch seine sechs Röcke und sieben Hemden drangen. Und nun flog er zu Altvaters Wohnungen, um ihm zu singen und zu spielen. Und geweihten Ohren ist es noch jetzt bisweilen vergönnt, von fernen Höhen herab die Töne seines Gesangs zu vernehmen.

Fählmann.

---

16. Die Posaune des Gerichts.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesang, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte und Alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauschte, hinabtragen, um ihn dort zu versenken.

Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne des herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden ward's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin, Alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt hatte, und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog auf, wenn er so durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritt gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüber zieht, sollte nun des andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; Jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegen schlug. Möge der, der Alles kennt uud Alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nimmer mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen.“ — „Erhebet mit mir eure Hände,“ fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Wal-

desnacht erschlugst; das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts — — —"

Da plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!" — Alles schwieg und hielt den Athem an. — Aus der Mitte der Versammlung stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!" — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhob; und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten sie heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

B. Auerbach.

---

17. Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin; die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich's zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: Dein Wunsch wird erfüllt, und du wirst eine Tochter zur Welt bringen. Was der Frosch vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben, die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit Allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als elf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht geladen war, und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstocher soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König hoffte, sein liebes Kind vor dem Ausspruche zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt; denn es war so schön,

sittsam, freundlich und verständig, daß es Jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" — „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging der Zauberschlag in Erfüllung, und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an, mit dem ganzen Hofe einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand; ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, war still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und Alles, was lebendigen Athem hatte, war still und schlief. Um das Schloß aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke eindringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen, und die Jünglinge blieben darin hangen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornhecken zu dringen, aber darin hangen geblieben und eines traurigen Todes gestorben wären. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen." Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Bäume; die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging; hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten die Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand; der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen an-

packen, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und Alles war so still, daß Einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurme und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief.

Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld. Die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten brutzelte weiter und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Grimm.

18. Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Eines Tages stand der Bauer mit seiner Frau vor der Hausthür und sprach: „Den alten Sultan schieß ich morgen todt, der ist zu nichts mehr nütze.“ Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Thiere hatte, antwortete: „Da er uns so lange Jahre gedient, und ehrlich bei uns ausgehalten hat, so können wir ihm wohl das Gnadenbrot geben.“ „Ei was,“ sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheidt; er hat keinen Zahn mehr im Maule, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt!“

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte Alles mit angehört und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er Abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter,“ sagte der Wolf, „sei gutes Muthes, ich will dir aus deiner Noth helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit, weil Niemand im Hause zurückbleibt. Sie pflegen das während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen; lege dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde heraustraben und das Kind rauben; du mußt mir eifrig nachspringen, als wolltest du mir es wieder abjagen. Ich lasse es fallen, und du bringst es den Eltern wieder zurück; die glauben dann, du hättest es gerettet, und sind viel zu dankbar, als daß sie dir ein Leid anthun sollten; im Gegentheil, du kommst in völlige Gnade, und sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, als der Wolf mit dem Kinde durchs Feld lief; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst das Gnadenbrot essen so lange du lebst.“ Zu seiner Frau aber sprach er: „Geh gleich heim und koch dem alten Sultan einen Weckbrei; den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkissen aus meinem Bette; das schenk ich ihm zu seinem Lager!“ Von nun an hatte es der alte Sultan so gut, als er es sich nur wünschen konnte. Bald hernach besuchte ihn der Wolf und freute sich, daß Alles so wohl gelungen war. „Aber Gevatter,“ sagte er, „du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weghole? Es wird Einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen.“ „Darauf rechne nicht, meinem Herrn bleib ich treu; das darf ich nicht zugeben.“ Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernste gesprochen, kam in der Nacht herangeschlichen und wollte sich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verrathen hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreschflegel garstig die Haare. Der Wolf mußte ausreißen, schrie aber dem Hunde zu: „Wart', du schlechter Geselle, dafür sollst du büßen.

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beistand finden, als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte dabei vor Schmerzen den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle; als sie aber ihren Gegner daher kommen sahen, meinten sie, er führe einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn diese so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nichts anders, als sie hebe jedesmal einen Stein auf und wolle damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst; das wilde Schwein verkroch sich ins Laub, und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie heran kamen, wunderten sich, daß sich Niemand sehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zwinkte das Schwein mit den Ohren; die Katze, welche meinte, es rege sich da eine Maus, sprang darauf zu und biß herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit großem Geschrei, lief fort und rief: „Dort auf dem Baume, da sitzt der Schuldige!“ Der Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf; er schämte sich, daß er sich so furchtsam gezeigt hatte und nahm von dem Hunde den Frieden an.

Grimm.

---

19. Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: „Es geziemt sich, daß sich zum Großen das Gute und zum Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest,

aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähest, in die Ferne trage.“ Sie sprach es; da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom hervor und setzte seine Bahn fort; denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge geboren.

Nun zum Jüngling erstarkt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl, sie erkieset das Große und das Gute. Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür bekränzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen; denn das Göttliche zieht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlicher und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden; er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segensreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet. So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Krummacher.

---

20. Pitk Hans und der Teufel im Wettkampfe.

(Esten-Märchen.)

Pitk Hans war ein Gewaltiger unter den Männern der Erde, der den Urochs in Ungannens Wäldern aufsuchte und an den Hörnern faßte und fürchtete nicht Harriens Hexen noch sächsische Zauberer. Es war so recht ein Mann, der Herz und Kopf immer am rechten Flecke trug und im Angriff voran und beim Rückzug der Letzte war.

Nach eines solchen Helden Seele spürt der Gottseibeiuns immer das größte Gelüste. Ein armseliger Schuft ist ihm nur ein magerer Bissen, der läuft ihm von selbst in den Rachen; aber auf den Starken zu fahen, den Hochstehenden zu fällen, das ist des Leeren Freude und Leckerbissen, und Pitk Hans war einer von den Starken im Lande und ragte hoch hervor unter den schwarzen Erdmännern. So nahm der Böse denn Menschengestalt an und trat zu Pitk Hans und versuchte ihn, schlug ihm allerlei Wetten vor und hoffte ihn dabei durch List zu gewinnen; aber Pitk Hans durchschaute den höllischen Plan, blieb wohlgemuth und

unverzagt, ging auf alle Wetten des Teufels ein, setzte Licht gegen Licht, und der Teufel stand zuletzt als dummer Teufel da. — Einst brachte der Teufel zwei ungeheure Knüttel herbei und sagte zu Pitk Hans: „Laß uns werfen um die Wette! Wer seinen Knüttel höher wirft, hat gewonnen. Ich setze ein Jahr Dienst ein und du deine Seele nach dem Tode.“ Pitk Hans war's zufrieden. Da ergriff der Teufel schnell einen Knüttel und warf ihn so hoch, daß er nicht mehr zu sehen war, und als er endlich herabkam, fuhr er drei Fuß tief in die Erde. „Nun,“ sprach der Teufel grinsend, „wirf du mal, wollen sehen, ob du höher werfen kannst, und ob dein Knüttel eben so tief in die Erde fahren wird!“ Pitk Hans ergriff den Knüttel wie zum Wurfe, spähete aber erst lange und sorgsam nach dem Himmel hin. — „Wornach spähest du so?“ fragte der Teufel, der sich schier verwunderte. „Ich warte,“ sprach Hans „auf die große schwarze Wolke da, sobald sie über uns steht, werf ich den Knüttel hinein, daß er nimmer zurückkommt.“ Da erschrack der Teufel und sprach zu Hans: „Lieber, wirf nicht, die Knüttel sind Erbstücke von meinem Großvater seliger; die möchte ich um Vieles nicht missen.“ Aber Hans sagte, er wolle es nun erst recht thun; da gab der Teufel gute Worte und seine Wette auf den Kauf und behielt seine Erbstücke, mußte aber dem Pitk Hans dienen, und Hans spannte ihn an den Pflug und pflügte mit ihm ein neu Feld um und zerhieb drei Peitschen auf des Teufels krummem Rücken, und das Feld heißt bis auf den heutigen Tag Pergola, das heißt Teufelseigen.

Bertram.

21. Kraftprobe.

Abermals trat der Leibhaftige zu Pitk Hans und sprach: „Komm, laß uns unsere Kraft probiren! Wer dem andern so die Hand drücken kann, daß er schreit, der soll gewonnen haben!“ „Wohl,“ sprach Hans, „mags drum sein! Ich wollte aber nicht, daß es bei Tage geschähe, denn schrie ich, und Leute gingen vorbei, so schämte ich mir die Augen aus dem Kopf.“ So verabredeten sie denn, in der Dämmerung im Walde zusammen zu kommen, weit vom Dorfe zum Wettkampf. Pitk Hans aber ließ sich einen Fausthandschuh aus Eisen machen und zog ihn an die rechte Hand, und als die Sonne hinter den Wipfeln des fernen Waldes hinab gegangen war zum Schöpfer und Finsterniß die Erde bedeckte, ging er unerschrockenen Muthes in den dunkeln Wald und fand den Teufel beim Kreuzweg auf ihn harrend. Da stellten sie sich einander gegenüber Fuß an Fuß und Aug in Auge, und der Teufel streckte seine langfingrige Tatze aus, ergriff Hansens Rechte, und drückte — wie der Teufel! — aber der Eisenhandschuh war aus schwedischem Eisen geschmiedet und widerstand, und Pitk Hans lachte nur dazu — denn dieweil es dunkel war, so vermochte der Teufel nicht zu erkennen, daß Pitk Hans behandschuht war. „Teufel,“ rief der Teufel aus, „wie ist deine Hand so hart!“ — Das kommt von harter Arbeit,“ sprach Hans. — „Und wie ist deine Hand so schwarz?“ — „Das kommt vom Mistführen,“ lachte Hans. Und als der Teufel müde geworden war, griff Hans zu und quetschte des Teufels Krallen zusammen, daß dieser anfing kläglich zu heulen wie eine Katze im Schraubstock. Au, au, auweh,

auweh! schrie und heulte er fürchterlich, setzte sich in einen Graben und biß ins Gras und legte sich kühlende Kräuter auf die gequetschte Hand, die es nimmer mit Pitk Hans mehr aufzunehmen wagte.

Der Wald aber, wo Solches geschehen, hieß fortan Litsumets (Druckwald) und liegt einsam in Wagien zwischen Schloß Lajus und dem Finnenschloß Somelin. Die Blümlein aber, die der Teufel abbiß und sich auf die Pfote legte, heißen noch heutiges Tages „Teufelsabbiß“ und „Katzenpfötchen.“

Bertram.

22. Der Schwanritter.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen, er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Wittwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Tag zu Reumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen, und wollte der Klage zur Antwort stehen. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein heran, und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhete ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen und neben ihm lagen Helm und Halsberg (Panzerhemde). Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereigniß; Jedermann vergaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wenn ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen. Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder ins Gestühl zu seinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin sollte ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrack sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich Niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem

langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter sich vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen, und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er in das Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen; doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Cleve, auch die Nienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

Grimm.

23. Die drei Bergleute im Kuttenberg.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann sie morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen, drittens ihr Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vorne einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! Wir haben nur einen Tag Brot zu essen, und einen Tag Oel auf dem Licht.“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müssig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte und ihr kleines Bischen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur Ein Tag. Doch da sie nicht ihre Haare schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmer wiedersehen und dachten daran, andere zu heirathen. Nun geschah es, daß einer von den Dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach, könnte ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollte ich gerne sterben!“ Der zweite sprach: „Ach, könnte ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen

und essen, so wollte ich gerne sterben!“ Da sprach der dritte: „Ach, könnte ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gerne sterben!“ Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander: da ging der erste hin zu der Ritze und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen herauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja“, antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg begraben.“ Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!“ aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen Brot gegessen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berge gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Grimm.

24. Der hart geschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringer Wald liegt eine uralte Schmiede, und sprüchwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbeugsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hartgeschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen Jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an, stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt im Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmied. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger,“ war die Antwort. Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiseit und konnte

nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dies Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben. Siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten: klagten dann die Unterthanen, so wäre Niemand, der ihnen Hülfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.“ Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte Alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

Grimm.

25. Der Mann mit dem Kameel.

Es ging ein Mann im Syrerland, Führt' ein Kameel am Halfterband. Das Thier mit grimmigen Gebärden Urplötzlich anfing scheu zu werden

5. Und that so ganz entsetzlich schnaufen, Der Führer vor ihm mußt' entlaufen. Er lief und einen Brunnen sah Von ungefähr am Wege da. Das Thier hört er im Rücken schnauben,

10. Das mußt ihm die Besinnung rauben. Er in den Schacht des Brunnens kroch, Er stürzte nicht, er schwebte noch. Gewachsen war ein Brombeerstrauch Aus des geborstnen Brunnens Bauch;

15. Daran der Mann sich fest that klammern Und seinen Zustand drauf bejammern. Er blickte in die Höh' und sah Dort das Kameelhaupt furchtbar nah, Das ihn wollt' oben fassen wieder.

20. Dann blickt er in den Brunnen nieder; Da sah am Grund er einen Drachen Aufgähnen mit entsperrtem Rachen, Der drunten ihn verschlingen wollte, Wenn er hinunter fallen sollte.

25. So schwebend in der Beiden Mitte, Da sah der Arme noch das Dritte. Wo in die Mauerspalte ging Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing, Da sah er still ein Mäusepaar,

30. Schwarz eine, weiß die andre war. Er sah die schwarze mit der weißen Abwechselnd an der Wurzel beißen. Sie nagten, zausten, gruben, wühlten, Die Erd' ab von von der Wurzel spülten;

35. Und wie sie rieselnd niederrann, Der Drach im Grund aufblickte dann, Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde Der Strauch entwurzelt fallen würde. Der Mann in Angst und Furcht und Noth,

40. Umstellt, umlagert und umdroht, Im Stand des jammerhaften Schwebens, Sah sich nach Rettung um vergebens. Und da er also um sich blickte, Sah er ein Zweiglein, welches nickte

45. Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren; Da konnt' er doch der Lust nicht wehren. Er sah nicht des Kameeles Wuth Und nicht den Drachen in der Fluth Und nicht der Mäuse Tückespiel,

50. Als ihm die Beer ins Auge fiel. Er ließ das Thier von oben rauschen Und unter sich den Drachen lauschen Und neben sich die Mäuse nagen, Griff nach den Beerlein mit Behagen,

55. Sie däuchten ihm zu essen gut, Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth, Und durch die Süßigkeit im Essen War alle seine Furcht vergessen. Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,

60. Der so die Furcht vergessen kann? So wiss', o Freund, der Mann bist Du; Vernimm die Deutung auch dazu. Es ist der Drach im Brunnengrund Des Todes aufgesperrter Schlund;

65. Und das Kameel, das oben droht, Es ist des Lebens Angst und Noth. Du bist's, der zwischen Tod und Leben Am grünen Strauch der Welt muß schweben. Die Beiden, so die Wurzel nagen,

70. Dich sammt den Zweigen, die dich tragen, Zu liefern in des Todes Macht, Die Mäuse heißen Tag und Nacht. Es nagt die schwarze wohl verborgen Vom Abend heimlich bis zum Morgen,

75. Es nagt vom Morgen bis zum Abend Die weiße, Wurzel untergrabend. Und zwischen diesem Graus und Wust Lockt Dich die Beere Sinnenlust, Daß Du Kameel die Lebensnoth,

80. Daß Du im Grund den Drachen Tod, Daß Du die Mäuse Tag und Nacht Vergissest, und auf nichts hast Acht, Als daß Du recht viel Beerlein hascheſt, Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

26. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Ceder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. Jehova's Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattete Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. Der Apfelbaum sprach: Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes. Und die Myrthe sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen. So rühmten Alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten. Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah sein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem

Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre geduldig aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

Herder.

---

27. Kallewipoeg, d. i. Kallew's Sohn.

I.

Kallewipoeg, Kallew's Sohn, war ein gewaltiger Recke der Esten, ein Riese von Gestalt und von überaus großer Stärke. Er lebte zur Zeit, als die Ritter sich im Lande festsetzten und flößte ihnen großen Schrecken ein.

Bei Saadjerw in der Nähe von Dorpat bestand er mit zweien Riesen einen Wettkampf. Es galt nämlich, Granitsteine von ansehnlicher Größe über den ungefähr sieben Werst langen See zu werfen. Der erste Wettkämpfer vermochte seinen Stein nur bis zur Hälfte der Strecke zu werfen. Der Stein fiel in den See, wo er noch sichtbar sein soll; und wer über den See fährt, muß ein Stück Geld hineinwerfen, wenn er glücklich hinüber kommen will. Der zweite Wettkämpfer warf seinen Stein bis hundert Schritte von dem nach Dorpat hin gelegenen Ende des Sees und verlor gleichfalls die Wette. Kallew aber warf seinen Stein mehrere hundert Schritte über den See.

Die Ueberwundenen mußten die Wette bezahlen; darum fordern sie von Allen, die über den See fahren, ein Geldstück.

Als nun Fremde das Land bedrohten, ging er durch den Peipus, um Bretter von dem jenseitigen Ufer zu holen. Beladen mit zwölf Dutzend großer Bretter, kehrte er durch den Peipus glücklich zurück, obgleich ein Zauberer mit struppigen Haaren von Allazkiwwi aus mächtig in die Wellen blies und sie zu Bergen aufthürmte, daß sie dem Kallewipoeg bis an die Lenden gingen. Dann griff er zum Schwerte, um den scheußlichen Zauberer zu züchtigen; allein dieser zeigte die Sohlen. Der Kallewipoeg ruhte sich nun aus auf der Anhöhe, die unter dem Namen Kallewipoegsäng (Bette des Kallewipoeg) bekannt ist. Er entschlief, sein treues Schwert an der Seite zur Linken gelegt. Als er schnarchte, daß die Berge dröhnten, kehrte der Zauberer zurück und stahl ihm sein Schwert, welches er nur durch Zauber zu heben vermochte. Er schleppte es fort, ließ es aber in einen Bach fallen, und vermochte es nicht wieder herauszuziehen. Dieses Schwert war vom Oheim des Kallewipoeg in Finnland geschmiedet, in sieben Jahren von siebenerlei Eisen unter sieben Zaubersprüchen täglich, und es war gehärtet in sieben Wassern, im Meere, im Peipus, im Wirzjerw, in dem Embach, in der Aa, im Pödjafluß*) und im Wasser des Himmels (Regen). Kallewi-

*) Dieser Fluß ergießt sich von Norden her in den Wirzjerw.

poeg suchte es lange vergebens; endlich blinkt es ihm aus dem Wasser des Baches*) entgegen, und beide huben nun einen Wechselgesang an. Er ließ es indeß liegen, damit es in Zukunft anderen braven Kerlen freiwillig helfen könne. Dann lud er die Bretterlast wieder auf seine Schultern. Abends erreichte er Ludenhof**), wo drei Söhne des Zauberers ihn überfielen, Bäume des Waldes mit den Wurzeln ausrissen und auf ihn losschlugen. Er schlug sie mit seinen Brettern in die Flucht, als eine feine Stimme aus dem Walde ihn ermunterte. Dieses war die Stimme des Igels, dem der Altvater bei Erschaffung der Thiere keinen Pelz gegeben hatte. Aus Dankbarkeit warf der Kallewipoeg ihm ein Stück seines Pelzes zu, wovon der Igel seine struppige Haut hat. Nun schüttelte er sich mitten im Morast einen neuen Säng zum Nachtlager; doch fiel ein Theil des von ihm geholten Sandes durch ein Loch seines Pelzes vorher heraus und bildete einen kleinen Berg vor dem Säng. So entstand der Sängberg Ludenhof. Dann ging er auf dem Wege nach Oberpahlen bei einer Höhle vorüber, in Kabbal bei Oberpahlen. Drei Jünglinge sitzen davor um ein Feuer und einen Kessel herum. Am vierten Abend ruhete er im Moose an der Piep'schen Straße***) an der Stelle, wo jetzt der Raudoja Krug steht. Nach Hause gekommen, baute er eine Stadt am Ufer des Meeres und herrschte von hier aus über Land und Meer. So wurde Reval gegründet.

II.

Bei Assama, auf dem Wege zwischen Wesenberg und Klein-Marien, wie hetzte er hier die am finnischen Meerbusen gelandeten Feinde! Keiner hätte die Schiffe wieder erblickt, wenn ihm nicht ein Unglück widerfahren wäre. Er trieb sein großes Roß zur Verfolgung der Feinde an; aber das Roß verrechnete sich bei dem Sprunge von einer Bergspitze zur andern. Es stürzte in der Mitte der Strecke, so daß die Füße sich tief in die Erde gruben und der Bauch platzte. Voll Aerger stand der Held an der Leiche des treuen Pferdes und verfluchte den Ort also: „Bleibe Sumpf bis ans Ende der Welt, und diene nur Fröschen zum Aufenthalt. Der Mensch fliehe dich, und wende sein Auge ab von deiner häßlichen Gestalt.“ Vom nahen Berg herab sieht man noch jetzt den Sumpf, der aus dem geplatzten Bauch des Pferdes entstanden ist und in abgemessenen Abständen vier Gruben, die durch die vier Füße des Pferdes hervorgebracht sind.

Fählmann.

III.

Als Kallewipoeg eine Zeitlang im jetzigen Catharinischen Kirchspiel gelebt und sich über die Leute geärgert hatte, wollte er das Land verderben und pflügte daher das Ackerland mit seinem Riesenrosse um, verfluchte es und machte es zum Morast; dann ließ er sein Roß grasen und band ihm die Vorderfüße zusammen, damit es sich nicht verlaufe und legte sich nach dem Frühstücke zur Ruhe. Das Roß wurde hierauf von Wölfen verfolgt und floh, drückte aber bei jedem Sprunge mit den zusammengebundenen Füßen die Erde ein, worauf die Hügel-

*) Dieser Bach ist der bei Saarenhof im Kirchspiel St. Marien.
**) Ludenhof, ein Gut im Kirchspiel St. Bartholomäi.
***) Die Straße, welche von Dorpat nach Reval über das Gut Piep führt.

reihe des St. Simonischen Kirchspiels entstand. Endlich wurde das Pferd von den Wölfen zerrissen. Das Blut strömte auf das Erdreich weithin und gab der Gegend den Namen Laiwerre (Breit-Blut). Diese Gegend ist aber durch das Blut des Pferdes so gedüngt, daß sie noch jetzt ohne weitere Düngung die schönste Heuernte trägt. Im St. Simonis'schen soll neben Laiwerre noch ein „Leberhügel" sein, wo die Leber des Pferdes liegen geblieben ist.

Inland.

IV.

Kallewipoeg hatte sich in eine Wildniß am Aaflusse zurückgezogen. Sein Heer war aufgerieben durch die Macht der Eisenbekleideten, und er lebte hier von Fischen und Krebsen. Da erschienen ihm drei Eisenkleider-Männer und forderten ihn auf, sich zu unterwerfen. Er aber gab ihnen eine höhnende Antwort, ergriff den ersten, und schwenkte ihn im Kreise um das Haupt herum, und es entstand ein Sausen, wie wenn der Adler durch die Lüfte fährt; er stampfte ihn in die Erde, bis zur Brust. Den zweiten schwenkte er herum und es entstand ein Sausen, wie wenn der Sturm sich mit den Fichtengipfeln unterhält; er stampfte ihn in die Erde bis zum Kinn. Darauf schwenkte er den dritten, und es pfiff, wie wenn der Blitz daher fährt, und er stampfte ihn so tief, daß nur die Spitze seines Eisenhutes noch hervorsahe. Dieses geschahe am Aaflusse, wo die Hofesbrücke ist, rechts am gegenseitigen Ufer (bei Aahof im Neuermühlenschen Kirchspiel.)

Fählmann.

28. Kallewipoeg's Tod.

Kallewipoeg hatte, als er sein Schwert im Bache am Peipusstrande zurückließ, zu demselben gesprochen: „Wenn der, der dich getragen, (er meinte den Zauberer) durch das Bächlein geht, so schneide ihm die Beine ab. Nun lustwandelte er selbst einmal wieder am Ufer des Peipus, und wollte nun, ohne daran zu denken, durch das Bächlein gehen. Beide Füße schnitt die Schärfe seines Schwertes ihm ab, so daß er vor Schmerz laut stöhnte. Mit Mühe schleppte er sich aus dem Bache und warf sich hier verzweifelnd auf das Feld. Sein Körper deckte wohl eine Lofstelle Landes, aber sein Todesstöhnen erfüllte den Raum zwischen der Erde und dem Wohnsitze der Götter, die seine Freunde waren, und die Klagen um ihn haben bis auf den heutigen Tag gereicht, und werden noch weiter reichen, so lange die Estnische Sprache noch währen wird; und es kamen die himmlischen Freunde heran, und gossen heilenden Kräutersaft in seine Wunde. Aber die Wunden waren tödlich. Da lag nun bald der sonst so kräftige Körper bewegungslos, sein gebrochenes Auge strahlte in die Wohnungen des Altvaters hinauf. Der Geist, vom Körper getrennt, schwang sich hinauf in die Wohnungen der heiligen Götter. Aber Altvater gerieth in Sorgen; der gewaltige Mann hatte große Thaten gethan und viele Feinde bezwungen; wäre er im Handwerk müssig, so konnte er muthwillige Streiche verüben. Ein Amt mußte ihm ertheilt werden. Der Teufel und seine Gesellen waren dem Alten vor einiger Zeit ungehorsam gewesen, und dem Kallewipoeg wurde nun das Amt ertheilt, Ordnung in der Hölle zu halten.

Fählmann.

29. Töll auf Oesel.

Töll war ein gewaltiger Riese und einst Wannem (Aeltester) auf dem Inselande in Töllist an der Südküste der Insel bei Arensburg, sowie der benachbarten Insel Runö, in der Mitte des Rigischen Meerbusens, wo er seinen Kohlgarten hatte. Seine Waffen waren ein Dachsparren oder ein Wagenrad und mit seinen mächtigen Fäusten zertrümmerte er Häuser, und entwurzelte Bäume. Wollte er Kohl essen, so setzte er seinen Kessel ans Feuer in Töllist, schritt dann durch die See nach Runö und kam zurück, wenn das Wasser kochte. Als er starb, befahl er seinen Freunden, nur seinen Namen zu rufen, wenn der Feind käme, und so wurde er in Töllist (oder bei Tiremetz, am Ende der Halbinsel Sworbe) begraben. Nach seinem Tode rief ein muthwilliger Knabe ohne Noth an seinem Grabe: „Töll, der Feind kommt!“ Töll erschien, sahe, daß er nur geneckt war, und erschien seitdem nicht wieder.

Luce.

---

30. Madonna della Sedia.

In einer öden waldigen Bergschlucht lebte vor mehreren hundert Jahren ein alter, frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verluste hatte er sich in diese Einöde zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf; denn sie wollten seiner Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und kein tief bekümmertes, trostloses Gemüth kehrte von ihm ohne Rath und Trost zurück. Deshalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend, wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von Allem auf der Welt losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süsses Bedürfniss seines Herzens geblieben, und er pflegte deshalb oft zu sagen: „Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechendes und ein stummes!“

Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten, wohlhabenden Winzers, die mit unsäglicher Zärtlichkeit an dem Greise hing und auf dem einsamen Fusspfade oft allein in den dunklen Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindlichen Einfalt still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne hohe Eiche, dicht an seiner Hütte stehend und sie mit ihren Aesten beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, ihm manches Nützliche lehrte, es immer vertrauter mit der Natur machte und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streuete, so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seine Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerzeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, fütterte und schützte die Vögelein, die in den weiten Aesten brüteten, und hatte schon manche gierige Axt durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. „Grüne du immer, meine starke, kräftige Tochter!“ sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfasste;

„ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige wohl und werde dich schützen, bis du mein Grab beschattest.“

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst ein so plötzliches Thauwetter ein, dass die Bergströme voller und gewaltiger, als jemals, in die Thäler schossen und grosse Verwüstungen anrichteten.

„Ach! unser armer, frommer Einsiedler!“ sagte Mariechens Vater eines Morgens; „wir werden ihn nicht mehr sprechen; — von meinen Weinbergen habe ich gesehen, wie die Fluth in sein Thal hinab braust und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an die Aeste unter Wasser stehen.“

Mariechen weinte und beschwor den Vater, dass er dem Greise zu Hülfe eilen möchte. Aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät, denn die Fluth musste längst schon über das Dach seiner Hütte hinrauschen.

Doch der Einsiedler war gerettet — nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein! — seine stumme kräftige Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. — Er war bei dem Anschwellen des Wassers auf das Dach seiner Hütte geflohen, und als es ihn auch hier erreichte, muthig in die Aeste der Eiche gestiegen, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der nachbarlichen Bäume entwurzelt mit fortgerissen wurden. Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verlief; drei Tage musste der Greis in den Aesten hangen und nur von wenigem trocknen Brode zehren, das er in der Eile zu sich gesteckt hatte. — Kraftlos und ganz erschöpft klomm er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod.

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Maria, die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süsser Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht und warf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen und trieb den Tod von ihm zurück.

Der Einsiedler dankte in andächtigem Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens und sprach mit begeisterter, halb verklärter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen kräftigen Segen aus, und flehete den Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den andern Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen!

Gestärkt und erquickt liess er sich von Maria hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Hütte wieder beziehen konnte. —

Als Maria in Unschuld und Schönheit aufgeblühet und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Hütte war eingesunken, die schöne Eiche unter

den Hieben der Aexte gefallen und zu grossen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

„Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens?“ fragt ihr, „da jetzt das Holz des geliebten Baumes im dumpfen finstern Keller vermodern soll?“

Hört nur geduldig weiter. Eins dieser Fässer war leer geworden und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Reifen aufgeschlagen werden möchten. — Um den Morgen zu geniessen, der eben in frischer Schönheit über die Berge herauf stieg, setzte sich Maria, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schauete, den Säugling an ihrer Brust liebkosend, indess der ältere Knabe zu ihren Füssen spielte, gerührt nach dem Thale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte, der Segen, den er verheissen, sei durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

Da wandelte, in stille Träume versunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raphael Sanzio, der grösste Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen und hatte diesen frühen einsamen Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln.

Mit freundlichen Worten grüsst ihn Maria. Er schaut auf, und als er die Mutter mit ihren Kindern erblickt, wird es ihm, als erscheine ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. —

Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Zügen die reinste, seligste Liebe strahlte, hier ruhte ja das engelschöne Kind an ihrem Busen, das mit seinen milden grossen Augen freundlich und ahnungsvoll seine Welt begrüsst; hier nahete ja der ältere Knabe, freudig ein Stäbchen bringend, an welchem er ein Kreuzchen befestigt hatte. Der Künstler verlangt in höchster Begeisterung, das lebendige himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat nichts zur Hand als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der grosse glatte Boden des nahen uns bekannten Fasses, und Raphael säumt nicht und tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Maria mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim und lässt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wolle er den Christusknaben schon im Spiele damit vertraut machen, daraus herrlich vollendet hat.

Raphael Sanzio aus Urbino starb 1520 und also schon vor 350 Jahren. Aber sein Gemälde ist noch nicht vergangen und wird noch als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt. Seht ihr, liebe Kinder, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt, denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu,

und noch lange werden sich reine, fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergriffen und erhoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind.

Vielleicht sind Einige von euch so glücklich, einst das Vaterland dieses herrlichen Gemäldes zu besuchen, um es dort selbst zu sehen, wo es unter dem Namen: „Madonna della Sedia“ berühmt ist.

v. Houwald.

31. Die Geschichte vom Kalif Storch.

I.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß an einem schönen Nachmittage behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffe, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich jedesmal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittage nun kam er auch, sah aber sehr nachdenkend aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und sprach: „Warum machst du ein so bedenkliches Gesicht, Großvezier?“ Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweise über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht; aber da drunten am Schlosse steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange gerne eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer heraufzuholen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzuge. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waaren hatte: Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Vezier musterten Alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnte. „Ich bekam diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mekka auf der Straße fand,“ sagte der Krämer; „ich weiß nicht, was sie enthalten; auch stehen sie um geringen Preis zu Dienst, ich kann doch Nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in seiner Bibliothek gern alte Manuscripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gern wissen, was diese Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er Keinen kenne, der sie entziffern könnte. „Gnädiger Herr und Gebieter,“

antwortete dieser, „an der großen Moschee wohnt ein Mann, der heißt Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnißvollen Züge.“

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ sprach zu ihm der Kalif, „Selim, man sagt, du seist sehr gelehrt; guck' einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir; kannst du es nicht, so bekommst du zwölf Backenstreiche und fünf und zwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift; plötzlich aber rief er aus: „Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich lasse mich hängen.“ „Sag', was d'rin steht,“ befahl der Kalif, „wenn es Lateinisch ist.“

Selim fing an zu übersetzen: „Mensch, der du dieses findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: mutabor, der kann sich in jedes Thier verwandeln und versteht auch die Sprache der Thiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gegen Osten und spreche jenes Wort; aber hüte dich, wenn du verwandelt bist, daß du nicht lachest, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtniß, und du bleibst ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, Niemanden Etwas zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großvezier aber sagte er: „Das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin. Morgen früh kommst du zu mir, wir gehen dann mit einander auf's Feld, schnupfen etwas Weniges aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser und im Felde gesprochen wird.“

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, um ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, späheten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probiren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Thiere, namentlich Störche gesehen, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teiche zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf- und abgehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich hinklappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieser Gegend zuschweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr,“ sagte der Großvezier, wenn nicht diese zwei Langfüßler ein schönes Gespräch mit einander führen werden. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?“

„Wohl gesprochen," antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. Richtig! dreimal gegen Osten geneigt und mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!"

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Großvezier dar, der gleichfalls schnupfte, und Beide riefen: mutabor.

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und roth; die schönen gelben Pantoffel des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße; die Arme wurden zu Flügeln; der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang; der Bart war verschwunden, und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großvezier," sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Barte des Propheten, so Etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Danke unterthänigst," erwiderte der Großvezier, indem er sich bückte; „aber wenn ich es wagen darf, zu behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es euch gefällig ist, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich storchisch können."

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein! so früh schon auf der Wiese?"

„Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühstück geholt. Ist euch vielleicht ein Viertelchen Eidechs gefällig oder ein Froschschenkelein?"

„Danke gehorsamst, habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz Anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben."

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach; als sie aber in malerischer Stellung auf einem Beine stand und mit den Flügeln anmuthig dazu wedelte, da konnten sich die Beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte sich zuerst wieder: „Das war einmal ein Spaß," rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade! daß die dummen Thiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen."

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte seine Angst deswegen dem Kalifen mit. „Potz Mekka und Medina! das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne dich doch auf das dumme Wort, ich bringe es nicht heraus."

„Dreimal gegen Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: mu — mu — mu“

Sie stellten sich gegen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war entschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder; sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elende anfangen sollten. Aus ihrer Storchhaut konnten sie nicht heraus; in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben; denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif sei? Und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit; denn sie befürchteten, mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie denn oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging. —

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen; da sahen sie unten auf der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten; ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferde, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad sprang ihm nach, und Alle schrien: „Heil Mirza, dem Herrscher von Bagdad!“ Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieser Mirza ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends; wir wollen zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht, daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.“

Sie erhoben sich vom Dache des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu. —

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein Paar Stunden der Großvezier, „ich halte es, mit Eurer Erlaubniß, nicht mehr lange aus; ihr fliegt gar zu schnell. Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.“

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör, und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu sein.

Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor; mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von ehemaliger Pracht

des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter," flüsterte er leise, wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Muthe, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt." Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen, als einem Thiere anzugehören schien. Voll Erwartung, wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thür angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemache, das durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen zu dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indeß auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zum großen Erstaunen der Beiden rief sie in gutem menschlichen Arabisch: „Willkommen, ihr Störche! Ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung; denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden."

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen würde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst." Die Nachteule bat ihn zu erzählen; der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

IV.

Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin, als du. Mein Vater ist der König von Indien; ich, seine einzige unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mirza. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Während ich vor Schrecken ohnmächtig war, brachte er mich hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Thieren verachtet,

bis an dein Ende, oder bis Einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.“ Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Thieren ein Gräuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond sein bleiches Gesicht über dies Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt. —

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht Alles täuscht,“ sprach er, „so findet zwischen unserm Unglück ein geheimer Zusammenhang statt, aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnt dies. Denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie meine. „Der Zauberer, der uns Beide unglücklich gemacht hat,“ sagte sie, „kommt alle Monat einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemache ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke; vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht.“

„O, theuerste Prinzessin!“ rief der Kalif, „sag' an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euren Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus! sprich aus!“ schrie Chasid, „befiehl, es ist mir jede recht.“

„Nämlich, ich möchte auch gerne zugleich frei sein. Dies kann aber nur geschehen, wenn Einer von euch mir seine Hand reicht.“

Die Störche schienen über diesen Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Großvezier,“ sprach vor der Thür der Kalif, „das ist ein dummer Handel! Aber ihr könntet sie schon nehmen.“

„So?“ antwortete dieser, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Hause komme, die Augen auskratzt! Auch bin ich ein alter Mann, und ihr seid noch jung und unverheirathet und könntet eher einer jungen, schönen Prinzessin die Hand reichen.“

„Das ist es eben,“ seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, „wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sacke kaufen!“

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu; endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber Storch bleiben, als eine Eule heirathen wollte, entschloß er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bes-

fern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden. —

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gange hin. Endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sopha, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf, ihm seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

„Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. Ein recht schweres lateinisches; es heißt: mutabor.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, kamen sie vor Freude außer sich. Sie liefen auf ihren langen Füßen so schnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule:

„Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die so eben hinter dem Gebirge heraufstieg; „mutabor!“ riefen sie; im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neu geschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand: „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ sagte sie. Sie war es! Der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth so entzückt, daß er ausrief, es sei sein größtes Glück, daß er Storch geworden sei.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit dem Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nöthig war, und so kamen sie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben. Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mirza. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. — Dem Sohne aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wollte. Als er das Letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. — Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch.

Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperrren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte der Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags besuchte; da sprachen sie oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch aussah. — Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — schrie, dann drohete ihm lächelnd der Vezier, „er wolle das, was vor der Thür der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mittheilen.“

W. Hauff.

---

32. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

Konrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm die arme Waise in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Konrad mit dem lebendigsten Eifer den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Konrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlmeinenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen auf's Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andere Universität und folgte demselben; Konrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Konrad war Nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt und sorgfältig mit Hinzuschreibung von Konrads Namen auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht volle 25 Rubel; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuern, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels zu überlassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, wo-

ran ja kein Zweifel sei, einst ein Amt beschere, das ihm sein Brod gäbe dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Konrad kehrte nach der Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte heruntersetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte Summe noch das Einzige sei, was ihm zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Konrad wagte es nicht, von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein wackerer alter Handwerksmann, den sein Geschäft als Schmied fast den ganzen Tag außer dem Zimmer, in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Konrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte; denn seine tägliche Nahrung seit des Onkels Tode war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagessen eingeladen wurde, fast nichts Anderes gewesen, als Kartoffeln, Brot und Obst. Bei all seiner Sparsamkeit sah er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornehmlich Stiefeln sich kaufen, deren er sehr bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Orts; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andern äußern Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Konrad schon mehrmals durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden, er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm. „Warum", so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Konrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, was Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen! Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohlbekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange, auf diesen Vorschlag einzugehen.

Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauerwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Schiff machte freilich keine großen Tagereisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Konrad die Zeit nicht lange werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Cajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Konrad auf einmal in der großen fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuern Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte, wie spät es sei; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündlein und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber dessen Sohn am Leben und ein sehr vermögender Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comptoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müßig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte jedoch, zum neuen Schrecken des armen Konrad, für die Mühe des Wegzeigens einen halben Gulden und ließ sich auch schlechterdings nicht anders abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines

Verwandten ein. „Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern obendrein zu deutschen Landsleuten", so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comptoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre stillgestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun, und was ist denn Euer Begehren?" — Der Jüngling erröthete, und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngeren Herren, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Konrad reichen; dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit den ihm noch übrigen Groschen heute sich sättigen, noch weniger, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Reisekosten nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo in einem der benachbarten Dörfer ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unabsehbaren Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt wie der Vorstadt und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt, und deshalb an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegenen Stelle des Strandes sich verirrt. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder zum Lande heran. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen laut schreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Konrad seine Thränen. „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brot bescheren und mich wieder heimgeleiten in mein liebes Vaterland!"

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes. Konrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Adresse sich durch das Glas leicht lesen läßt, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst holländisch, und als er hört, daß der junge Fremdling nur deutsch versteht, auf deutsch an und räth ihm, nachdem er die Adresse auf dem inliegenden Papier gelesen, er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift

gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte, wichtige Nachricht, und jeder mit dem Seegebrauch Bekannte sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Konrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er, gegen Rotterdam hin, noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurückkehren müsse.

Als er nach langem, langem Gehen das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten, und man behandelte dich so verächtlich; wie wird es dir erst bei den ganz Fremden ergehen!“ so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comptoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Konrad sich niedersetzen und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagte er in ziemlich geläufigem Deutsch: „Gottlob, daß wir indessen neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche ins Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker: dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.“

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

„Ich heiße Konrad Balding“, sagte der Jüngling, „und bin aus Hessen.“

„Wie?“ fragte der alte Herr, „ist Ihr Vater nicht Prediger in N.?“

„Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast zehn Jahren.“

„Und Ihre Mutter?“

„Auch sie überlebte den theuern Vater nur wenige Monate.“

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte, und sagte: „Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst sechs Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einflusse Ihres Vaters noch ein anderes, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie!“

Konrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einhei-

misch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche auf sein Zimmer und von dem edeln Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sah. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es bald nach seiner Anstellung wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten, und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Konrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“ Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in Hessen hatte Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten durch die Kraft des nämlichen Spruches dahin, daß Jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eigenes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes, tägliches Brot in Frieden essen konnte.

G. H. v. Schubert.

---

33. Das Opfer kindlicher Liebe.

Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Er war groß und stark über seine Jahre, und aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesicht leuchtete der Muth eines Mannes, eine kindliche Gemüthlichkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahen und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht verrichtete, als ob es nichts wäre, und Alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater“ sagen konnte. Er war der erste Knabe, den ich zur Welt brachte; drei Dirnen waren vor ihm voraus, und ich hatte mich schon darein ergeben, daß die Beckners aussterben würden, da kam endlich der Junge an, und ich sagte gleich: Aus dem soll ein Wasserheld werden; dafür steh' ich. Sobald er von der Muttermilch

entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen, wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster heraus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Wasser; und wie ich so an der Leiter hange und das Bramsegel einreffe, kommt Etwas hinten nachgeschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's sein, als mein Volney, der, wie er meiner ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freude über den Jungen und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohete, lachten sie mich aus und schrieen, er stünde unter dem Schutze Seiner Großbritanischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für Zwei und wird auch für Zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen, und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm Alle gerne zu, weil er ein so treuherziger Mann war und seine Erziehungsweise uns höchlich ergötzte. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neuorleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagte es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; Alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allem, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinausrief und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte, so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nahe, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache; aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwim-

menden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Andern; die Einen schrieen, um das Thier zu schrecken; Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Klafter entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem älteren Beckner vom Schiff her ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest und wird mit dem Kinde auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken freigehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thiers zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht und dieser bald das Kind, bald dessen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam heraufkam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: „Wo ist Volney?“ dann als besänn er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischten, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung! Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir.“ Nach diesen Worten fing er von Neuem an zu jammern und heiße Thränen

strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft. Während dies auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offenen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

Friedr. Jacobs.

34. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till! So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und Einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen.

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst, — denn der Titel stand mir nicht an, — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum: das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich

da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was, fing der alte Witt an und schüttelte ihn, er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hause.

Ach, nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will es Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit vor sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Plump lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse, oder Hausorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte eine ganze Woche lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und nach unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er braucht?

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! —

Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was! sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann! aber, wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, ums Himmelswillen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich! Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen, oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprach ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wieder wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Engel.

35. Die Fahrt nach Isenland.

Fern über der See hatte eine Königin ihren Sitz, die hatte nirgends ihres Gleichen; sie war überaus schön und von sehr großer Kraft. Sie schoß den Speer, warf den Stein fern und sprang dann weit darnach, und auch im Ringen zeigte sie ihre hohe Meisterschaft. Wer ihrer Liebe begehrte, der mußte ihr ohne Zaudern diese Spiele abgewinnen; gebrach's ihm an Einem, so hatt' er sein Haupt verloren. Davon gelangte die Kunde auch zu den Burgunden.

Da sprach der Vogt vom Rheine: „Ich will an die See hin zu Brunhilden, wie es mir auch ergehen mag; ich will um ihre Minne mein Leben wagen; ja, ich will es verlieren, sie werde denn mein Weib. Willst du mir helfen, um die Minnigliche werben, edler Siegfried? Thu es, ich bitte dich darum; und wo ich das liebliche Weib gewinne, so will ich auch wiederum deinetwegen Ehre und Leben wagen." Darauf antwortete Siegfried, Siegmund's Sohn: „Giebst du mir deine Schwester, die schöne Kriemhild, so will ich es thun und begehre für meine Arbeit keines Lohnes weiter." „Das gelobe ich, Siegfried, in deine Hand," sprach Gunther; „wenn die schöne Brunhilde in das Land kommt, so will ich dir meine Schwester zum Weibe geben." Das gelobten sich die hohen Recken mit Eiden. Nun rüsteten sich die kühnen Männer mit wenigen erlesenen Rittern zu der Fahrt. Siegfried nahm heimlich seine Tarnkappe mit sich. Die Diener trugen die goldfarbenen Schilde der Helden ans Ufer, brachten ihr Gewand und führten auch die Rosse herzu. Da standen an den Fenstern die lieblichen Kinder und weineten sehr; aber ein frischer Wind blähete das Segel des Schiffes, und die stolzen Heergesellen stiegen wohlgemuth ein und saßen auf dem Rheine. „Wer will Schiffsmeister sein?" rief König Gunther. Alsbald ergriff Siegfried eine Ruderstange und schob kräftig vom Gestade; der König Gunther nahm selbst ein Ruder; so huben sich die lobesamen Ritter vom Lande. Sie führten reiche Speisen mit sich, dazu auch guten Wein, den besten, den man am Rheine finden konnte; ihre Rosse standen ruhig, das Schiff ging sanft dahin; und so widerfuhr ihnen auf dem ganzen Wege wenig Leides.

Am zwölften Morgen hatten die Winde sie fern von dannen gen Isenstein in Brunhildens Land getragen. Das war ihrer Keinem bekannt, außer Siegfrieden. Sechs und achtzig Thürme sahen sie darinnen stehen, drei weite Paläste und einen wohlgebauten Saal von edlem Marmorsteine, grün wie Gras, in welchem Brunhilde mit ihrem Ingesinde wohnete. Die Burg war weit aufgetragen; Brunhildens Mannen liefen ihnen entgegen, empfingen die Gäste im Lande ihrer Königin, führten ihre Rosse hinweg und ließen sich, bevor Jene eintraten, auch die Waffen in Verwahrung geben. Als nun die Königin Siegfrieden sah, sprach sie züchtiglich zu dem Gaste: „Seid willkommen, Herr Siegfried, allhier in diesem Lande! Was bedeutet eure Reise? Das möcht' ich gerne wissen." „Hier ist Gunther, ein reicher und hehrer König, der keinen Wunsch weiter kennete, wofern er deine Hand gewonnen hätte. Um deinetwegen bin ich mit ihm hierher gefahren; wäre er nicht mein Herr, ich hätt' es nimmer gethan." „Ist er dein Herr, und bist du sein Dienstmann, und will er die Spiele, die ich zutheile, bestehn, und bleibt

er darin Meister, so werd' ich sein Weib; gewinne aber ich, so geht's euch Allen an das Leben. Den Stein soll er werfen und darnach springen, sodann soll er mit dem Speer schießen und endlich sich mit mir im Ringen versuchen. Seid nicht zu jach! ihr könnet hier wohl Ehr' und Leben verlieren: das bedenkt euch wohl!" sprach das minnigliche Weib. Siegfried der Schnelle trat zum Könige und bat, seinen Willen der Königin frei zu sagen und ohne Angst zu sein: „Ich will dich wohl vor ihr durch meine Listen behüten." Da sprach der König Gunther: „Hehre Königin, theilet mir zu, was ihr gebietet: und wäre es noch mehr, so beständ ich es Alles, um nur euch zu erwerben; ich will mein Haupt verlieren, wo ihr nicht mein Weib werdet."

Als die Königin seine Rede vernahm, hieß sie, wie ihr geziemte, die Spiele beschleunigen; sie hieß zum Streite sich ihr Kriegsgewand bringen, einen Panzer von rothem Gold und einen guten Schild. Derweilen war auch Siegfried, der weidliche Mann, ohne daß es Jemand wußte, zum Schiffe gegangen, wo er seine Tarnkappe verborgen liegen hatte; darein schlüpfte er schnell und war nun Niemand sichtbar. Er eilte bald zurück; da sah er viele Recken um die Königin, die ihre hohen Spiele ordnete; heimlich ging er umher, da ihn Niemand sah von Allen, welche zugegen waren; das geschah mit Listen. Jetzt trug man der Frau einen schweren und großen, starken und gewaltigen Speer herbei, dessen sie sich immer zu bedienen pflegte, und der an der Spitze schrecklich schnitt. Da sprach Hagen's Schwestersohn, der kühne Ortwin: „Mich reuet diese Hofreise von Herzen. Sollen uns in diesem Lande die Weiber zu Grunde richten? Es bekümmert mich hart, daß ich in dieses Land kam. Hätte mein Oheim Hagen seine Waffe bei der Hand und auch ich die meine, so möchten alle Brunhildensmannen mit ihrem Uebermuthe sanfter auftreten." „Wir sollten wohl unangefochten dieses Land räumen!" sprach Hagen. „Hätten wir unser Kriegsgewand, das uns so noth ist, und die guten Schwerter, so würde der Uebermuth der schönen Frauen wohl gesänftigt werden!" Wohl hörte die edle Magd die Worte des Ritters; mit spöttischem Lächeln sah sie über die Achsel: „Da er sich so kühn dünkt, so bringet ihnen ihr Kriegesgewand und gebet ihnen ihre scharfen Waffen." Als sie die Schwerter erhalten hatten, da ward der kühne Ortwin ganz roth vor Freude: „Nun mögen sie spielen, was sie wollen!" sprach er. „Gunther ist unbezwungen, seit wir unsere Waffen haben."

Brunhildens Stärke erschien überaus gewaltig. Man trug ihr in den Kreis einen runden Stein, der war von unmäßiger Last und von ungeheurer Größe, so daß ihn kaum zwölf der kühnen, schnellen Recken tragen konnten. An ihren weißen Armen streifte sie die Aermel empor, faßte den Schild mit der Hand und zuckte den Speer hoch; da ging es an den Streit. Die Fremden bangten vor Brunhildens Zorn, und wäre nicht Siegfried da zu Hilfe gekommen, so hätte Gunther sein Leben eingebüßt. Heimlich trat Siegfried heran und rührte seine Hand. Die List machte Gunther'n große Sorge, doch Jener flüsterte ihm zu: „Den Schild gieb mir von der Hand und laß mich ihn tragen, und nun merke wohl, was du mich sagen hörst: mache du die Geberde, das Werk will ich bestehen." Da Gunther ihn nun erkannte, war es ihm lieb. Jetzo schoß die herrliche Maid gar kräftiglich auf den neuen, großen und brei-

Estnisch. univ. Tart.

ten Schild, den Siegelinde's Sohn an seiner Hand trug, so daß Feuer vom Stahle sprang, als wenn es der Wind wehete. Die Schneide des starken Speeres durchbrach völlig den Schild, daß man das Feuer aus den Panzerringen lohen sah; vor dem Schusse strauchelten die beiden kräftigen Männer, und ohne die Tarnkappe wär' es um sie geschehen gewesen. Dem kühnen Siegfried brach das Blut vom Munde; aber bald sprang der gute Held wieder auf, nahm den Speer, welchen sie ihm durch den Schild geschossen, und warf ihn mit starker Hand wieder zurück. Das Feuer stob aus den Ringen, so mit Kraft hatte Siegmund's Sohn den Speer geschleudert; auch konnte sie mit all' ihrer Kraft vor dem Schusse sich nicht aufrecht erhalten: das hätte der König Gunther nimmermehr zu bewirken vermocht. Aber die schöne Brunhild sprang bald wieder auf die Füße: „Edler Ritter Gunther," rief sie, „habe Dank für diesen Schuß!" denn sie meinte, daß er es mit seiner Kraft gethan. Da trat sie schnell hin, zornigen Muthes hob sie den gewaltigen Stein hoch empor und schleuderte ihn kräftiglich fern von der Hand; dann sprang sie nach dem Wurfe, daß laut ihr Gewand erklang. Der Stein war zwölf Klafter weit von dannen niedergefallen, und die Wurfweite maß mit einem Sprunge die treffliche Jungfrau. Nun ging der schnelle Siegfried hin, wo der Stein lag; Gunther wägte ihn, aber Held Siegfried that den Wurf; er schleuderte den Stein viel ferner und sprang auch weiter; durch seine feinen Künste hatte er Kraft genug, im Sprunge auch noch den König Gunther zu tragen. Zum Dritten begannen sie auch im Ringen aneinander die Kräfte zu messen. Da zeigte die kühne Maid dem König Gunther ihrer Stärke Meisterschaft und warf ihn nieder, daß ihm das Haupt dröhnte. Mit ihrer Linken hielt sie seine Hände so fest umschlossen, daß ihm das Blut durch die Nägel drang; mit der Rechten aber griff sie nach ihrem Gürtel von starker Borde, ihn damit zu binden. Da kam der reiche König in große Noth. Aber Siegfried, der seinen Fall nicht hatte hindern können, riß jetzt den Darniederliegenden wiederum empor und setzte ungesehen der starken Jungfrau so zu, daß ihr die Glieder erkrachten. Da bekannte sie sich besiegt. Er aber zog ihr einen goldenen Fingerring von den Händen und nahm ihr den Gürtel, ohne daß sie es inne ward. Ich weiß nicht, ob er das aus Uebermuth gethan: später, als Kriemhild mit ihm gen Niederland gezogen, gab er ihr Beides, was ihm nachher sehr leid werden sollte.

Die Königin rief nun ihr Hofgesind herzu und sprach: „Kommet näher her, ihr meine Verwandten und Mannen, ihr sollt nun Alle dem König Gunther unterthan werden." Da legten die Kühnen die Waffen von der Hand und beugten sich vor Gunther, dem reichen Könige von Burgundenland; denn sie wähnten, er habe mit seiner Kraft die Spiele gewonnen. Siegfried der Schnelle trug weislich seine Tarnkappe wieder fort und trat dann in den Saal, wo die Ritter und Frauen versammelt waren. „Wohl mir um der Kunde willen," sprach er, „daß eure Hochfahrt also erlegen, und daß Jemand lebt, der euer Meister ist! Nun sollt ihr uns von hinnen an den Rhein folgen, edle Maid!"

F. Bäßler.

36. Siegfrieds Tod.

Nachdem Brunhilde in Worms angekommen war, wurde die Doppelhochzeit durch Kampfspiel und Festmahl glänzend gefeiert. Siegfried zog mit Kriemhilde, seiner Gemahlin, nach den Niederlanden und erhielt bald von seinem Vater das Reich, worin er zehn Jahre lang glücklich lebte. Nach dieser Zeit gebar ihm Kriemhield einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde, sowie ein Sohn Gunthers den Namen Siegfried erhielt. In diesem langen Zeitraume waren Siegfried und Kriemhilde nicht mehr nach Worms gekommen. Einstmals äußerte Brunhild ihr Staunen, daß Siegfried, als Gunthers vermeintlicher Dienstmann, nie am Hofe erscheine, um dem König zu huldigen und seine Kriegsdienste anzubieten. Gunther ließ sie in Ungewißheit, lud aber bald nachher Siegfried und Kriemhilde zu einem Ritterfeste nach Worms ein. Da gab es Spiele und Feierlichkeiten aller Art, und bis zum elften Tage lebte Alles in vollster Freude und Eintracht, als die beiden Königinnen in einen Wettstreit über die Vorzüge ihrer Gatten geriethen. Kriemhild pries Siegfrieds unüberwindliche Tapferkeit, Brunhilde dagegen erhob Gunthers königliche Macht und Hoheit, dessen Dienstmann jener wäre. Solch ein Vorwurf kränkte aufs tiefste: beim nächsten Kirchgang maßte sich daher Kriemhild mit ihrem Hofe den Vortritt an und erregte dadurch Brunhilds unaustilgbaren Neid.

Diese konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie verfiel in so große Trauer darüber, daß sie die Theilnahme von Gunthers Mannen erregte und der grimmige Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu rächen; auch gelang es ihm endlich, Gunther, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

Nach Hagens Rath kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdeger und Lüdegast gesendet wären, Krieg anzusagen. Sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunther mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Herzens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben und diese bat ihn, den theuern Gatten zu schützen, und ihn nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden gethan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitet sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen, und versprach ihm, damit er sie leicht erkennen möge, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdeger Friede halten wollte. Gunther aber ließ auf Hagens Rath eine große Jagd ansagen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

Als die Jagd angetreten werden sollte, beurlaubte sich Siegfried bei seiner Gemahlin. Bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib, denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, wovon die Blumen roth geworden seien, und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn nicht

mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrath und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den Andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß an Gunthers Hofe sich Niemand finde, der ihn hasse, alle ihm vielmehr hold seien, wie er es auch verdiene. Mit minniglichem Kusse schied er von der Geliebten und zog mit Gunther und dessen Mannen in den Wald, doch ohne Gernot und Giselherr. Auf Hagens Vorschlag trennen sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte so viele wilde Thiere, daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Zeichen zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platze zogen, fing Siegfried noch einen Bären, band ihn lebendig an den Sattel, brachte ihn zur Feuerstätte und ließ ihn dann zur allgemeinen Belustigung laufen. Auf der Flucht gerieth der Bär in die Küche und richtete hier die größte Verwirrung an. Jäger und Hunde verfolgten den Fliehenden, aber nur Siegfried holte ihn ein und schug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; dabei fehlte es aber an Wein; Hagen hatte ihn absichtlich an einen andern Ort bringen lassen. Nachdem Siegfried über diese Vernachlässigung seinen Unwillen ausgesprochen, ertheilt Hagen den Rath, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht sogleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe das Ziel zu erreichen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, während die Andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr er aber dürstete, trank er doch nicht eher, als bis Gunther getrunken hatte. Während dies geschah, entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, ergriff dann dessen eigenen Speer und durchbohrte ihn mit demselben an der Stelle, welche Kriemhild mit dem Kreuze bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried auf, suchte nach seinen Waffen, ergriff, da er sie nicht fand, den Schild und stürzte sich auf Hagen. Obgleich todtwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Edelsteine sprangen, mit denen er geziert war und Hagen zu Boden stürzte. Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblichen, das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und beklagten seinen Tod; selbst Gunther schien Reue zu empfinden. Nur Hagen zeigte grimmige Freude über die Unthat und suchte Gunther zu überzeugen, daß Siegfrieds Tod für ihn von großem Nutzen sei. Sterbend bat Siegfried Gunther, seiner Gemahlin mit Treue beizustehen. Als die Herren sahen, daß er todt sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen. Dann gingen sie zu Rathe, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer Viele wollten, man solle aussagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden; nur Hagen verharrte in seinem kecken Trotze, und übernahm es, den Todten selbst nach Worms zu bringen, unbekümmert, ob Kriemhild es erfahre und darob weine.

Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhildens Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Kämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickte er den Todten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Köni-

gin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann“ tröstete das Gesinde; sie aber rief: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann; es hat's gerathen Brunhild, und Hagen hat's gethan!“ Von nun an versinkt Kriemhild in namenlosen Schmerz, den sie bis ans Ende ihres Daseins in der Brust trägt und pflegt, und den keine Lust der Welt ersticken kann. **Nach Lüben.**

37. Horand der Sänger.

Aus Gudrun.

Es gedachte auch der kühne Horand dem König Hettel, seinem Herrn, einen gedeihlichen Dienst zu thun. An einem stillen Abend ging er dicht vor Hagens Königsschloß und begann mit so herrlicher Stimme zu singen, daß es allen Leuten wohlgefallen mußte. Der König Hagen und seine Mannen hörten es mit Vergnügen, und die Königin eilte nach der Zinne, als der Gesang durch das Fenster in ihr Gemach erhallete, und lauschte, über die Brüstung hinausgebeugt, noch lange, nachdem das Lied verklungen war. „Welch ein Gesang war das!“ sprach sie jetzt mit tiefem Erstaunen, solche schöne Liederweise ist nimmer in mein Ohr gedrungen, noch irgend wo auf Erden vernommen worden. Wollte Gott vom Himmel, daß meine Kämmerer sie verständen! Sie ließ den Sänger herbeirufen und sagt' es ihm großen Dank, daß ihr der Abend so heiter hingegangen war. „Ihr sollt uns,“ sprach sie, „die Weise, die ich heute von euch vernommen habe, in allen Abendstunden hören lassen; ja thut mir das zu Liebe, und ich will immer darauf denken, wie ich es euch lohnen kann.“ „Werthe Frau,“ erwiderte der frohe Sänger, wenn es euch behagt, so sing ich euch zu allen Zeiten so guten Gesang, daß Jedem, der es recht hört, sein Leid schwinde, und wer Herz und Sinn an meine süßen Weisen hingiebt, Linderung seiner Schmerzen erfahre.“

Damit schied er von dannen; als sich aber die Nacht geendet hatte und es zu tagen begann, hub Horand abermals an zu singen, und abermals so süß, daß alle Vögel in den Gebüschen vor seinem Gesange schwiegen und alle Schläfer von ihren Lagerstätten froh emporstanden. König und Königin mußten aus ihrem Gemach auf die Zinne hervor und die irischen Helden eileten gleichermaßen herzu und sprachen: „Herr, laßt uns horchen! Ist doch Niemand so krank und schwach, dem nicht sein Leiden schwände, wenn er die Stimme hört, so aus dem Munde dieses Sängers geht.“ „Wollte Gott vom Himmel,“ versetzte der König, „daß ich selbst so singen könnte!“ So standen sie und horchten, bis er seine drei Lieder vollendet hatte, und däuchte ihnen die Zeit nicht lang; und wenn er gesungen hätte so lange als Einer braucht, um tausend Meilen zu reiten, so wär' es ihnen ein Augenblick gewesen.

Drinnen aber im Schlosse saß die junge Königstochter mit ihren Jungfrauen und lauschte und nahm mit Verwunderung wahr, daß die Vöglein drunten in den Bäumen des Burghofes nur auf den Sänger merkten und ihrer gewohnten Lieder ganz vergaßen. Und wie er nun ausgesungen hatte und von dannen ging, ließ sie sich in froher Ungeduld

ihr lichtes Gewand anlegen und sandte eiligst nach ihrem Vater Hagen. Wie der nun kam, fand er sein Kind schon wieder traurig, und das Mägdlein rührete liebkosend des Vaters Kinn und bat: „Lieb' Väterlein, heiß' ihn seiner Lieder noch mehr singen.“ Er aber sprach: „Liebe Tochter, wollte er dir am Abend singen, ich gäb' ihm tausend Pfund darum. Nun aber sind diese Fremdlinge so stolzer Art, daß ich ihn gewiß durch nichts dazu bewegen könnte, seinen Gesang hier am Hof erklingen zu lassen. Darum stehe davon ab, ehe wir eine Fehlbitte thun.“ Wie flehentlich sie ihn nun auch bitten mochte, der König ließ sie stehen und ging von dannen.

Aber der schlaue Horand ließ nicht ab, alle Morgen und Abend in der Nähe des Schlosses seinen zauberischen Gesang ertönen zu lassen. Süßer und immer süßer erklangen seine Weisen: Die Thiere im Walde ließen ihre Weide stehen; die Würmchen hemmeten ihren stillen Gang im Wiesengras, und die Fische, die sich spielend in den Wogen tummelten, tauchten aus der Fluth empor. Aber mächtiger noch verlockt' er alle Menschenherzen: Die Kranken wie die Gesunden waren mit allen ihren Sinnen an seine Lieder festgebannt; Glockenklang und Chorgesang, die däuchten Keinem mehr so schön als zuvor; sondern Alle, die ihn hörten, führte unbezwingbare Sehnsucht dem dänischen Sänger zu. Da konnte die Königstochter nicht länger widerstehen; verstrickt in die süße Gewalt der Lieder, sann sie Tag und Nacht, wie sie den Sänger ohne Wissen des Vaters oder der Mutter in ihrem Gemache sehen und alle seine Lieder von ihm vernehmen könnte. Ein verschlagener Kämmerer, der das heftige Verlangen des Königskindes wohl zu nutzen wußte, erbot sich, den Sänger heimlich in den Palast zu bringen, und die junge Hilda willigte mit Freuden ein und gab ihm zwölf schwere Spangen von lichtem Gold zum Lohne voraus. Der Kämmerer also ging verstohlener Weise zu Horanden und trug ihm die Bitte seiner Herrin vor, und dieser vermochte kaum seine Freude darüber zu verbergen: denn eben das war es ja, was er mit seinem Gesange gewollt hatte.

Zur bestimmten Stunde wurde er mit Morung in das Gemach der jungen Fürstin geführt; ihre Kämmerer blieben vor dem Hause stehn, um Jedwedem den Zutritt zu wehren. Sie hieß die Helden sich setzen und sprach: „Nun laßt mich euer schönstes Lied vernehmen! Was ich anher gehöret, das hat mir die Seele nur zu großem Verlangen geweckt: denn eure Stimme geht über alle Freude und ist köstlicher, denn alle Kurzweil.“ Er sprach: „Dürft' ich euch ohne Gefahr meines Hauptes singen, vielschöne Jungfrau, ich würde nicht verschmähen, euch jederzeit zu dienen: wäret ihr nur in meines Herren Lande!“ Darauf hob er ein Meerlied an, wie's die heidnischen Männer des Nordens auf der Seefahrt zu singen pflegen, von so wunderbarer Sangesweise, wie kein Christenmensch weder vor, noch nach vernommen hat, es sei denn, daß es ihm einmal von der wilden Fluth herübertönte. Als er geendet hatte, sprach die edle Jungfrau: „Freund, habe Dank! könnt' ich dir so lohnen, wie ich willigen Muth habe!“ Damit zog sie einen gold'nen Ring von ihrer Hand und reicht' ihn dem Sänger dar und sprach: „Wenn ich jemals eine Krone trage und im Lande herrsche, so soll dich Niemand je weiter verfolgen und vertreiben, als bis an meine Burgen: daselbst magst du wohl immer in Fried und Ehre weilen.“ Horand aber erwi-

derte mit raschen Worten: „O Herrin, nicht für mich begehre ich des Ringes, den ihr mir bietet: dürft' ich ihn aber meinem Herrn bringen, so wär' ich ihm ein freudenreicher Bote." Sie sprach: „Wer ist dein Herr? wie heißt er? Um deinetwillen muß ich ihm hold sein." Horand antwortete: „Der reichste aller Könige, Hettel von Dänemark; und wo uns Niemand verriethe, so wollt' ich euch auch sagen, warum er uns in eures Vaters Land gesendet hat!" Sie sprach: „Sag an!" und Horand fuhr fort: „Mein Herr erbietet euch in aller Treue sein Herz und seine Hand, daß ihr seine Macht und Ehre mit ihm theilet; darum so laßt ihn eurer Güte inne werden, denn euch allein hat er zur Königin seines Reiches ersehn." „Gott müsse ihm sein Vertrauen lohnen," erwiderte die Jungfrau, „ja, wenn du mir alle Morgen und Abend singen wolltest, wie gern wär' ich eure Königin!" „Wenn euch Liederklang so sehr erfreut, vieledle Jungfrau, so würdet ihr an König Hettel's Hof in eitel Wonne leben. Denn mein Herr hat täglich zwölf Sänger um sich, welche preiswürdiger singen, als ich, und doch thut's Keiner im Gesang meinem Herrn gleich." Da sprach die junge Fürstin mit Trauer: „Dürft' ich vor meinem Vater, so wollt ich euch mit willigem Herzen folgen. Nun aber ist es mir mächtig leid um euch, denn wird mein Vater inne, warum ihr gekommen seid, so wird er euch tödten." „Seid unbesorgt, hehre Frau," sprach der kühne Degen Morung: genug, daß wir eures Herzens Meinung kennen; das Andere sei die Sorge der Männer, denen der König, unser Herr, sein Heil vertrauet hat." — Und wie sie so gesprochen hatten, schieden sie von der Königstochter und gingen unbemerkt, wie sie gekommen waren, wiederum zu den Ihrigen.

Bäßler.

II.

Historische Bilder.

38. Geschichtliche Bedeutung der Ostsee.

Nicht mit Unrecht hat man die Ostsee häufig das mittelländische Meer des Nordens genannt. Denn wie dieses für die Entwickelung der Südwelt Europas von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage von hoher Bedeutung gewesen ist, so hat das baltische Meer von jeher auf den Culturgang des europäischen Nordens den entschiedensten Einfluß ausgeübt; und wie dort im Süden, so ist auch hier ein Binnenmeer mit seinen tief eingreifenden Buchten und Armen, seinen zahlreichen Eilanden und Inselgruppen, seinen ihm von allen Seiten zueilenden Strömen und schiffbaren Küstenflüssen das vermittelnde Glied gewesen für die Verbreitung von Religion, Gesittung, Handel, Kunst und edlerer Bildung; es hat die verschiedenartigsten, durch Abstammung, Sprache und Sitte gesonderten Völkerschaften, welche sich an seinen Gestaden niedergelassen, im Laufe der Jahrhunderte einander genähert, um dann auch von den

Küstengegenden aus auf die Geschicke der angrenzenden Binnenländer einen noch heute fortdauernden Einfluß auszuüben.

Bei weitem später als das Mittelmeer ist freilich die Ostsee zu dieser hohen Bedeutung gelangt. Nur darf man den Grad derselben nicht nach den Vorstellungen ermessen wollen, welche der Südländer so lange Jahrhunderte hindurch mit jenen nordischen Himmelsstrichen verbunden hat. Denn wie schon in denselben Tagen, da Karthago's Handelsflotten das ganze Mittelmeer beherrschten, die Kaufleute in Massilia höhnisch die Berichte belächelten, welche ihnen ihr Landsmann Pytheas von seinen Reisen jenseits der Säulen des Herkules heimgebracht, so trug man sich noch fast bis ins Zeitalter Karls des Großen hinein, als der Norden schon längst Bedeutung erlangt hatte, mit den unbestimmtesten phantastischen Ansichten über dieses „unbewegte von Schilf starrende Meer" und seine Küstenländer.

Und doch waren damals bereits über den baltischen Norden die gewaltigsten Völkerstürme hingebraust und hatten hier neben den Wanderungen und Heerfahrten gothischer, sächsischer, burgundischer und wendischer Stämme einen Kampf hervorgerufen, durch dessen Entscheidung die Slaven und Germanen berufen wurden, den Entwickelungsgang des gesammten europäischen Nordens und Nordostens für alle Zeiten zu leiten und zu bestimmen. **Schlözer.**

---

39. Die Finnen.

In unvordenklichen Zeiten hatte einst das Finnenvolk, ein mächtiger Stamm, reich an poetischem Gefühl und sinniger Anschauung der Natur, geübt und erfahren in technischen Arbeiten, vor Allem im Bergbau und in der Schmiedekunst, kampfmuthig zu Lande wie zur See, wenn nicht durch abergläubisches Zauberwesen verdummt und in Trägheit und Schwäche versunken, seine heimathlichen Höhen am Ural verlassen und war in die weiten, damals noch herrenlosen Ebenen des östlichen Europa eingezogen. Hier mochte es sich geraume Zeit ungestört ausgebreitet haben, auch wohl schon frühe nach Skandinavien übergesetzt sein und sich der Küsten der Ostsee bemächtigt haben. Da drängten von Süden herankommend slavische und germanische Stämme gegen die Finnen an und zwangen sie durch Ungestüm und Uebermacht zum Weichen. Fortan zog sich die finnische Volksmasse immer weiter nach dem äußersten Norden zurück und in die verlassenen Sitze derselben rückten im Osten die Slaven ein, während Skandinavien den Germanen anheimfiel. Das geschah zu einer Zeit, von der nur Mythe und Sage zu reden weiß.

Aber nicht alle Glieder dieses Volksstammes hatten sich durch den mächtigen Strom jener Bewegung aus ihrer Heimath in den unwirthbaren Norden verdrängen lassen nnd zu einer Zeit, wo schon aus der Sage der erste Schein geschichtlicher Klarheit hervorbricht, finden wir noch vereinzelte finnische Volksstämme im Bereiche ihrer ursprünglichen südlichen Niederlassungen.

Da saßen in den Küstenlandschaften, die heute unter dem Namen der deutsch-russischen Ostseeprovinzen bekannt sind, eine Menge der ver-

schiedenartigsten Völkerschaften, welche ihrer Abstammung nach theils dem slavisch-germanischen Völkergeschlechte, theils jenen nach Norden zurückgedrängten Finnen angehörten.

Während einer langen Reihe von Jahrhunderten begnügte man sich im Abendlande, die Gesammtbevölkerung dieser östlichen Küstenstriche mit der allgemeinen Benennung der Aestier zu bezeichnen.

Schlözer.

40. Die Esten.

Später als der Norden ein größeres Interesse für das Abendland bekommen hatte, tauchten in den Gegenden des baltischen Meeres die bestimmteren Namen der Kuren, Liven, Letten und Litthauer hervor und aus dem unbestimmten Begriff der Aestier entwickelt sich endlich als bestimmter Name eines mächtigen finnischen Volksstammes der Name der Esten.

Denn diese Esten, welche von der Höhe einer lebenskräftigen, bildungsfähigen Nation zu der niedrigsten Stufe der Knechtschaft herabsanken, von der sie erst in unsern Tagen sich allmählich wieder emporarbeiten, gehören ihrer Abstammung und Sprache nach dem großen finnischen Völkergeschlechte an. Dieselben Wohnsitze, in welchen wir sie heute finden, nördlich begrenzt durch den finnischen Meerbusen, westlich durch die Ostsee und östlich durch den Peipussee und die Narova scheinen sie von jeher eingenommen zu haben.

Innerhalb dieser Grenzen tönen uns wenigstens noch heutiges Tages die Namen finnischer Zunge von Flüssen, Städten und Bezirken vernehmlich entgegen.

Hier lebte von jeher das Volk der Esten in zahlreiche freie Gemeinwesen getheilt, die sich selbst regierten und sich nur den Befehlen selbstgewählter Richter und Heerführer aus den Aeltesten des Stammes, den sogenannten Wannem, unterordneten.

Brach ein Krieg mit dem Grenznachbar aus, so verließen die bedrohten Gemeinden eiligst mit der werthvollsten Habe die offenen Dorfschaften, um sich auf die verschanzten größeren Waffenplätze ihres Bezirks zurückzuziehen, welche zuerst auf Anhöhen oder im Dunkel sumpfiger Waldgegenden angelegt, durch Gräben, Brustwehre von Pfahlwerk oder Erd- und Steinwälle befestigt waren und den ersten Angriffen Trotz zu bieten vermochten.

Als Waffen bedienten sie sich der Keulen, Lanzen, Schleudern und kurzer Messer. Die Leichen der im Kampf gefallenen Genossen wurden verbrannt, ihre Asche in zierlich gearbeiteten Urnen unter hohen Todtenhügeln beigesetzt. Wie aber zu Lande, so hatte sich der Este auch schon früh zur See im Waffenhandwerk geübt; zu wiederholten Malen wurden die Küsten Skandinaviens von ihren Raubschiffen heimgesucht.

Trotz dieser äußeren Fehden und Kämpfe waren aber die Esten doch kein eigentliches Kriegervolk. Das erkennen wir besonders in dem Charakter ihrer Sagen, in denen sich keine nach Außen gerichtete Thätigkeit, sondern eine behagliche Gemüthlichkeit und ein harmloser Friede abspiegeln. Auch dem Esten wurde einst von Wannmunne, dem nordischen Orpheus, nachdem er mit seinem Gesange die Berge, Wälder,

Menschen und Thiere bezaubert hatte, die Kantelet geschenkt und ihm zugleich die Gabe des Gesanges verliehen. Aber vor dem Fremden verstummt das Lied des Esten. Mißtrauen und Verachtung haben sich tief in die Herzen des so lange unterdrückten Volkes eingeschlichen, und nur da, wo er sich allein und unbelauscht unter den Seinen weiß, wagt er jene ihm lieben Erinnerungen an die Vergangenheit aufzufrischen.

Schlözer.

41. Die Liven.

Erst mit dem Beginne des 13ten Jahrhunderts, als deutsches Leben bereits an den Gestaden der Ostsee tiefe Wurzeln geschlagen hatte, kam der Name des Küstenvolkes der Liven plötzlich auch im Westen zu hoher Geltung. Bald wurde nun für lange Jahrhunderte allen jenen baltischen Landen der Gesammtname Livland gegeben, den dann die neuere Zeit, trotz des fast gänzlichen Verschwindens der ursprünglichen Liven für die zwischen Estland und Kurland liegenden Landstriche beibehalten hat.

Das Land der Liven war, wie das der Esten, in verschiedene Distrikte getheilt, denen die Stammältesten vorstanden. Erbliche Könige kommen bei ihnen nirgends vor. Auch die Art der Waffen und der ganzen Kriegführung scheint bei beiden Völkern gleich gewesen zu sein; denn wie in Estland finden sich auch im alten Livenlande noch heute in Wäldern, Sümpfen und an Flußufern die Ueberreste ihrer nicht umfangreichen, stark verschanzten Waffenplätze. Die Wohnsitze der Liven zogen sich von dem nordöstlichen Winkel, welchen der rigische Meerbusen bei Pernau bildet in bogenförmiger Richtung rund um diese Meeresbucht herum bis zum Vorgebirge Domesnees, der äußersten Spitze Kurlands und erstreckten sich von der See ab zumeist gegen acht Meilen, im Dünastromgebiete aber wohl gegen zwanzig Meilen landeinwärts, während jene in Kurland ansässigen Liven nur den äußersten Küstenrand bewohnt zu haben scheinen. Ihren Namen mögen die Liven der besonderen Bodenbeschaffenheit ihrer Wohnsitze verdanken, denn „Liv“ bedeutet im Estnischen „Sand“ und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Esten die am sandigen Meeresstrande ansäßigen Stammesgenossen und Nachbarn zuerst mit dem Namen der „Sandbewohner“ bezeichnet haben.

Schlözer.

42. Die Letten.

Zwischen diesen finnischen Völkerschaften, welche den Norden, Westen und Süden der baltischen Lande bewohnten, hatte sich aber von Südosten herabziehend ein anderes zahlreiches Volk wie ein Keil eingedrängt, das, als ein nordwestlicher Ausläufer des großen slavisch-litthauischen Stammes, sich hier unter dem Namen der Letten und Lettgallen niedergelassen hatte. Die Form des von ihnen eingenommenen Landstriches, wie er sich uns auf der Karte darstellen würde, mag etwa mit der eines spitzwinkligen Dreiecks verglichen werden, dessen Spitze nach Nordwesten gerichtet ist, so daß sich ihre Sitze südöstlich in das Dunkel der litthauischen Waldungen und Sümpfe verlieren

mußten. Abgeschieden von der belebenden Nähe des Meeres, wohin ihnen Liven und Esten den Weg versperrten, häufig angefeindet von diesen mächtigen, stolz auf sie herabblickenden Volksstämmen, aber selbst zu sanft und zu friedliebend, um sich auf längere Kämpfe mit ihnen einzulassen, lebten hier die Letten viele Jahrhunderte hindurch dem Abendland fremd und suchten unter der milden Herrschaft ihrer Stammesältesten, fern von dem lauten Treiben der Welt, in der Stille ihrer heiligen Haine und in der Verehrung ihrer Götter die reinste Erhebung und Befriedigung.

Als ein den Letten nahe verwandter Stamm erscheinen uns die Semgallen am linken Dünaufer.

Schlözer.

43. Bischof Meinhard. (1186—1196.)

Fast um dieselbe Zeit, da Saladins Heldenthaten den ganzen Orient mit Staunen und Bewunderung erfüllten, gründete am einsamen nordischen Dünaufer der Augustinerpriester Meinhard aus dem Kloster zu Segeberg in Holstein, ein schlichter Greis mit gottesfürchtigem Sinn und „würdigen grauen Haaren", der sich in Begleitung des Cistercienser-Mönches Dietrich einigen nach Livland fahrenden Handelsleuten angeschlossen hatte, eine christliche Schule und Kirche in der Hoffnung, durch sein Wort dem Evangelium bei den dortigen Landesbewohnern Eingang zu verschaffen.

Seit der Entdeckung Livlands durch Bremer Kaufleute mochten bereits nahe an 30 Jahre verflossen sein. Lübecker und Bremer Kaufleute waren seitdem schon manchmal die Düna hinaufgefahren, hatten auch wohl gute Bekanntschaft mit den Liven geschlossen, um dort Wachs, Pelze und andere Landesprodukte einzuhandeln, und wußten gewöhnlich bei ihrer Heimkehr die herrlichen Waldungen, Wiesen und Aecker und die fischreichen Flüsse des neuentdeckten Nordlandes nicht genug zu preisen. Durch solche Erzählungen war die Aufmerksamkeit der Bremer Kirche rege gemacht worden, und bald hatten Glaubensdrang und Bekehrungseifer jenen Meinhard bewogen, zu öfteren Malen die Reise dorthin zu unternehmen, um sich mit den Landesverhältnissen und der Sprache der Liven vertraut zu machen. Dann wandte er sich an den Fürsten von Polozk mit der Bitte, ihm Erlaubniß zum Predigen unter jenen Völkern zu ertheilen. Der lag damals gerade — es war um das Jahr 1186 — in heftiger Fehde mit seinem östlichen Nachbar, dem Fürsten von Smolensk, kümmerte sich überdies auch gar wenig um die Glaubensangelegenheiten seiner heidnischen Unterthanen, wenn diese ihm nur richtig ihren Tribut zahlten, gab also ohne Weiteres seine Einwilligung und sandte sogar dem hocherfreuten Geistlichen ansehnliche Geschenke. Nun kaufte Meinhard am rechten Dünaufer, etwa sechs Meilen oberhalb ihrer Mündung ein Stück Land, gründete dort auf dem hohen, schroffen Felsen eine Kirche nebst Schule, welche die Liven „Ykeskola" (Uexküll) hießen, begann dann zu predigen und wirkte bald so kräftig durch sein Wort, daß sich viel Volks taufen ließ.

Da schreckte plötzlich wilder Kriegslärm die kleine christliche Gemeinde auf. Mit Beginn des Winters, als Sumpf und Moraft zu-

froren, waren die ungestümen Reiterschaaren der Litthauer ins Livenland eingefallen, um zu rauben und zu plündern.

Schleunigst flüchtete Meinhard mit den Seinen in die benachbarten Waldungen, bis der Feind abgezogen war. Aber die Litthauer konnten wiederkehren, und Wälle und Gräben schützten Kirchlein und Schule nicht genugsam gegen einen plötzlichen Ueberfall. Im folgenden Sommer ließ Meinhard daher von der benachbarten Insel Gothland Handwerker und Steinmetze kommen, die ihm Wurfmaschinen errichten und bei der Kirche eine feste Burg aufführen mußten, wie sie die Liven bis dahin noch nie gesehen hatten. Und als nun die hohe Feste mit ihren Thürmen und Mauern und Zinnen so stolz und gefahrdrohend weit ins Land hineinschaute, eilten die Semgallen mit Stricken und Seilen die Düna hinunter, des Glaubens, Schloß und Kirche damit in den Fluß reißen zu können. Aber kaum waren sie in die Nähe desselben gelangt, als sie von den Burgmauern herab mit einem heftigen Steinregen empfangen und zur schleunigen Rückkehr gezwungen wurden. Ob dieses Vorfalls staunte die Bevölkerung der ganzen Umgegend.

Bald kamen die unterhalb Ykeskola wohnenden Liven von Holm heraufgezogen, und versprachen sich taufen zu lassen, baten aber Meinhard, ihnen gleichfalls eine Burg zu bauen, was denn der Alte auch bereitwillig zugestand.

Der gute Fortgang, den das Bekehrungswerk hier zu haben schien, bewog darauf den Erzbischof von Bremen, Meinhard zum Bischof von Ykeskola zu ernennen. Im Jahre 1188 wurde derselbe auch von Rom aus in dieser Würde bestätigt und zugleich das neue Bisthum unter die Obhut der Bremer Kirche gestellt.

Aber schon die nächste Zeit lehrte Meinhard einsehen, wie trotz des glänzenden Anfangs seinem ganzen Unternehmen der innere Halt fehle. Eigennutz und Furcht hatten die meisten der getauften Liven vermocht, ihren alten Glauben zu verlassen. Fanden sie es für gewinnreicher, sich demselben wieder zuzuwenden, so geschah dies ohne große Bedenken. Schaarenweise liefen sie dann in die Düna, um Christenthum und Taufe im Wasser wieder abzuspülen und die Prediger nach Deutschland zurückzusenden. Oft erlitt jetzt auch das Gefolge Meinhards grobe Mißhandlungen.

Seinem Amtsgenossen Dietrich drohten die Letten und Esten mit dem Tode, weil sie ihn für einen Zauberer hielten und beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß wähnten, er habe die Sonne verzehrt.

Mochte daher auch der Papst Clemens III. noch um das Jahr 1190 Meinhard sogar zum Bischof von ganz Livland erheben und sein Nachfolger auf die Vorstellungen Dietrichs, der heimlich nach Rom geeilt war, um den heiligen Vater mit der bedenklichen Lage des neuen Bisthums bekannt zu machen, einen Aufruf zum Kreuzzuge gegen die nordischen Heiden erlassen, noch fehlte im Abendlande jedes warme Interesse für jene baltischen Lande und dem rastlos thätigen Greise kam Niemand zu Hülfe. Müde und altersschwach starb Meinhard endlich im Jahre 1196.

Als er das Nahen des Todes fühlte, versammelte er noch einmal die Aeltesten der wenigen treu gebliebenen Liven um sein Lager und nahm ihnen das feierliche Gelöbniß ab, muthig beim christlichen Glauben

zu verharren. Einstimmig versprachen sie ihm, sich bereitwillig einem neuen Bischof unterzuordnen. Schlözer.

44. Bischof Berthold. (1197—1198.)

Als i. J. 1197 der Erzbischof von Bremen nach vieler Mühe den Abt Berthold überredet hatte, sich der verwaisten livischen Kirche anzunehmen und dieser bald darauf allein in seinem ärmlichen Bischofssitze an der Düna anlangte, wurde er hier von den Liven so ungastlich empfangen, daß er eilends nach Bremen zurückkehrte und erst i. J. 1198, da zahlreiche Krieger aus Sachsen, Westphalen und Friesland sich ihm angeschlossen hatten, wieder nach Livland zu gehen wagte. Er landete bei der Burg Holm, mitten in der Düna und sandte eine Botschaft an die Liven mit der Frage, ob sie die christliche Lehre wieder annehmen, die angenommene treu bewahren wollten? Sie beantworteten beide Fragen mit „Nein.“ Berthold fuhr nun mit seinen Schiffen die Düna hinunter, landete zwei Meilen von der Mündung des Stroms bei einem Hügel, der „Rige“ genannt wurde und berathschlagte, was zu thun sei. Unterdessen sammelten sich die Liven in der Nähe zu bedeutenden Massen. Berthold begann zunächst eine friedliche Unterhandlung, worauf ein Waffenstillstand durch Auswechslung von Lanzen geschlossen, sogleich aber wieder von den Liven gebrochen wurde und ein hitziger Kampf erfolgte. Die Deutschen siegten, aber Berthold, von seinem Pferde mitten unter die fliehenden Liven geführt, von einer Lanze durchstochen und Glied für Glied zerrissen, fiel am 24. Juli 1198. Aus Rache verwüsteten die Deutschen die Umgegend, worauf die Liven Frieden boten, Priester in ihre Burgen aufnahmen, sich gegen 150 an der Zahl taufen ließen und zum Unterhalte der Priester eine Abgabe an Getreide zu entrichten versprachen. Nach dem Abzuge der Bewaffneten aber wuschen sie die Taufe in der Düna wieder ab, warfen einen geschnitzten Menschenkopf als vermeintlichen Christengott ins Meer, mißhandelten die Geistlichen und drohten ihnen mit dem Tode, wenn sie sich nicht im Frühjahr entfernten, was auch geschah. Die Kaufleute retteten ihr Leben nur durch Geschenke; die beiden von den Deutschen erbauten Schlösser dienten ihnen zum Zufluchtsort, und sie wurden daselbst von den Eingeborenen eingeschlossen. Es schien also einer friedlichen Verbreitung des Christenthums der Weg versperrt.

In dieser Weise werden uns die Anfänge der christlichen Kirche in Livland vom Priester Heinrich berichtet, einem Letten, der sich schon frühe den Deutschen und ihrer Lehre anschloß, und dessen schlichte Erzählung wohl Glauben verdient.

In Bremen mochte die Botschaft von diesen Ereignissen einen trüben Eindruck hervorrufen. Indessen hatte dies zunächst die gute Folge, daß man sich jetzt ernsthafter als zuvor den Angelegenheiten der baltischen Niederlassung zuwandte. Man erkannte endlich, daß um einer so jungen, ferngelegenen Gründung ein rasches Gedeihen zu sichern, es nicht genüge, einen „ehrwürdigen, tugendhaften Greis“ oder irgend einen „durch Bescheidenheit, Leutseligkeit und Anmuth der Rede ausgezeichneten“ Klosterbruder an die Spitze derselben zu stellen, sondern daß

es hier eines Mannes bedürfe, der den geistlichen und weltlichen Führer, den Staatsmann und den Feldherrn in sich vereine, eines Mannes, dem neben der Weite des Blickes ein kühner Sinn gegeben sei, um Großes zu verstehen und Großes zu erfassen.

Schlözer. Richter.

45. Albert von Buxhöwden. (1198—1229.)

Albert von Buxhöwden stammte aus einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien des Bremer Erzstiftes, deren Sprößlinge durch umfangreichen Güterbesitz innerhalb der Grenzen dieser Diöcese wie durch häufigen Dienst beim erzbischöflichen Sitze sich schon seit geraumer Zeit als mächtige Stützen der Kirche erwiesen hatten. Nebst vier seiner Brüder, Engelbert, Rothmar, Herman und Salomon trat Albert frühe in den geistlichen Stand, während die beiden andern Brüder Dietrich und Johannes sich dem Kriegshandwerke widmeten; alle waren erprobt in treuer Anhänglichkeit an die Kirche und bereit, ihrem Dienste sich jeden Augenblick zu opfern. Schon als Jüngling hatte sich Albert durch Reife und Festigkeit des Charakters ausgezeichnet und sich unter den höchsten Machthabern und Fürsten zahlreiche Freunde und Gönner erworben. An diesen Mann wandte sich jetzt im Jahre 1198 der Erzbischof von Bremen mit dem Antrage, die Leitung des Bekehrungswerkes der Liven zu übernehmen. Er stand gerade noch in der vollen Blüthe des Mannesalters, und mit ganzer Kraft konnte er jetzt in seinen neuen Wirkungskreis eintreten.

Ein günstiges Geschick wollte, daß wenige Monate bevor Albert in Bremen die bischöfliche Weihe erhielt, Innocenz III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, der die hohe Bedeutung der baltischen Länder für die Ausbreitung seiner Macht bald erkannte. Kaum hatte er daher von der verzweifelten Lage der Christen am Dünastrande gehört, als sein mächtig gebieterischer Aufruf an alle Gläubigen in „Sachsen, Westphalen, im Slavenlande und jenseits der Elbe," den bedrängten Brüdern im Norden zu Hülfe zu eilen, erging.

Mittlerweile hatte auch Albert nicht gefeiert. Um gleich zu seiner ersten Fahrt nach Livland ein schlagfertiges Heer bereit zu haben, hatte er sich im Jahre 1199 nach der Insel Gothland, Dänemark und von da nach Deutschland begeben, um Kämpfer zu werben und die Angeworbenen zur nordischen Kreuzfahrt zu ordnen.

Bei ihrer Ankunft in Livland fanden die Kreuzfahrer ein völlig feindliches Land vor sich. Bald nach dem Abzuge jenes deutschen Kreuzheeres, welches durch Berthold nach Livland geführt worden war, hatte der heidnische Glaube wieder aller Orten sein mächtiges Haupt erhoben und jede Erinnerung an das Christenthum gewaltsam ausgerottet. Da die christlichen Geistlichen größtentheils zur Flucht nach Deutschland gezwungen worden waren, so fand sich nur noch eine kleine Schaar von frommen Brüdern im Lande, die hinter den Mauern von Ykeskola Schutz gesucht hatten.

Aber schon war der Retter nahe, der sie von aller Noth befreien sollte. Als Albert bei der Mündung der Düna angelangt war, ging das Geschwader vor Anker; er ließ bei den Schiffen die nöthigen Wach-

mannschaften zurück und zog mit den übrigen Streitern die Düna hinauf. Oberhalb Holm stößt er bereits mit den Liven zusammen. Sein Priester Nicolaus wird getödtet. Aber kühnen Schritts dringt Albert weiter vor. Bald ist Ykeskola erreicht, und freudig öffnet ihm die christliche Dulderschaar die Thore. Der Besetzung Ykeskola's folgt rasch die Einnahme des festen Holm. Augenblicklich ziehen dorthin die Liven ihre Streitkräfte zusammen, um die Burg einzuschließen und wo möglich auszuhungern. Aber in den Gruben unter der Erde entdeckten Alberts Leute große Kornvorräthe, die wahrscheinlich vom Feinde selbst dort noch aufgespeichert waren, und mittlerweile ist auch schon eine Schaar friesischer Kreuzfahrer von den Schiffen die Düna hinaufgeeilt, um die Burg zu entsetzen. Demüthig bitten jetzt die Liven um Frieden. Von Neuem nimmt eine große Menge derselben die Taufe an. Dreißig ihrer vornehmsten Jünglinge werden auf Alberts Geheiß als Geißeln nach Deutschland geschickt.

So waren die Uferlande der unteren Düna nebst dem nördlich gelegenen Thoreida (Treiden) wieder in der Gewalt der Christen.

Indessen war die Lage Alberts und seines Bisthums noch keineswegs ohne Gefahr und Bedenklichkeiten: die Mehrzahl der Kreuzritter hatte sich ihm nur auf Jahresfrist angeschlossen; war die Zeit um, so mußte voraussichtlich das Heer auf eine kleine Zahl zusammenschmelzen, die unmöglich im Stande sein konnte, die Niederlassung dauernd zu beschützen. Je größer jedoch die Gefahr, desto schöpferischer zeigte sich Alberts großer Geist. An dem rechten Ufer der Düna, etwa zwei Meilen oberhalb ihrer Mündung lag schon seit langen Jahren eine Art Speicher, welcher den gothländischen Kaufleuten als Niederlage für ihre Waaren dienen mochte. Einen solchen Stapelplatz nennt noch heutiges Tags der Livländer eine Rige und an eben diesem Platz beschloß Albert jetzt eine Stadt zu gründen. Schon i. J. 1201 wird das Werk begonnen. Rasch erheben sich die Ringmauern und Häuserreihen des neuen Riga. Von nah und ferne ziehen die Ansiedler herbei. Nicht nur daß von den eingeborenen Liven sich viele dort niederlassen, auch aus Deutschland trifft bereits i. J. 1202 des Bischofs Bruder, der Mönch Engelbert mit den „ersten Bürgern“ in Riga ein. Dann verlegt Albert den bischöflichen Sitz dorthin, und zu Ehren der Muttergottes wölbt sich der heilige Dom, von dessen Thurm die große Kriegsglocke ihre Warnungssignale weithin durchs Land ertönen läßt, so oft ein feindlicher Ueberfall droht. Schon i. J. 1211 befreit Albert die Handelsleute des Westens von jeglichem Zoll, von Abgaben und dem Strandrechte und sichert ihnen die freie Fahrt auf der Düna.

In denselben Tagen, als auf livisch baltischem Boden die erste deutsche Stadt erwuchs, belehnte Albert einige seiner treuesten Ritter mit Theilen des eroberten Landes, um so allmählich einen festen Kriegerstand für seine Niederlassungen zu gewinnen und schon im folgenden Jahr 1202 stiftete er nach dem Vorbilde des mächtigen Tempelordens „die Brüderschaft des Ritterdienstes Christi,“ jenen mönchisch-kriegerischen Bund, dessen Großthaten wie sein blutig gefärbtes Kreuzes- und Schwerteszeichen auf weißem glänzendem Mantel ihm bald statt der ursprünglichen Bezeichnung im ganzen Norden den schreckengebietenden Namen der „Schwertbrüder“ erwarben.

Gar oft zog Albert hinüber nach Deutschland, um in allen Flecken, auf allen Straßen und in allen heiligen Stiftungen das Kreuz zu predigen und für seine Kirche zu begeistern und zu werben. Alsdann verließ willig der Ritter die Stammesburg seiner Väter, es trieb den Mönch hinaus aus der Einsamkeit der klösterlichen Zelle, den Handelsmann und Handwerker vom Frieden des heimathlichen Herdes. Und Alles schaarte sich begeisterungsvoll um das Banner der heiligen Jungfrau, der Schutzgöttin der livischen Kirche. Dann ward es lebendig in den Häfen von Lübeck, zu Gothland, zu Riga und auf den Wogen des baltischen Meeres. Und sie zogen alle hinaus, jene Fürsten und Grafen und Edlen aus Sachsen, Westphalen und Friesland, die Meiendorfs, die Bannerow, die Buxhöwden, die Plessen, die Tiesenhusen mit ihren Mannen und Reisigen und glänzenden Gefolgschaften. Und von den Hufen der Rosse und dem schweren Tritte der gepanzerten Ritter erdröhnten die baltischen Schneegefilde. Vor ihren Wurfmaschinen fielen die Waffenplätze und Verschanzungen der Liven. An den Ufern der Düna und in den Thalgründen der Goiwa (Aa) thürmten sich rasch ihre Festen und Burgen. Unter der Axt des fleißigen Ansiedlers lichteten sich die undurchdringlichen Waldungen, und die neu gebahnten Straßen belebte der Handelsmann mit seinen Waarenzügen. In den Gauen der Liven und in den heiligen Hainen der Letten aber erhoben sich die Kapellen und Bethäuser der christlichen Mönche und Pilgrime. Und in dem denkwürdigen Jahr 1206 war nach dem Berichte Heinrichs ganz Livland getauft nnd zwei Jahre später hatte auch schon die Mehrzahl der Letten sich der neuen Lehre zugewandt.

Groß waren die Heldenthaten, welche Albert mit seinen Rittern gegen die Räuberschaaren der Litthauer, sowie gegen die russischen Dünafürsten zu Polozk, Gerzike, und Kukenois verrichtete, und fast zehn Tagereisen die Düna hinauf beugte sich Alles vor der Gewalt des rigischen Bischofs. Von dem Kloster der Cistercienermönche zum Berge des heiligen Nikolaus in Dünamünde bis hinauf zu der Russenfeste Gerzike, deren Gebieter sich in die Lehensherrschaft des Bischofs hatte fügen müssen, krönten die stattlichen Schlösser und Burgen zu Holm, Uexküll, Lennewarden, Kokenhusen und Selburg die Uferhöhen der Düna und spiegelten sich nebst den zahlreichen Gotteshäusern und Kapellen in den Fluthen des Stroms.*)

Schon längst hatte der Kaiser Philipp von Schwaben ganz Livland mit allen Herrscherrechten dem Bischof Albert übertragen. Er war die Seele aller Unternehmungen. Wo seine gebietende Persönlichkeit erschien, da war auch rascher Erfolg stets gesichert. Bald sehen wir ihn hoch zu Roß an der Spitze der kampfesmuthigen Schaar gegen den Feind ausrücken, bald auf der beschwerlichen Ueberfahrt nach Deutschland, um das Kreuz zu predigen und immer neue Mannen für sein Livland anzuwerben, bald als gewandten Vermittler, hier drohend, dort nachgebend in den schwierigsten Unterhandlungen mit weltlichen und geistlichen Machthabern. Die Tage der Ruhe waren dem Bischof nur sparsam zugemessen. Verstummte auch dann und wann der Kriegslärm an den Grenzen sei-

*) Bis zum Jahr 1287 waren schon sieben Schlösser erbaut: Uexküll 1106, Holm 1107, Riga 1201, Lennewarden 1205, Wenden 1206 und Kokenhusen 1207.

nes Landes, so zeigten sich nur zu bald im Innern desselben die mannigfaltigsten Verwickelungen.

Bald nach der Stiftung des Ordens hatte sich bei den Mitgliedern desselben ein Streben nach Machterweiternng und Unabhängigkeit gezeigt, welches, auf dem stolzen Gefühl ihrer Kraft beruhend, mit dem Wachsen desselben immer gefährlicher zu werden drohte. Im Jahr 1207 stellten sie plötzlich dem Bischof die Forderung, ihnen sowohl ein Drittheil des bereits eroberten Landes als Eigenthum zu überlassen, wie auch ein Drittheil der noch zu erobernden Ländereien zuzusichern. Obgleich nun bei der Gründung dieser Brüderschaft dem Bischof die unbedingte Herrschaft über dieselbe vom Papste zugestanden war, so glaubte Albert doch, diese Forderung nicht ganz zurückweisen zu dürfen. Was daher das noch zu erobernde Land betraf, so wich er hierin freilich für jetzt ihrem Gesuche klüglich aus; in Livland aber räumte er ihnen mit Zustimmung des Papstes das verlangte Drittheil ein, stellte jedoch die Bedingung, daß sie ihm von dem Ertrage dieser Ländereien ein Viertheil zurück erstatten sollten. Hierauf gingen die Ritter willig ein. Zugleich aber beschlossen sie, ihren Hauptsitz, den sie bis dahin in Riga gehabt hatten, ins nördliche Livland zu verlegen, wo die gefahrdrohende Nachbarschaft der Esten schon ihre stete Gegenwart nothwendig machte.

In den lieblichen Uferlandschaften der Goiwa, der heutigen Aa, dort wo sich die livische Ebene in sanften Anschwellungen zum malerischen Hügellande erhebt, das mit duftenden Birken und uraltem Eichwalde geschmückt ist, während sich in dem frischen Thalgrunde der Fluß mit seinen silberklaren Wellen hinschlängelt, hatte sich inmitten einer lettischen Urbevölkerung der versprengte livische Stamm der Wenden niedergelassen, und eben hier hören wir dann bereits i. J. 1208 von der wohlbefestigten Burg Wenden reden, als dem neuen Sitze der Schwertritter und ihres Ordensmeisters.

So war auch räumlich der Orden vom rigischen Bisthum geschieden. Nur zu bald sollte diese Trennung in offene Feindschaft ausarten und Jahrhunderte lang zur Quelle der gehässigsten Fehden werden.

Im Jahr 1208 hatten die Kämpfe der deutschen Ritter im Gefolge von Liven und Letten mit den heidnischen Esten begonnen, die nach manchen blutigen Schlachten endlich i. J. 1217 zum Christenthume übergingen.

Durch diese neue Machterweiterung des livischen Bisthums wurden die Blicke aller Nachbarstaaten dahin gelenkt, die ihre bisherige Gleichgiltigkeit plötzlich mit einer drohenden furchtgebietenden Stellung vertauschten.

Schon i. J. 1218 dringen von Osten her 16000 Russen in Wenden und Trikatien ein. Ein Jahr darauf landet König Waldemar II. von Dänemark an der Küste von Estland und ein Jahr später unternimmt König Johann von Schweden ebendorthin einen kühnen Eroberungszug. Bald mischen sich auch der Kaiser, Papst und Erzbischof von Bremen in diese nordischen Verwickelungen.

Solchen Gefahren gegenüber sah sich Albert veranlaßt, sich nach einem starken Bundesgenossen umzusehen und der tapfere König Woldemar II. schien ihm der geeignete Mann dazu zu sein. Dieser kam

auch mit großer Bereitwilligkeit den Wünschen Alberts entgegen, um sich so ein neues Anrecht auf die künftigen Eroberungen im baltischen Lande zu erwerben.

Mit einem gewaltigen Heer setzt 1219 Waldemar nach Estland über und besiegt die Esten, nachdem diese erst ein entsetzliches Blutbad unter den fremden Kriegern angerichtet haben. Fast zur selben Zeit wird ein mächtiges Russenheer von den Rittern geschlagen und nach vergeblicher Belagerung Wendens zum Rückzuge gezwungen.

So war denn in kurzer Zeit die livische Kirche von äußeren Feinden befreit worden, und Albert wäre zufrieden gewesen, wenn nicht der dänische Bundesgenosse seine Hilfe gar zu hoch angeschlagen hätte; denn weder Waldemar noch sein Erzbischof wollten, nachdem sie sich in Estland festgesetzt hatten, die wohlerworbenen Rechte Rigas auf diese Landschaft anerkennen. Albert reiste i. J. 1220 nach Rom, um beim heiligen Vater selbst Schutz und Hilfe gegen die neuen Feinde seiner Kirche zu suchen. Noch vor seiner Abreise war die Trennung der livischen Kirche von Bremen so weit gediehen, daß der Abt Hermann von Buxhöwden, in Folge seiner Wahl zum Bischof von Estland sich nicht mehr, wie sonst in Bremen, sondern vom Erzbischof von Magdeburg weihen ließ. Der sehnlichste Wunsch Alberts war nun, über Livland und Estland die erzbischöfliche Würde zu erlangen. Doch dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Die Dänen zwar wurden wieder aus Estland vertrieben, und auch die Insel Oesel wurde auf einem großen Zuge, an dem sich der greise Albert selbst betheiligte, für das Christenthum gewonnen. Albert starb i. J. 1229. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Riga beigesetzt. Ein reiches Leben, das während voller 30 Jahre nur der Macht und Größe der baltischen Kirche geweiht gewesen war, erlosch mit ihm. Selbst im vorgerückten Greisenalter war seine Thatkraft nicht gebrochen, vor keinerlei Beschwerden war sein starker Geist gewichen.

Glänzend strahlte der Name Buxhöwden im ganzen baltischen Norden, und reichen Maßes war Ruhm und Ehre dem großen Bischof und den Seinen zugewogen.

Schlözer.

46. Kaupo, der Live. († 1216.)

In dem rohen Kampfe, der unter dem Panier des Kreuzes mit den heidnischen Bewohnern der baltischen Lande geführt wurde, zeichnet sich neben dem Bischof Albert ein Mann aus, der mit wunderbarer Charakterfestigkeit und Glaubenskraft ohne Wanken dem Christenthum diente — der edle Live Kaupo. Was das aber in jener Zeit sagen will, läßt sich aus der verschiedenen Sinnesweise der übrigen Häuptlinge, eines Dabrel und Azo abnehmen. Diese gaben zwar scheinbar der Macht nach, nährten aber in sich tödtlichen Haß gegen die fremden Eindringlinge und ihren Glauben. In Kaupo gestaltete sich die Ueberzeugung anders. Er war seinem Volke um ein Jahrhundert vorgeeilt; er sah klar, daß das Heidenthum fallen müsse, beugte sich vor der Wahrheit des Christenthums und gehörte hinfort ihr ganz an. Sie war von nun an seine Meisterin; ihr brachte er Weib, Kind, Heimath, ja selbst seine weltliche Würde zum Opfer. Er stand nicht an, den Haß seines

Stammes auf sich zu laden, um der Kirche und seinem neuen Glauben zu dienen. Mit Theodorich oder Dietrich, dem Abte, der nur durch ein Wunder dem Opfertode entgangen war, unternahm er die weite Reise nach Rom. Kaupo, der Livenhäuptling und Dietrich, der Abt — welch' eine Verbrüderung! Beide auf der langen Wallfahrt nach Rom. Wir sehen den kleinen kräftigen Mann mit dem grauen Haupte und dem stechenden Blicke, wie er auf jedem Schritte in dem fremden Lande Land und Leute, Sitte und Leben mustert, und wie mit jedem Schritte auch seine Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Culturvölker fester wird. Er kommt nach Rom. Die Pracht der Stadt, die Größe der Kirchen, der Glanz des Gottesdienstes fesseln ihn. Theodorich führt ihn in den Vatikan, — der Papst empfängt ihn ungemein gnädig, küßt ihn, erkundigt sich bei dem früheren Häuptlinge und Landesältesten der Liven von Thoreida ausführlich nach den Zuständen der Heiden in Livland, dankt Gott laut für die Bekehrung der livländischen Nation, beschenkt ihn einige Tage darauf mit hundert Goldgulden, nimmt zärtlichen Abschied, segnet ihn und händigt ihm und seinem Begleiter eine Bibel ein, „so mit eigener Hand des Papstes Gregorii geschrieben war," damit er sie dem Bischof von Livland überbringe. — Alles das machte auf Kaupo einen unauslöschlichen Eindruck. Nach seiner Rückkehr riß er seinen Sohn und seinen Schwiegersohn mit sich fort; sie wurden ebenso fest für das Christenthum gewonnen. Aber in jenen kriegerischen Zeiten, wo das Heft des Schwertes zugleich das Kreuz bildete, gab es für die Männer keine Ruhe.

Kaupo's Schloß war in fremden Händen; treulose Liven hatten die Umgegend verwüstet. Kaupo zog mit den Rittern gegen die eigenen Brüder. Kubbesele wurde zerstört. Dabrel, der Wortbrüchige, sollte gezüchtigt werden; es gelang aber nicht, seine Burg in der Nähe von Kubbesele einzunehmen. Mit Mühe wurde einstweilen der Friede wieder hergestellt. Kubbesele konnte neu erbaut werden. Kaum ist das Werk vollendet, so rufen die Ritter zu neuen Thaten. Es hat sich auf Anstiften der Liven ein mächtiger Bund gegen die junge Stadt Riga gebildet; sie soll von Grund aus zerstört werden. Alles ist im Aufstande gegen die ringsum belagerte Stadt. Bischof Albert ist gerade in Deutschland. Aber in der höchsten Noth erscheint zur rechten Stunde Kaupo mit seinen Mannen und vereitelt das Vorhaben der Feinde; Riga ist gerettet.

Treulos gegen die Deutschen zeigen sich die Liven auch treulos gegen die Esten. Sie haben mit diesen ein Bündniß geschlossen. Als aber Berthold von Wenden in sie dringt, ihm bei Eroberung der estnischen Feste Odempä zu helfen, ziehen sie mit ihm und die Feste wird erobert und zerstört. Um diese Unbill zu rächen, machen sich die Esten alsbald auf und belagern das Schloß Wenden. Es wird drei Tage gekämpft. Die Ueberzahl der Feinde macht den Sieg zweifelhaft. Da ist's wiederum Kaupo, der rasch ein Heer von Liven und Letten gesammelt hat und zum Entsatz herbeieilt. Die Esten heben die Belagerung auf, ziehen sich zurück und lagern sich am Burtneek'schen See, — Kaupo folgt ihnen in der Absicht, dort den Zuzug der Deutschen aus Riga abzuwarten. Ausgesandte Späher bringen die falsche Nachricht, die Esten seien in voller Flucht. Das Heer will alsbald zur Verfolgung auf-

brechen; Kaupo warnt — aber vergeblich. Man bricht in wilder Eile auf. Statt eines fliehenden Feindes findet man einen kampfbereiten. Es entspann sich eine mörderische Schlacht auf Leben und Tod. Da fällt Kaupo's Sohn Berthold, ein tapferer, beherzter und tugendsamer Mann, zu seiner Seite und bald darauf sein Schwiegersohn Wane. Die Folge davon ist eine schwere Niederlage, worin viele Deutsche getödtet und etwa hundert gefangen wurden, welche die Feinde nachher zu Tode marterten.

Die Esten machen wiederholte Einfälle in Livland; viele derselben werden theils in mörderischen Gefechten, theils durch eine tödtliche Krankheit, welche in der durch die Leichname der Erschlagenen verpesteten Aagegend ausgebrochen war, aufgerieben. Zahllose Grabhügel unterhalb Kipsal und dem Pastorate Kremon weisen noch heute die Ruhestätten der umgekommenen Esten. Bischof Albert ist inzwischen aus Deutschland zurückgekehrt und hat die Zügel wieder in seine Hand genommen. Der kluge Mann sieht ringsum das Volk im Aufruhr; es hat den Plan gefaßt, das Joch abzuschütteln und seinen alten Göttern wieder zu dienen. Selbst Kaupo hat man den Vorschlag gemacht; er hat ihn zurückgewiesen. Vereinsamt steht er jetzt auf der Seite der Treuen; und obgleich er Alles verloren hatte in dem Kampfe um das Christenthum, sein Sohn und sein Schwiegersohn gefallen, seine Burg geplündert und zerstört war, hielt er doch fest am Glauben. Den Aeltesten, die ihn zum Abfall von der Kirche bereden wollten, sagte er, „er werde seinem Glauben nie abtrünnig werden, wohl aber wolle er bei dem Bischof Fürbitte einlegen, damit der Friede wieder hergestellt werde.

Das that er und bewog Albert, in Unterhandlungen zu treten. Dieser hatte sich schon vorher mit den Königen von Polozk und Gerzike geeinigt und ihren Beistand erlangt. Um nun die Klagen der Liven und Letten zu schlichten, berief der Bischof eine Versammlung der Aeltesten zusammen. Kaupo's Versuche der Vermittlung schlugen fehl. Der Kampf brach wieder aus. Da wurden Theodorich und Kaupo, der Propst Johannes und der Ritter Philip von Ratzeburg vom Bischof ins Schloß Segewolde zu den Unzufriedenen gesandt, um nochmals einen Versuch zum Frieden zu machen. Während sie da waren, brachte ein falsches Gerücht die Liven in Wuth, und sie warfen die Abgesandten des Bischofs ins Gefängniß. Nur mit Mühe konnte der Bischof sie daraus befreien. Er sammelte ein Heer und zog vor Dabrels Burg. Die Erbitterung stieg von Tag zu Tage und wurde von den Esten geschürt. Diese hatten es auf völlige Vernichtung der Deutschen angelegt. Das bewog den Bischof, gegen die Esten zu ziehen. Diese verbanden sich mit den Russen und belagerten die Ritter im Schlosse Odempä. Kaupo eilte zum Entsatze. Er fand ein Heer von 6000 Mann an der Pala, während die Zahl der Deutschen nur eine geringe war. Indessen nahmen sie doch den Kampf auf, den letzten, den Kaupo kämpfte. Nach 16jährigen Kriegen im Dienste des Kreuzes, starb er den Heldentod an der Pala. Von mehreren Lanzen durchbohrt, sank er am Tage Mathiä, des Apostels, 1216, tödlich verwundet nieder, — er, „der Getreueste, der die Kriege und Feldzüge des Herrn niemals verabsäumt hatte." Beim Herannahen des Todes war er mit ganzer Seele in die Betrachtung des Leidens des Heilandes vertieft, nahm die Sterbesacramente und „gab

unter herzlichem Bekenntniß der christlichen Religion seinen Geist auf.“ Seine Güter vermachte er der Kirche; seine irdische Hülle wurde zum Theil verbrannt, zum Theil in Kubbesele bestattet, wo man noch heute den Ort zeigt.

A. Döbner.

47. Belagerung Riga's durch die Kuren (1210.)

Als Albert i. J. 1210 in Begleitung mehrerer Ritter und Kriegsleute nach Deutschland gezogen war, gerieth das junge Riga und dessen schwache Besatzung in große Noth und Bedrängniß.

Einige Liven aus der Gegend von Adiamünde, die zwar getauft, aber später wieder abgefallen waren, begaben sich zu dem kriegerischen Raubvolke der Kuren, benachrichtigten dieselben von der Schwäche der rigischen Besatzung und suchten sie auf jede Weise zum Kriege gegen die Stadt zu bewegen. Es gelang ihnen dies nur zu bald.

Die Kuren versammelten sich in großen Schaaren, bestiegen ihre Raubschiffe und bald war das Meer bei Dünamünde von denselben wie mit einer finstern Wolke überdeckt. Die Deutschen erhielten die Nachricht von ihrer Ankunft durch einige Fischer, die aus Furcht vor denselben sich in die Stadt geflüchtet hatten.

Die Sturmglocken wurden gezogen, Geistliche, Ordensritter, Bürger und Knechte, ja sogar Frauen griffen zu den Waffen, rückten zu den Thoren hinaus und erwarteten am Dünaufer die herannahenden Feinde.

Mit heftigen Steinwürfen aus den Wurfgeschützen wurden die Kuren empfangen, landeten aber trotzdem und rückten bis an die erste Befestigung vor, indem Jeder von ihnen ein aus zwei Stücken zusammengefügtes Brett als Schild benutzte, dasselbe aber, weil es sehr schwer war, nicht in der Hand trug, sondern auf eine Keule stützte, welche einem Hirtenstabe sehr ähnlich sah.

An dieser ersten Befestigung nun, die sich auf offenem Felde vor dem Stadtthore befand, entspann sich ein hartnäckiger Kampf zwischen den Kuren und den rigischen Steinschleuderern, zu denen sich noch eine den Deutschen treu gebliebene Livenschaar gesellte. Der Streit blieb unentschieden, die Kuren zogen sich auf ihre Fahrzeuge zurück, stärkten sich daselbst mit Speise und Trank und setzten dann den Kampf bis zum Abend fort. Sie sahen aber bald, daß sie hiebei nichts gewinnen würden und beschlossen daher, Holzhaufen an der Stadtmauer aufzuthürmen und so die Häuser innerhalb der Mauer in Feuersgefahr zu bringen. Bei dieser Beschäftigung konnten sie sich aber ihrer Schilde nicht mehr bedienen, und es fiel eine große Zahl der Holzträger, theils durch die Pfeile der auf der Stadtmauer postirten Bogenschützen, theils durch die Steinwürfe der Schleuderer.

Hierbei beobachteten die Kuren die Sitte, daß sie einem jeden ihrer Brüder, der verwundet niederstürzte, den Kopf abschnitten, damit er nicht lebendig in die Hände der Feinde gerathe. Bei alledem war bald ein großer Scheiterhaufen aufgethürmt und sollte soeben angezündet werden, als die bedrängten Städter ganz unerwartet von Kirchholm her Hilfe erhielten. Die dortigen Deutschen, welche von der Noth ihrer Brüder gehört und sich schleunigst zu ihrem Beistande herbegeben hatten, ritten an dem „alten Berge“ vorüber, machten mit ihren Schwertern allerlei

drohende Bewegungen gegen die Feinde und zogen dann durch ein zweites Thor in die Stadt, die Kuren aber wichen jetzt von der Mauer zurück, lasen ihre Todten zusammen, setzten auf ihren Fahrzeugen über die Düna und ruhten am jenseitigen Ufer drei Tage lang, indem sie ihre Todten begruben und eine große Klage über sie anstimmten.

Da erhielten sie plötzlich Hilfe von Treiden her, denn kaum hatten die dortigen Liven von dem Kurenzuge gehört, als ihre alte Feindschaft gegen die Deutschen wieder zu Tage trat. Sie kamen in großer Zahl herbei und vereinigten sich mit den Kuren, um den Untergang der ihnen so verhaßten Stadt zu beschleunigen.

Auch von andern Seiten her kam Zuschuß an Mannschaft, sowohl von den abtrünnigen Liven aus den Dünagegenden und Idumäa, als auch von den Semgallen; denn Alles wollte Nutzen ziehen aus der bevorstehenden Zerstörung Riga's.

Daher entbrannte der Streit von Neuem und zwar meist auf den in der Düna zerstreut liegenden Holmen; die Sache bekam aber bald eine für die Rigischen günstige Wendung, als auch zu ihrer Hilfe neue Schaaren herbeikamen. Kaupo hatte in Eile seine Verwandten und Freunde nebst allen dem Christenthum treu gebliebenen Liven gesammelt und war in der Nacht in Riga eingezogen.

Auch Konrad von Uexküll zog heran und mit ihm eine Anzahl treu gebliebener Liven von der Düna. Dicht vor der Stadt ließ er auf freiem Felde von seinen Reitern ein glänzendes Waffenspiel abhalten und vereinigte sich dann mit den übrigen Rigensern, die voll Jubel ihm aus den Thoren entgegen gezogen waren.

Jetzt fühlten sich die Christen stark genug, um den Kuren offen die Spitze zu bieten, zogen daher in die Nähe ihres Lagers und riefen sie zur Schlacht heraus. Diese aber waren durch die früheren Verluste und durch den Anblick der großen Zahl ihrer Gegner so muthlos geworden, daß sie sich in keinen weiteren Kampf einließen und nach etlichen Tagen ganz abzogen. Die abtrünnigen Liven aber wurden aufs Neue zum Gehorsam gezwungen.

Dsirne.

---

48. Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden. (1238.)

In den südlichen Küstengebieten der Ostsee war schon vor dem Ausgange des 12ten Jahrhunderts das wendische Heidenthum fast gänzlich ausgerottet. Was hier nicht auf friedlichem Wege durch den Bekehrungseifer Otto's von Bamberg und anderer Glaubensboten für die christliche Lehre gewonnen war, das hatten Heinrich der Löwe und die Dänenkönige durch wiederholte Kreuzzüge zur Annahme der Taufe gezwungen. Ums Jahr 1219 sicherten bereits zahlreiche Kirchen und Klöster längs der pommerschen Gestade zu Oliva, Danzig, Kolberg, Wolgast, Usedom, Kamin, Stralsund und Stettin den Fortbestand des neuen Glaubenswerkes.

Nur der Winkel der baltischen Küste vom Ausflusse der Weichsel bis etwa zum heutigen Memel lag noch immer unbezwungen da. Hier saßen die Preußen und Litthauer. An diesen Völkerschaften waren

bis dahin fast alle europäischen Bewegungen spurlos vorübergegangen. Und als mit der Verbreitung des Christenthums in allen Ostseelanden ein neues Leben sich entfaltete, da schaarten sich, wie zum Trotze gegen das ganze christliche Europa jene heidnischen Völkerschaften in Litthauen und Preußen mit einer Begeisterung um ihre nationalen Heiligthümer, fest entschlossen, zur Rettung ihrer Religion und ihrer Unabhängigkeit jetzt den Kampf auf Tod und Leben mit ihren Nachbarn einzugehen.

In den westlichen Landstrichen, dort, wo die Preußen wohnten, brach die Bewegung aus, die rasch das aufgeregte Volk zu wilden Angriffen gegen die umwohnenden Pommern und Polen antrieb. Kaum wußte der Polenherzog Konrad von Massovien sich gegen den verwegenen Feind zu sichern. Da zieht i. J. 1226 auf Bitten dieses hartbedrängten Fürsten der deutsche Ritterorden in sein Land. Am rechten Weichselufer werden nun den Rittern vom Polenherzog weite Ländereien als Besitzthum eingeräumt, und bald beginnt jener blutige Krieg, der während eines halben Jahrhunderts fortgeführt, erst mit der gänzlichen Vernichtung des alten Preußenvolkes und ihres Glaubens endete. — Aufgestachelt durch diese Kämpfe gelangten auch die Litthauer zum Gefühle ihrer Kraft. Ringold, der Sprößling eines eingeborenen fürstlichen Stammes, weiß diese Volkserhebung geschickt für seine Pläne auszubeuten. Im Jahr 1230 eint er mit fester Hand die bis dahin getheilten Stämme zu einem Staat, an dessen Spitze er sich selbst als Großfürst stellt. Das Reich der Litthauer ist gegründet.

So erhob sich von hier aus ein neuer, furchtbarer Feind, dem allein zu widerstehen sie sich nicht stark genug fühlten. Livland sieht sich nach Beistand um. Elf Jahre früher hatte man in ähnlicher Bedrängniß noch von dem Dänenkönige Schutz erflehen müssen; jetzt wandte sich der Hilferuf nach Deutschland.

Und Deutschland half.

In Livland leitete seit Alberts Tode der neugewählte Bischof Nikolaus in stiller Wirksamkeit die inneren Angelegenheiten der Kirche. Nach Außen aber war Volquin, der Ordensmeister der Schwertritter, thätig, ein Mann, dem Livland bereits den Ruhm manch' glänzenden Sieges verdankte, der mit treuester Sorge schon 25 Jahre dem Orden vorgestanden hatte und der auch jetzt, die Größe der Gefahr ermessend, welche von Litthauen her der deutschen Niederlassung drohte, rastlos bemüht war, dem Werke der Kirche Schutz und Beistand zu verschaffen. Sein Augenmerk war hiebei vorzüglich auf die deutsche Ritterschaft gerichtet, die aber damals von den Weichselufern her den Kampf im nahen Preußenlande begonnen hatte.

Mit diesem Orden wünschte Volquin den seinigen zu verschmelzen; nebst Land und Leuten sollten sich die Schwertritter unter die Leitung des deutschen Hochmeisters stellen, um so durch einen engeren Verband mit dem Reiche neue Kräfte zur Vertheidigung der Kirche und ihre baltischen Besitzungen heranzuziehen. Mit der Durchführung dieses Planes war Volquin seit dem Jahre 1229 beschäftigt, ohne zu einem günstigen Erfolge gelangen zu können.

Da bemächtigte sich ein Mann der Geschicke Livlands, der mit dem Glanze seines Namens die tiefste Kunde der Weltverhältnisse verband: Hermann von Salza. Er hatte schon in seinen Jünglings-

jahren, einen Kreuzzug unternommen und war i. J. 1210 im heiligen Lande von dem deutschen Orden zu seinem Hochmeister erwählt worden. Als sich später ein Theil der Ritter nach Preußen übersiedelte und Konrad von Massovien nachträglich Schwierigkeiten wegen der Uebergabe der bereits versprochenen Ländereien machte, übernahm Hermann selbst die Leitung dieser Unterhandlungen. Im Jahr 1228 sendet er dann den tapfern Hermann Balk als Landmeister in die neuen baltischen Besitzungen. Schon stehen an dem Weichselufer die stolzen Burgen Vogelsang, Nessau, Thorn und Kulm. Schon weicht das Preußenvolk vor den deutschen Rittern, wenn diese, das schwarze Kreuz auf schimmernd weißem Mantel, nahen, scheu zurück und die weiße Ordensfahne flattert siegreich am Ostseestrande.

Den nächsten Widerhall mußten diese glänzenden Erfolge des Ordensschwertes im nahen Livland finden und hier den Wunsch nach einer engeren Verbindung mit dem Reiche immer mehr beleben. Als sich daher Hermann von Salza i. J. 1235 abermals nach Deutschland wandte, schickte Volquin sogleich eine Botschaft an den Ordensmeister ab, um ihm seine und seiner Ritter Wünsche vorzutragen.

Hermann nahm sich mit regem Eifer ihrer Sache an. Noch in demselben Jahr sandte er zwei seiner Ritter nach Livland, um sichere Kunde über die dortigen Verhältnisse einzuziehen; und als er ein Jahr darauf dem Rufe des Papstes Gregor wieder nach Italien folgen mußte, beauftragte er das Ordenskapitel in Marburg, nach der Rückkehr der Ritter diese Angelegenheit aufs sorgfältigste zu prüfen.

In Marburg war man indessen dem Anschlusse an Livland noch keineswegs geneigt. Denn als i. J. 1236 die Gesandten in Begleitung dreier Schwertritter dort wieder anlangten, hieß es, „die livländischen Ritter seien eigensinnige, muthwillige Köpfe, die sich den strengen Regeln des deutschen Ordens niemals fügen würden; ohne Beisein des Meisters ließe sich in dieser Sache nichts entscheiden; man müsse jedenfalls bis zu seiner Rückkehr warten."

Da entschloß sich einer der Livländer, Johann von Magdeburg, selbst nach Italien zu gehen, um sofort Hermanns Erklärung einzuholen und dann des Papstes Genehmigung auszuwirken. Drei deutsche Ordensbrüder begleiteten ihn. Noch vor Abschluß des Jahres 1236 langte diese Gesandtschaft beim Ordensmeister an, den sie nach wie vor aufs Günstigste für Volquins Pläne gestimmt fanden. Hermann selbst führte dann die Ritter nach Viterbo, wo damals gerade Gregor seinen Hof hielt und blieb hier noch geraume Zeit mit ihnen zusammen, wohl ahnend, welche Schwierigkeiten sich diesem Werke entgegenstellen würden. Plötzlich langt in Viterbo die Kunde an von schweren Unglücksschlägen, welche die livländische Kirche getroffen hatten.

Vom rigischen Bischof war der Schwertritter Gerlach Rothe an Hermann von Salza abgeschickt mit der Nachricht, daß am heiligen Mauritiustage, am 22. September des Jahres 1236 Volquin bei einem Einfalle in Litthauen mit seinen Leuten auf die vereinte Macht des Feindes gestoßen sei, sich auf einen Kampf habe einlassen müssen, aber endlich nach verzweiflungsvoller Gegenwehr in die Flucht geschlagen sei. Hier sei der Meister selbst mit 48 der Seinen unter den Keulen der Heiden gefallen, von den übrigen Rittern hätten nur wenige entkommen können.

Das wirkte entscheidend auf den Gang der Unterhandlungen ein. Auf Hermanns Anrathen unterzeichnete der Papst die Urkunde, welche die Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden aussprach.

Noch in demselben Jahre ging auf Befehl des Ordensmeisters Hermann Balk als Landmeister mit 60 Rittern nach Livland, um hier schleunigst die nöthigen Vertheidigungsanstalten gegen die Litthauer zu treffen und in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Legaten die dänische Angelegenheit zu ordnen. Nachdem nämlich Waldemar vom Papste die Anerkennung seines Rechtes auf den Besitz von Reval, sowie auf Jerwen, Harrien und Wierien erlangt hatte, ihm aber von Seiten der Deutschen noch immer Schwierigkeiten in den Weg gelegt waren, hatte er endlich beschlossen, seine Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen. Dem mußte Hermann Balk vorzubeugen suchen. Er begab sich selbst nach Dänemark, um bei Waldemar einen gütigen Vergleich auszuwirken. Nach langen Unterhandlungen kam endlich 1238 ein Frieden zu Stande, in Folge dessen der Orden die Burg und Landschaft Reval nebst Wierien und Harrien herausgab, dafür aber Jerwen von Waldemar als Geschenk erhielt.

Die Herrschaft der Dänen im Nordwesten Estlands war von Neuem für die nächsten hundert Jahre gesichert.

Alle Güter, die der Schwertorden in den übrigen Theilen Estlands und Livlands besaß, gingen an den deutschen Orden über, doch mit der Bedingung, daß die rigische Kirche nach wie vor die höchste Gerichtsbarkeit über diese Ländereien ausübte.

Schlözer.

---

49. Kirchenbann und Interdikt in Livland. (1477.)

Nach dem Tode des greisen Erzbischofs Henning 1448 verwandte sich der Orden sofort beim Papste und seiner Umgebung dahin, daß ein Ordensglied und namentlich der aus Thorn gebürtige Ordenskaplan und Kanzler Sylvester Stodewescher oder Stobwasser zu seinem Nachfolger ernannt werde. Um die Wahl desselben durchzusetzen, ließ es sich der Orden eine große Summe Geldes kosten; er siegte und Sylvester wurde noch in demselben Jahr als Erzbischof von Riga bestätigt. Unter solchen Umständen hoffte der Orden zuversichtlich, die verlorene Oberhoheit über Riga wiederzugewinnen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde im Jahre 1452 ein Landtag zu Kirchholm abgehalten, auf welchem die Uebereinkunft getroffen wurde, daß die Oberhoheit über die Stadt künftig zwischen dem Orden und dem Erzbischofe getheilt sein sollte. Demzufolge leistete die Stadt auch Beiden den Huldigungseid. Dieser Vertrag war nicht nur für Riga lästig, sondern er befriedigte auch den Ehrgeiz keines der beiden Oberhäupter; kein Wunder daher, daß es bald zu bedenklichen Reibungen kam. Zunächst suchte der Ordensmeister die Stadt durch Versprechungen für sich zu gewinnen und die Folge davon war, daß diese ihm, aber auch dem Orden die alleinige Oberherrschaft anbot. Der Ordensmeister begann daher seine Unterhandlungen mit dem Erzbischofe; dieser jedoch wollte von dem Aufgeben seiner Rechte

nichts hören; er machte der Stadt, die denn doch nur einem Herrn gehorchen zu wollen schien, im Geheimen noch vortheilhaftere Anerbietungen. Während der nun folgenden Unterhandlungen, bei welchen die aufgeregte Bürgerschaft vor allen Dingen die Zerstörung des Ordensschlosses verlangte und bereits Palissaden in den Straßen gegen das Schloß aufführte, wurde plötzlich mit Pfeilen aus demselben auf die Angreifenden geschossen. Dies erbitterte die Bürgerschaft. Sie nöthigte den Rath, die dort befindlichen ausländischen Schiffsleute anzuwerben. Von beiden Seiten wurden Bollwerke errichtet und Geschütze aufgeführt, und nach wenigen Tagen begannen die Feindseligkeiten. Da der Erzbischof selbst, voll heiligen Eifers den Harnisch anlegte, als gepanzerter Krieger unter sie trat und als Feldherr das Zeichen zum Angriff gab, so glaubten die Verführten, unter der Leitung eines so heiligen Mannes nichts Unerlaubtes zu thun, wenn sie seinem Befehle gehorchten und auf das Ordensschloß Sturm liefen. Der Erzbischof, das Schwert in der Hand, drang zuerst vor; die Bürger folgten ihm muthig und machten ihrem Feldherrn Ehre. Aber die Ritter im Schlosse vertheidigten sich so nachdrücklich, und die Uebrigen außerhalb der Stadt verwüsteten die Güter des Erzbischofs so sehr, daß dieser schnell den Harnisch wieder ablegte, den Bischofsstab ergriff und in eigener Person nach Wenden eilte, um vom Ordensmeister Frieden für sich und die verführte Stadt zu erflehen. Sie erhielten großmüthig Verzeihung und Riga mußte aufs Neue geloben, dem Ordensmeister und dem Erzbischof zugleich unterthan zu sein. Die Stadt erfüllte ihr Versprechen und ließ sich hernach nicht wieder durch die Ränke des Bischofs von ihrer Treue gegen den Ordensmeister abbringen. Aber gerade durch diese unerschütterliche Treue wurde der Erzbischof so erbittert, daß er ein neues, hier noch unbekanntes Unglück über Stadt und Land brachte. Er hatte im Jahre 1473 dem Orden die Hoheitsrechte über Riga auf sechzig Jahre überlassen und verlangte nichts desto weniger im Jahre 1477 die Huldigung. Als die Stadtdeputirten, welche er zu diesem Zwecke zu sich nach Kokenhusen beschieden hatte, nicht darauf eingingen, so verhängte er über Stadt und Orden den Bann. Dadurch wurden sie von aller Gemeinschaft mit der christlichen Kirche ausgeschlossen und des letzten Trostes in ihren Drangsalen, der Religion und des Gottesdienstes beraubt. Alle Lichter wurden in den Kirchen ausgelöscht, die Kirchen selbst verschlossen und von den Thürmen kündigte ein dumpfes Geläute aller Glocken, die von nun an nicht mehr gebraucht werden durften, den ausgesprochenen Fluch des Erzbischofs an. Der Ordensmeister von der Borg lachte zwar dieses geistlichen Strafgerichts, sprach den bestürzten Bürgern Muth ein und ließ von seinen Geistlichen dennoch Gottesdienst halten; allein die Gemüther waren so sehr verwirrt und geängstigt, daß sie es nicht wagten, diesem Gottesdienste, den sie jetzt für die größte Sünde hielten, beizuwohnen. Die erzbischöflichen Priester warfen mit Steinen an die verschlossenen Kirchenthüren, kehrten die Kruzifixe um, bekleideten sie roth als Zeichen des Bluts, das nun über die Stadt kommen sollte und trieben den empörendsten Unfug auf den Straßen. Nach zehn Tagen erschien sogar das Interdikt, welches derselbe Bannfluch ist, nur daß er sich nicht, wie der Bann, nur auf einzelne Personen oder Städte, sondern auf ein ganzes Land erstreckt.

Nun hörte in ganz Livland aller Gottesdienst auf, die Kirchen wurden versiegelt, keine Glocke durfte geläutet, kein Kind getauft, keinem das Abendmahl gereicht, keine Leiche ordentlich begraben werden. Altäre, Heiligenbilder, Kreuze, Kirchengeräthe waren jetzt entweiht und beschimpft und durften nicht gebraucht werden. Stadt und Land war in tiefer Trauer, Alles ging schwarz gekleidet, Gewissensangst hatte sich aller Gemüther bemächtigt, und eine schauerliche Stille verbreitete sich über das ganze Land. Nirgends ein Strahl des Trostes und der Hoffnung! Die Männer, die sonst die Beunruhigten zu trösten und die Zagenden aufzurichten berufen waren, fluchten ihnen jetzt, statt sie zu segnen und mißhandelten sie, statt sie zu trösten.

Der Bürgermeister Johann Soltrump war in dieser Trauerzeit gestorben und mit den gewöhnlichen Gebräuchen in der Petrikirche begraben worden. Dies entflammte den Zorn des Erzbischofs noch mehr; er befahl bei 10,000 Mark Strafe, den Leichnam des Bürgermeisters augenblicklich aus der geweihten Stätte des Tempels zu reißen und als verflucht aufs Feld zu werfen. Man flehte den Erzbischof um Erbarmen an und gelobte Alles, um ihn zu versöhnen; er aber spottete ihrer und blieb unerbittlich. Man mußte die Hand an den Leichnam legen, obgleich Jedem das Herz dabei blutete, da Soltrump ein geachteter, frommer Mann gewesen und von einem solchen Frevel gegen Verstorbene noch kein Beispiel erhört worden war. Wie groß war daher der Jubel, der mit einem Mal Stadt und Land erfüllte, als ein päpstlicher Commissär erschien und öffentlich verkündigte, der Papst habe das Interdikt als unrechtmäßig aufgehoben und den Erzbischof zur Verantwortung nach Rom berufen, wo er freilich die Dreistigkeit hatte, es vor dem Papste gänzlich zu leugnen, Riga in den Bann gethan zu haben.

Laut erscholl nun von allen Thürmen der lang verhallte Ton der Glocken wieder und lud die frohlockenden Bürger zum erneuerten Gottesdienste ein. Der Commissär ließ mit den herkömmlichen Gebräuchen die Petrikirche aufschließen und begann selbst den Gottesdienst mit einer feierlichen Messe. Nach einem sonderbaren Gebrauch, der in solchen Fällen stattfand, überreichte man ihm nun die Ruthen, mit denen er das zuströmende Volk vom Banne losschlug und ihm, da es nun wiederum geheiligt und in die christliche Gemeinde aufgenommen sei, den päpstlichen Segen ertheilte. Nie ward hier wohl ein freudigerer Gottesdienst gehalten, als jetzt; nie war die Andacht inniger, als in jener Stunde!

Der Ordensmeister zog sogleich alle Besitzungen des Erzbischofs ein, belagerte ihn nachher in Kokenhusen, wo die Erzbischöfe residirten und hielt ihn in Gefangenschaft. Dies kränkte den gedemüthigten stolzen und herrschsüchtigen Mann so sehr, daß er seine schimpfliche Gefangenschaft nicht lange überlebte, sondern schon 1479 starb. Sein Leichnam wurde in Prozession nach Riga gebracht und liegt in der Domkirche begraben. Zweiunddreißig Jahre hatte Sylvester regiert. So verwerflicher Mittel er sich auch namentlich in den letzten Zeiten gegen die Uebermacht des Ordens bediente, so wortbrüchig und hinterlistig er auch oft handelte, so kann man ihm doch die Schuld an den unseligen Zerwürfnissen mit dem Orden nicht allein zur Last legen. Vielmehr war es des Ordens Ehrgeiz, der ihn zum Kampfe herausforderte. Sich selbst

und dem geistlichen Ansehen in Livland hat er dadurch am meisten geschadet und schon jetzt, ohne es zu wissen, einen Samen ausgestreut, der 50 Jahre später in der Reformation Früchte tragen sollte.

Richter. Thiel.

50. Anfang der Reformation in den Ostseeprovinzen.

Zwischen Kolberg und Kamin liegt in Pommern das Städtchen Treptow. Hier hatten zwei gebildete und geachtete Männer, Johann Bugenhagen und Andreas Knöpken, ein geborener Küstriner, eine Schulanstalt gegründet, in welcher seit einer Reihe von Jahren Knaben und Jünglinge aus den livländischen Städten, besonders aus Riga, sich die neue Bildung, welche ihnen zu Hause versagt war, anzueignen strebten. Als im Jahre 1517 Luthers freies Wort die Welt erschütterte, da drang dasselbe auch in die Schule zu Treptow und in die Herzen der beiden Männer, welche dieser Schule vorstanden. Aus den Herzen der Lehrer aber drang es in die Herzen der Lernenden und mit jedem Jahr kehrte eine Anzahl junger Männer nach Livland zurück, die mit Liebe und Dankbarkeit an ihren Lehrern hingen, und die neue Lehre in ihre Heimath herüberbrachten, wo sie dieselbe mehr und mehr verbreiteten.

Nun geschah es im Jahre 1521, daß junge Leute vermuthlich aus oben bezeichneter Schule bei einem Umzug der Mönche in Treptow die Bilder und Reliquien derselben beschimpften, während Männer aus dem Volke, durch das gegebene Beispiel angestachelt, auch die Bilder aus den Kirchen herausholten und in einen Brunnen warfen. Solcher Gewaltthat konnte der katholische Bischof von Kamin, Erasmus Manteufel nicht mit gleichgiltigem Auge zusehen: er strafte die Schuldigen, löste die Schule zu Treptow auf und verwies die Lehrer derselben aus seinem Bisthum. Knöpken zog mit den eben in Treptow anwesenden jungen Livländern fort und zwar auf Melanchthons Rath gerade nach Riga, wo er unter den jungen Männern viele Freunde und frühere Schüler hatte. Hier setzte er anfangs den Unterricht mit seinen Schülern fort, war dabei aber bald durch seine Bescheidenheit und Gelehrsamkeit, sowie durch seine Predigten, in denen er die Wittenberger Lehre vortrug, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Verehrung geworden. Einflußreiche Männer, wie der Bürgermeister Conrad Durkop und der Stadtsecretär Johann Lohmüller, wurden seine Gönner. Lohmüller schrieb an Luther, drückte ihm die Bewunderung seiner rigaschen Anhänger aus und ersuchte ihn um einen Gruß oder ein Schreiben an dieselben zu Tröstung ihrer Seelen.

Während Knöpken unter dem Vorsitze und Schutze des Bürgermeisters und einer Bürgerwache in einer in der Petrikirche gehaltenen öffentlichen Disputation mit den Mönchen, dieselben siegreich wiederlegte, erklärten der Erzbischof Caspar Linde und der Bischof von Dorpat und Reval Johann Blankenfeld auf dem Landtage zu Wolmar im Jahre 1522 Luthers Schriften für ketzerisch und verführerisch, was jedoch keine andere Folge hatte, als daß Lohmüller eine Einigung der Ritterschaft mit den Städten Riga, Reval und Dorpat gegen etwaige Unternehmungen der Bischöfe bewirkte. Die Bischöfe aber, die mit großem Gepränge in Wolmar erschienen waren, zogen in aller Stille davon,

indem sie erklärten, in den nächsten zehn Jahren keinen Landtag mehr besuchen zu wollen.

Neben Knöpken, der dem milden und gelehrten Melanchthon nicht unähnlich war, erschien kurz darauf der Karlstadt gleichende Feuerkopf Sylvester Tegetmeyer, seit 1510 Kaplan am Dome zu Rostock, der wegen einer Erbschaft im Herbste 1522 nach Riga gekommen war. Dieser sprach gegen den Bilderdienst in so aufregender Weise, daß das gemeine Volk die Kirchen stürmte, die Bilder hinauswarf und verbrannte, Grabsteine entzwei schlug und die Kirchenschätze zu plündern anfing. Zur Vermeidung solcher Störungen forderte der rigasche Rath vom Erzbischofe eine Reform und Anstellung gottseliger Prediger. Da dies verweigert wurde, ernannte der Rath von sich aus Knöpken zum Archidiaconus der Petrikirche und Tegetmeyer zum Prediger der Jacobikirche. Am 23. October hielt der erstere und am ersten Adventssonntage der letztere seine Antrittspredigt. Der Erzbischof sandte heimlich drei Mönche an das damalige Reichsregiment, namentlich an den kaiserlichen Statthalter Philipp von Baden, mit dem Auftrage, einen Befehl auszuwirken, daß in Riga bei Strafe der Acht Alles auf den früheren Fuß gestellt werde. Als die Rigenser erfuhren, daß die rückkehrenden Mönche sich gerühmt hatten, einen Befehl wegen Verbannung der Ketzer und eine Achtserklärung gegen die Stadt Riga mit sich zu bringen, ließen sie ihnen bei der Rückreise auflauern. Einer entwischte, indem er schon bei Dünamünde ans Land stieg, zwei aber, unter diesen der Fabeldichter Burchard Waldis, wurden ins Gefängniß gelegt. Waldis wurde nach wenigen Wochen freigelassen, nachdem er sich für die Reformation erklärt hatte, der andere saß über ein Jahr gefangen. Der rigasche Hauskomthur Hermann Hoyte schickte den Bürgern eine große Knutenpeitsche, die noch heut zu Tage auf dem Schwarzhäupterhause vorhanden ist, und rieth, damit die Mönche und Meßgeistlichen aus der Stadt zu treiben. Die Geistlichen verließen daher am Charfreitag 1523 mit Fahnen und Kreuzen unter Drohungen die Stadt; Als aber die erste Furcht sich gelegt hatte, fanden sie es doch besser, ruhig in der Stadt zu leben, als außerhalb sich kümmerlich fortzuhelfen, und so kehrte denn allmählich einer nach dem andern in aller Stille wieder in die Stadt zurück.

Um eine Verbindung mit den Evangelischen in Deutschland anzuknüpfen, schrieb Lohmüller zum zweiten Mal an Luther. Ehe dieses Schreiben aber in dessen Hände gelangte, hatte Luther auch schon seinerseits ein Ermahnungsschreiben an die Städte Riga, Reval und Dorpat gerichtet. Auch widmete er den Bewohnern Rigas seine Auslegung des 127. Psalms.

Die katholische Geistlichkeit bestürmte dagegen den alten Erzbischof so lange, bis er sich in der Person Blankenfelds, Bischofs von Reval und Dorpat, einen klugen und beredten Mann und eifrigen Anhänger des Papstes, zum Gehilfen gab.

Am 29. Juni 1524 starb der schwache Erzbischof Kaspar Linde. Blankenfeld nahm seine Stelle ein und verlangte sogleich, daß der katholischen Geistlichkeit zwei Stadtkirchen in Riga eingeräumt werden sollten. Riga verweigerte die Huldigung, nahm auch den erzbischöflichen Hof, die Kleinodien der Domkirche und einige Güter des Bisthums in Besitz.

Blankenfeld ließ seinen Zorn vorläufig gegen Lohmüller und gegen die kleineren Städte seines Stifts aus, wohin sich die neue Lehre auch verbreitet hatte. Den Bürgern von Kokenhusen hatte Blankenfeld vor seinem Einzuge in diese Stadt freie Religionsübung zugesagt, hielt aber nach Besitznahme der Stadt sein Wort nicht und vertrieb die dortigen evangelischen Geistlichen. Dasselbe geschah in Lemsal. Die Stiftsritterschaft erhielt am 24. Februar 1524 das gewünschte Privilegium, die Zusage der Religionsübung nach dem Alten und Neuen Testamente und der Unterweisung der Bauern durch tüchtige, von der Ritterschaft vorgestellte Pastoren und mehrere politische Vorrechte. Sie huldigte, nicht so die Stadt Riga, die den Beschluß faßte, nie einen Erzbischof mehr zu empfangen und den Ordensmeister als alleinigen Herrn anzuerkennen.

Mittlerweile hatte sich die lutherische Lehre schon von Riga aus nach Reval, Dorpat und dem Bisthum Oesel verbreitet. Der Sieg in Reval war leicht und fast ohne Kampf gewonnen worden. Fast um dieselbe Zeit, als Knöpken und Tegetmeyer öffentlich als evangelische Lehrer in Riga auftraten, fingen auch die Priester in den verschiedenen Kirchen Revals an, in lutherischem Geiste zu predigen, gingen aber dabei vorsichtig von Stufe zu Stufe weiter und führten ihre Gemeinden ohne besondere Aufregung und ohne Thaten der Gewalt zur neuen Lehre über. Im Jahr 1524 waren die katholischen Priester evangelische Prediger und die Bevölkerung der Stadt war fast unbewußt auch evangelisch geworden. Die Predigermönche aber, die nicht übertreten wollten, ließen sich in Bornholm nieder. Die estländischen Bauern ließen eine Schrift verfassen, in der sie auf Grundlage der Bibel Abschaffung der Leibeigenschaft, bürgerliche Gleichheit und Theilnahme an öffentlichen Aemtern verlangten, ferner das Recht in Anspruch nahmen, die Prediger ein- und abzusetzen. Diese Bewegungen hatten jedoch keine weiteren Folgen.

In Dorpat hingegen kam es zu blutigen Auftritten. Diese Stadt stand unter der alleinigen Herrschaft des Bischofs und Blankenfeld war der Mann, um jede Freiheitsregung im Denken und Handeln mit starker Faust niederhalten zu wollen. So bewegte sich denn in Dorpat bis zum Ende des Jahres 1524 Alles in hergebrachten katholischen Formen; aber dumpfe Schwüle lag über der Bischofsstadt. Im Herbste 1524 kam ein geborner Schwabe, ein armer Kürschner, Melchior Hofmann nach Dorpat, und dieser Mann war berufen, der Reformator der Stadt zu werden.

Er hatte in Deutschland mit Thomas Münzer und ähnlichen Männern in Verbindung gestanden und fand in Dorpat, das von Haß gegen die Geistlichkeit erfüllt war, aufmerksame Zuhörer. Er predigte so heftig, daß ihn der bischöfliche Vogt gefangen nehmen wollte. Seine Anhänger widersetzten sich, es kam zum Kampfe, vier Bürger büßten das Leben ein, die übrigen plünderten die Kirchen, verbrannten die Bilder und eroberten mit Hilfe Revalscher Kriegsknechte sogar das bischöfliche Schloß. Der Rath ließ Tegetmeyer auffordern, nach Dorpat zu kommen. Den ganzen Decembermonat hindurch predigte derselbe und führte die Kirchenreform in Dorpat ein. Hofmann ging nach Riga und von dort nach Wittenberg, wo er Luther und Bugenhagen Mittheilung über den Stand der Reformation in Livland machte. Diese beiden

Männer schrieben daher an die Prediger Livlands, ermahnten sie zur Demuth und Einigkeit. Auch Hofmann richtete ein Sendschreiben an die Dörptsche Gemeinde und versprach bald wieder nach Livland zu kommen.

Ganz ohne allen Kampf gelangte das Evangelium im Bisthum Oesel zur Herrschaft. Hier nämlich neigte sich der Bischof Johann Kiewel selbst zur neuen Lehre hin und ertheilte seiner Ritterschaft i. J. 1524 ein neues Privilegium, worin es z. B. hieß: „Wir sind wohl damit zufrieden, daß das gnadenreiche Wort des heiligen Evangeliums nach Laut und Inhalt des Alten und Neuen Testaments, sonder Menschensatzung, so wie Christus selbst und seine heiligen Apostel es gelehrt, unverfälscht gepredigt und gelehrt werde." Damit war natürlich dem Evangelium die Thür geöffnet, und es zog auch bald überall ein.

Auch in den kleinen livländischen Städten hatte die Reformation sich um diese Zeit schon befestigt; denn wir finden in den meisten derselben schon evangelische Prediger genannt; nur in Kurland scheint das Evangelium bis zum Jahr 1526 beinahe gar keinen Eingang gefunden zu haben. Die späteren Bestrebungen der polnischen Regierung, die katholische Kirche wieder zur Herrschaft zu bringen, hatten keinen bleibenden Erfolg, und die Ostseeprovinzen sind bis heute der evangelischen Kirche treu geblieben.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands u. **A. v. Richter.**

---

51. Walter von Plettenberg. (1494—1535.)

In dem im September 1489 begonnenen Kampfe gegen Riga übertrug der Orden, während der alte Landmeister Freitag von Loringhofen sich nach Reval, vielleicht in ein Kloster zurückzog, die eigentliche Leitung des Kriegs dem Landmarschall Walter von Plettenberg, dem Manne, der berufen war, durch seinen Geist und seine Thatkraft dem sinkenden Orden noch einmal neues Leben und neuen Glanz zu verleihen und den Zusammensturz des Ordensstaates um ein halbes Jahrhundert hinauszuschieben.

Plettenberg gehörte einem der ältesten und angesehensten Geschlechter von Westphalen an; er hatte eine hohe und kräftige Heldengestalt, dabei aber einen wohlwollenden Ausdruck der Gesichtszüge, der ihm alle Herzen gewann. Jung schon war er in den deutschen Orden getreten, in welchem sich bereits mehrere seines Geschlechts vor ihm ausgezeichnet hatten, war dann bald nach Livland gekommen, wurde, beinahe noch als Jüngling, seiner hervorragenden militärischen Talente wegen zum Landmarschall ernannt, und nur seine Befangenheit in katholischen Anschauungen mag die Ursache gewesen sein, warum er nicht zu dem Entschlusse gelangen konnte, sich der vordringenden Reformation mit freiem Geiste anzuschließen und die Geschicke des livländischen Staats in neue und große Bahnen hinüberzuleiten.

Plettenberg betheiligte sich schon i. J. 1490 an einem Krieg gegen Riga, in welchem die Stadt auf die empfindlichste Weise gedemüthigt wurde. Nachdem Livland zwei Jahre hindurch von den Russen ver-

wüstet worden war, wurde i. J. 1483 ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen, und i. J. 1493 auf zehn weitere Jahre verlängert.

Am 26. Mai 1494 starb Loringhofen und nun wurde Plettenberg einstimmig zum Landmeister erwählt und vom Hochmeister bestätigt; doch war er schon seit drei Jahren der eigentliche Regent des Landes gewesen. — Plettenbergs nächste Sorge war es, im eigenen Hause vollkommene Ruhe und Frieden zu schaffen und sich namentlich gegen eine neue Erhebung Rigas ganz sicher zu stellen.

Er ließ das Schloß zu Wenden durch drei neue, gewaltige Thürme sehr stark befestigen. Sodann erließ er eine Verordnung, daß nur Niederdeutsche in den Orden aufgenommen und in demselben befördert werden sollten, während alle Oberdeutschen zum Orden in Preußen gewiesen wurden. Auch mit der Geistlichkeit wußte Plettenberg vortrefflich umzugehen; er hielt sie zwar in politischer Abhängigkeit von seinem Willen; dabei war er aber ein christlicher, frommer und auch wohl besser gebildeter Mann, als alle seine Vorgänger; er behandelte darum die hohe Geistlichkeit mit Achtung und Auszeichnung, und wies ihr auch persönliche Vortheile zu: so waren sie Alle mit ihm zufrieden, und der Kampf zwischen Orden und Geistlichkeit verschwindet auf einige Zeit beinahe ganz aus der livländischen Geschichte.

Da er Ordnung und Sicherheit im Innern des Staats begründet hatte und er zugleich ein geborener Kriegsheld war, so konnte Plettenberg noch in der letzten Periode des Ordens wirkliche Kriegslorbeeren pflücken, welche der ganzen Geschichte Livlands seit Unterjochung der Eingeborenen bis hieher eigentlich gemangelt hatten. Jetzt zum ersten Mal ging es als Sieger aus einem schweren Kampfe hervor, als Sieger über eine große, mächtig heranwachsende Militärmacht.

Da die Russen sich mit Dänemark verbündet hatten und Schweden ohnmächtig war, so schien Livland ohne alle Bundesgenossen ganz den ehrgeizigen und rachsüchtigen Plänen Iwans III. von Moskau preisgegeben. Plettenberg erkannte sehr wohl die Gefahr seiner Lage und sah sich in der Nähe und Ferne nach Unterstützung um; doch blieben alle seine Bemühungen erfolglos. Die Russen fielen mit einem großen Heere von Narva aus ins livländische Gebiet ein und verwüsteten nicht nur Estland, sondern 70 Meilen weit auch die Stifter Dorpat und Riga auf die schrecklichste Weise.

Obgleich Plettenberg zu einem Kampfe gegen Rußland von mehreren Seiten Unterstützung versprochen worden war, so stand er im entscheidenden Augenblicke doch wieder allein. So zog er denn in den letzten Tagen des August 1501 mit nur 4000 Reisigen und einer tüchtigen Anzahl von Landsknechten und Bauern und mit einer guten Artillerie von Fellin aus gegen ein sehr zahlreiches russisches Heer nach Norden und traf bei Maholm, 3 Meilen von Wesenberg, auf ein Heer, dessen Stärke auf 40,000 Mann angegeben wird. Die durch den Kanonendonner erschreckten Russen ergriffen bald die Flucht. Plettenberg verfolgte sie und ließ auf der Wahlstadt der heil. Maria zu Ehren eine Kirche erbauen. Darauf wandte er sich gegen das Pleskau'sche, wo in der Zwischenzeit die Seinigen an der Siritza, 10 Werst von Isborsk, auch mit Hilfe ihres groben Geschützes einen Sieg erfochten hatten, und zerstörte 3 russische Festen.

Nachdem die Russen erfahren hatten, daß das livländische Heer sich aufgelöst hatte, fielen sie im folgenden Jahr von Neuem in Livland ein und machten einen furchtbaren Rachezug durch das unglückliche Land. Vierzigtausend Menschen sollen unter dem Schwerte der Russen umgekommen oder von denselben als Gefangene fortgeschleppt worden sein. Plettenbergs Lage war im Frühjahr 1502 so, daß ein gewöhnlicher Mensch an allem glücklichen Erfolge hätte verzweifeln müssen; denn er fand sich in einem verwüsteten Lande ohne Heer, ohne Geld, ohne Bundesgenossen und wurde in der äußersten Noth selbst von den livländischen Bischöfen und von den estländischen Rittern verlassen.

Im Unglücke aber zeigte Plettenberg erst seine wahre Größe. Er verzweifelte nicht in der verzweifelten Lage. Er verschaffte sich Geld und brachte die Stände von Livland dazu, daß sie sich im Sommer 1502 alle gegen den grausamen Feind rüsteten. Er rückte mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Heere in Rußland ein und gerade auf Pleskau zu, das er belagerte. Am 13. September trafen die beiden Heere am See Sinolin auf einander. Plettenberg mußte siegen oder mit seinem Staate zugleich untergehen.

Er betete mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen, hielt eine feurige Anrede an sein Heer und nahm die ihm angebotene Schlacht an. Bald wendete er sich seitwärts wie zur Flucht. Die Russen stürmten wild heran, theils um sich des Gepäcks der Deutschen zu bemächtigen, theils um ihnen den Rückzug abzuschneiden. In diesem Augenblicke aber eröffnete das wohlaufgestellte und wohlbediente Geschütz der Livländer ein furchtbares Feuer gegen die in Unordnung heranstürmenden Russen und richtete namentlich durch Kettenkugeln eine so ungeheure Verwüstung in den russischen Reihen an, daß dieselben bald in die größte Unordnung geriethen. Nach wenigen Stunden war der Sieg der Deutschen entschieden. Im Feuer des Kampfes und in der Begeisterung der Andacht glaubte Plettenberg während der Schlacht die Gestalt der heiligen Jungfrau selbst geschaut zu haben: er befahl zur Erinnerung an diesen Tag und an seine wunderbare Errettung aus dreimaliger Todesgefahr den 13. September für alle Zeiten als einen Festtag in Livland zu feiern und ließ später eine Goldmünze prägen, auf welcher die heilige Jungfrau, wie sie ihm in der Schlacht erschienen, abgebildet war. Plettenberg kehrte mit reicher Beute im Triumph und in guter Ordnung nach Livland zurück. Die Russen hatten durch die Niederlage bei Pleskau einen solchen Respekt vor dem Häuflein der Deutschen bekommen, daß der Zar auf Friedensunterhandlungen mit Livland einging. Die eine Heldenthat hatte dem livländischen Staate noch 50jährige Dauer, hatte ihm 50jährigen Frieden erkämpft.

Im Jahr 1525 war der Markgraf Albrecht, Hochmeister des deutschen Ritterordens, zur evangelischen Kirche übergetreten und hatte den preußischen Ordensstaat in ein weltliches, erbliches Herzogthum umgewandelt. Dadurch war Livland — nun von Preußen getrennt — unabhängig und Plettenberg deutscher Reichsfürst geworden. Diesem trug jetzt Riga, des erzbischöflichen Druckes müde, die alleinige Oberhoheit über die Stadt an. Nach einigem Zögern ging Plettenberg auf dieses Anerbieten ein, ließ sich feierlich huldigen und gestand der schon evangelischen Stadt völlige Religionsfreiheit zu.

Der Erzbischof Blankenfeld, nunmehr von Plettenberg und Riga verlassen, ließ sich mit Litthauen und Rußland in Unterhandlungen ein. Die Ritterschaft, die davon Kunde erhielt, setzte ihn in seinem eigenen Schloß Ronneburg als Landesverräther gefangen.

Da berief Plettenberg einen Landtag nach Rujen, der später in Wolmar fortgesetzt wurde. Auf diesem Landtage nun wurde der Wunsch ausgesprochen, das durch die bisherige Doppelherrschaft des Ordens und der Erzbischöfe zerrissene Livland unter einen einzigen Herrscher zu vereinigen. So kam es, daß Riga, Reval und die Ritterschaften von Harrien und Wierland durch ihre Abgeordneten Plettenberg die alleinige Oberherrschaft über das ganze Land antrugen. Unter mancherlei Bedingungen traten auch die andern Stände diesem großen Plane bei. Plettenberg aber lehnte in weiser Mäßigung die ihm angetragene Krone ab. Der gänzliche Sturz des Erzbischofs mußte die Trennung vom Papste und die Verwandlung des katholischen Ordens in einen weltlichen Staat zur Folge haben. Dies aber wollte Plettenberg nicht. Er war durch ein langes, thatenreiches Leben mit dem Orden verwachsen und konnte sich zu dessen Auflösung nicht entschließen. Er war Katholik und wollte im Glauben seiner Väter selig sterben. Zugleich wußte er, daß die Umgestaltung des livländischen Staats diesen mit den viel mächtigeren Nachbarstaaten in vernichtende Kriege verwickeln mußte. Deshalb begnügte er sich damit, den Erzbischof und die Bischöfe zu demüthigen, sich als ihren Schirmherrn anerkennen und sich von ihnen die Heeresfolge versprechen zu lassen.

Damit war Plettenberg denn als Ordensmeister zu dem Ziele gelangt, nach welchem der Orden seit 300 Jahren ununterbrochen gestrebt hatte. Mancherlei Umstände wirkten indessen zusammen, um die Fortentwicklung des Staates zu hemmen.

Die Ordensritter, deren erste Pflicht der Kampf für den katholischen Glauben war, traten in immer größerer Anzahl zur evangelischen Lehre über. Ein katholischer Ordensmeister und katholische Bischöfe blieben an der Spitze eines Landes, das beinahe schon ganz protestantisch war. Später kam sogar der Fall vor, daß andere Ordensmeister und Bischöfe selbst protestantisch waren und nur noch äußerlich eine katholische Rolle spielten, um das Land zu beherrschen. Plettenberg aber, dem glorreichen Helden und treuen Erhalter des Staates, sollte es erspart bleiben, den Untergang desselben zu erleben. Dem hohen Greise war nach einem langen, mühevollen Leben ein schöner friedlicher Hingang gegönnt. Er entschlummerte sanft am 18. Februar 1535, als er der Sage nach dem Morgengottesdienste in der St. Johanniskirche zu Wenden, vor dem Altare sitzend, beiwohnte. Sein noch vor wenigen Jahren vorhandener Grabstein in derselben Kirche trug die lebensgroße Figur des Ordensmeisters in vollem Küraß, unbedeckten Hauptes, den Helm zu seinen Füßen. Die Rechte ruhte auf einem breiten Reiterschwerte, die Linke hielt das Familienwappen. Das Ordenskreuz deckte die Brust.

Ein Abbild seiner Büste, die, von Schwanthaler gearbeitet, in der Walhalla aufgestellt ist, schmückt in Folge einer Anordnung der livländischen Ritterschaft seit 1855 den Altarchor der St. Johanniskirche zu Wenden.

Nach **Kutenberg u. A.**

52. Livland kommt unter die Herrschaft Polens.
(5. März 1562.)

Nach Plettenbergs Tode hatte Livland unter den Nachfolgern *) desselben noch schwere Drangsale zu erdulden. Der Orden wurde von Jahr zu Jahr schwächer, die Uneinigkeit zwischen Ordensmeister, der Stadt Riga und dem Erzbischofe immer größer. Bald kam es so weit, daß der Erzbischof Wilhelm im Jahre 1556 von dem Ordensmeister gefangen genommen wurde und in Folge der erlittenen schlechten Behandlung erkrankte. Zwar erlangte er mit Hülfe des polnischen Königs Sigismund August im darauffolgenden Jahr seine Freiheit wieder, und sehnte sich, nachdem er wieder in sein Amt eingesetzt war, mit dem Ordensmeister Fürstenberg aus; allein die Ohnmacht Livlands dem König von Polen und dem Zaren von Rußland gegenüber trat von nun an immer mehr an den Tag. Schon im Jahre 1550 hatte Iwan den Deutschen in Livland den Vorwurf gemacht, sie hätten den russischen Kaufleuten in Riga, Dorpat und Reval ihre Kirchen vorenthalten, dieselben verwüstet und den Gottesdienst verhindert, auch die russischen Unterthanen durch parteiische Rechtssprüche verletzt, und den Handel mit denselben verboten. Bei so mißlichen Aussichten wandte sich der Ordensmeister von Galen an den deutschen Kaiser, der ihm jedoch bei der drohenden Türkengefahr keine Hülfe versprechen konnte.

Schon seit längerer Zeit hatten die Russen von den Livländern und namentlich von den Bischöfen zu Dorpat einen Glaubenszins beansprucht; um daher einem möglichen Einfalle der Russen vorzubeugen, schickte die Stadt Dorpat einige Gesandtschaften nach Moskau, um den Zaren für seine Forderungen mit einer Summe Geldes abzufinden. Da sie jedoch die Summe Geldes, um die es sich handelte, nicht bei sich hatten, so zerschlugen sich die Unterhandlungen.

Während nun im Jahre 1555 auf dem Herrentage zu Wenden der Ordensmeister mit dem anwesenden russischen Gesandten Frieden schloß, hatte eine neue Gesandtschaft der Stadt Dorpat in Moskau keinen Erfolg; auch die Gesandten des Ordensmeisters bemühten sich vergeblich, sich in Betreff der von Rußland geforderten Geldsummen mit dem Zaren zu vergleichen. Kaum waren die Gesandten in ihr Vaterland zurückgekehrt, so rückte im Jahre 1558 ein russisches Heer bei Pleskau in das Land, verwüstete es bis 50 Werst von Riga und 30 von Reval, und machte eine unermeßliche Beute. Als der Ordensmeister um Frieden bat, erhielt er einen kurzen Waffenstillstand. Leider wurde derselbe durch die Unvorsichtigkeit der Deutschen in Narwa gebrochen, und die Stadt von den Russen erobert. Noch in demselben Jahr rückte ein Heer von 100,000 Russen gegen Dorpat. Der Bischof, die meisten Edelleute und alle Krieger und Bürger, die nicht bleiben wollten, zogen unter russischem Geleite auf der Straße nach Weißenstein ab. Der Feldherr Schuisky versprach strenge Mannszucht, erhielt vom Rathe ein Geschenk an Wein, Bier und Lebensmitteln und erwiderte solches

*) Plettenberg † 1535. Hermann von Brüggeney † 1549. Johann von der Recke † 1551. Heinrich von Galen † 1557. Wilhelm Fürstenberg bis 1559. Gotthard Kettler bis zur Auflösung des Ordens 5. März 1562.

nach einigen Tagen durch ein Gastmahl, das er dem Rathe und den Gemeindeältesten gab.

Der Bischof, dem das Kloster Falkenau zum Wohnsitze angewiesen worden war, wurde später nach Moskau geschickt und hat sein Vaterland nie wieder gesehen; das Bisthum Dorpat aber hörte auf. Im Jahr 1559 fiel ein Heer von 100,000 Russen ins südliche Livland ein. Das kleine Heer der Deutschen wurde bei Tirsen geschlagen. Smilten und elf Ortschaften, sowie die Schlösser Schujen, Ritau, Jürgensburg und Rodenpois wurden zerstört. Drei Tage standen die Russen vor Riga, verbrannten viele Schiffe, verheerten ganz Kurland und zogen mit einer Menge Gefangener in ihr Vaterland zurück.

Unter solchen Umständen hatte man in Livland ernstlich beschlossen, sich an Polen zu wenden; daher schickten kurz nach dem Einfalle der Russen der Ordensmeister und der Erzbischof Gesandte dahin ab, denen der Wojewode von Wilna Nikolaus Radziwil eröffnete, daß die Annahme der polnischen Schutzherrschaft die nothwendige Bedingung jeder Hilfeleistung sei. Dasselbe ließ Radziwil auch der Stadt Riga mittheilen.

Bald darauf legte der Ordensmeister Fürstenberg sein Amt nieder und zog sich in das feste Schloß Fellin zurück und Gotthard Kettler wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Derselbe war aus einem ansehnlichen, uralten adeligen Geschlecht des Herzogthums Berg. Obgleich er noch sehr jung nach Livland gekommen war, hatten seine Klugheit und Tapferkeit ihn rasch zu den höchsten Würden des Ordens geführt. Als seine Bemühungen, vom deutschen Reiche Geld zur Führung des Kriegs gegen Rußland zu erhalten, fehl geschlagen waren, schloß er mit Polen einen Vertrag, durch welchen er sich und seinen Orden in den Schutz des Königs begab und ihm den Landstrich an der litthauischen Grenze von Druja bis Ascheraden und die Vogteien Bauske, Rositten, Lützen, Dünaburg und Selburg pfandweise einräumte. Dagegen versprach der König, den Orden wider die Russen zu schützen, die Einwohner seiner Vogteien bei ihren Rechten zu lassen und sie nicht willkürlich zu besteuern.

Vierzehn Tage darauf kam auch der Vertrag zwischen dem Könige und dem Gesandten des Erzbischofs zu Stande, durch welchen dieser dem Könige die Schlösser Marienhausen und Lennewaden und die Höfe Lubahn und Versohn verpfändete. Dafür sollte der König sofort den Zaren auffordern, das unter polnischen Schutz getretene Livland in Ruhe zu lassen. Mit so bedeutenden Opfern mußte Livland die Hülfe Polens erkaufen, und auch diese ließ so lange auf sich warten, bis die Kräfte des Landes im ungleichen Kampfe mit Rußland vollkommen erschöpft waren.

Der Bischof von Oesel und Kurland stellte seine Bisthümer unter dänischen Schutz und König Friedrich II. ernannte sofort seinen Bruder, Herzog Magnus, zum Bischofe und empfahl ihn der Freundschaft des Erzbischofs von Riga. So fing die Zerstückelung des Landes an.

Unterdessen hatte der Zar Mittel zur allendlichen Unterwerfung Livlands ergriffen. Er schickte ein neues Heer von 60,000 Mann mit 40 Stück Belagerungsgeschütz und 50 Feldstücken ins Land. Die Russen rückten vor Fellin, wo sich der ehmalige Ordensmeister Fürstenberg

befand, beschossen es und steckten die Stadt an mehreren Orten in Brand. Die deutschen Söldner ließen sich in Unterhandlungen mit dem russischen Feldherrn ein und forderten freien Abzug für alle Einwohner mit ihren Schätzen. Dies ward ihnen zugestanden, jedoch mit Ausnahme Fürstenbergs. Die Söldner erbrachen dessen Gemächer, theilten die gefundenen Kostbarkeiten unter sich und zogen ab. Als die Russen dies erfuhren, jagten sie ihnen nach und nahmen ihnen ihren Raub ab. So kam denn am 22. Aug. 1560 das feste Fellin mit nicht weniger als 450 Kanonen und einem Ueberfluß an Vorräthen aller Art in die Hände der Russen. Fürstenberg ward die Gnade des Zaren zugesichert; doch wurde er mit den übrigen Gefangenen nach Moskau geführt. Er erhielt später zu seinem Unterhalte den Kastrom'schen Flecken Ljubina, wo er auch seine Tage beschloß.

Reval ergab sich dem Könige von Schweden, Erich XIV. und am 6. December 1561 erschien der erste schwedische Gouverneur Lorenz Flemming mit der Instruction, die evangelische Lehre aufrecht zu erhalten und tüchtige Prediger anzustellen, die besonders die Bauern gehörig im Christenthume unterrichten sollten. So war der erste Akt der Zerstückelung der Ostseelande vollendet. Gotthard Kettler sah bei dieser gänzlichen Auflösung aller bisherigen Verbindungen auch für den Orden ein gleiches Schicksal voraus und hob ihn bald darauf freiwillig auf, indem er dem Könige Sigismund August ganz Livland abtrat und dafür auf dem Reichstage zu Wilna 1561 zum Herzoge von Kurland und Semgallen und zum Statthalter von Riga ernannt wurde.

Der 5. März 1562 war der Tag, an welchem Kettler zum letzten Mal mit allen seinen Rittern im Ordensgewande erschien. Er legte auf dem Schlosse zu Riga seine Ordensabzeichen zugleich mit den Rittern feierlich ab, überreichte die Siegel, das Ordenskreuz, die Urkunde und die Schlüssel zum Stadtschlosse dem Fürsten Radziwil, leistete ihm im Namen des Königs den Huldigungseid, und übergab ihm auch die Hälfte der Gerichtsbarkeit, welche der Orden bisher über Riga gehabt hatte. Es war eine feierliche und rührende Scene, und Thränen traten in das Auge der Ritter, da sie sich jetzt von ihrem bisher nie abgelegten Schwerte, dem treuesten Begleiter in allen Gefahren ihres Lebens trennen und ihre gewohnte Rüstung für immer ablegen sollten. Auch die Ehrwürdigsten und Aeltesten unter ihnen, sowie alle Anwesenden, wurden von Wehmuth ergriffen. Am folgenden Tage ward Kettler auf dem Rathhause öffentlich zum Administrator von Riga und Livland ernannt.

Am 28. November 1561 hatte der König von Polen dem Lande seine hergebrachten Rechte und Freiheiten durch Ertheilung des Privilegiums Sigismund Augusts versichert, das von späteren Herrschern bestätigt, noch heutzutage die Grundlage des livländischen Staatsrechts bildet.

Am 14. März 1562 bestätigte Friedrich II., König von Dänemark, die Vorrechte der dem Herzoge Magnus unterworfenen wiekösel'schen Ritterschaft.

So waren denn die Ostseeländer in nicht weniger als fünf abgesonderte Landestheile zerstückelt, von denen der nördliche Schweden, der östliche Rußland, der nordwestliche Dänemark, der mittlere Polen

und der westliche, nämlich Kurland, zwar auch diesem Reiche, aber doch als selbständiges Herzogthum gehörte.

Nur das muthige Riga erhielt sich noch 20 Jahre bis 1581 völlig unabhängig, obgleich man sich von Polen aus alle erdenkliche Mühe gab, auch diese Stadt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Nach **Richter.**

53. Schloß Wenden. (9. Septbr. 1577.)

Der Herzog Magnus von Holstein, Oberherr eines Theils der vormaligen Ordensländer, war vom Großfürsten Iwan Wassiljewitsch IV. zum Könige von Livland ernannt und wohnte auf dem Schlosse zu Wenden. Allein der Großfürst hatte erfahren, daß Magnus, dem er doch die Tochter seines Oheims zur Gemahlin gegeben, ein geheimes Bündniß mit Polen geschlossen hatte, demzufolge er die Schlösser, die sich ihm bereits ergeben, künftig als Lehen von Polen annehmen wollte. Diese Entdeckung bestätigte den schon längst gefaßten Argwohn des Zaren gegen Magnus; er eilte daher, die von Magnus besetzten Schlösser als feindlich anzugreifen. Er kam vor Kokenhusen. Die Besatzung des Herzogs Magnus öffnete ihm, nichts Arges ahnend, die Thore. Allein Iwan ließ sogleich 50 Mann von der Besatzung niederhauen und die Uebrigen theils hinrichten, theils mit Weib und Kind in die Gefangenschaft schleppen. Mit dem Prediger des Ortes hielt er auf der Straße ein Gespräch über den Glauben und befragte ihn über seine Lehre. Der Prediger antwortete, er lehre, was Paulus und Luther gelehrt haben. Iwan ärgerte sich über diese Antwort und ritt davon. Hierauf blieb er noch einige Tage in Kokenhusen, ließ aber einen Theil seines Heeres nach Ascheraden und Lennewaden gehen. Auch diese Schlösser ergaben sich ohne Widerstand.

In Ascheraden befand sich der ehemalige Ordensmarschall Caspar Münster. Nach vieljährigem Elende, das er in Polen, wohin er sich geflüchtet hatte, ausgestanden, wurde ihm endlich, nach Aufhebung des Ordens Ascheraden zum Unterhalt auf Lebenszeit angewiesen. Er war jetzt ein 80jähriger Greis. Seine Augen waren schon finster. Nachdem das Schloß von den Russen in Besitz genommen war, erlöste ihn der Tod von den Wechselfällen eines bewegten Lebens.

Neue Verheerungen bezeichneten den Weg des Siegers. So rückte er am 31. August auch vor die Stadt Wenden, um den Herzog Magnus zu belagern, der seinen Zorn aufs Höchste gereizt hatte. Er ließ ihn sogleich zu sich rufen. Da jedoch Magnus sich nicht selbst zu kommen getraute, schickte er zwei seiner vornehmsten Hofleute, Christoph Kursell und Frommhold von Plettenberg hinaus. Iwan ließ solche mit Ruthen geißeln und nach der Stadt zurücktreiben, während er Herzog Magnus zum zweiten Mal zu sich bescheiden ließ.

Nach kurzem Bedenken machte sich dieser endlich mit 25 Personen auf den Weg. Während er zum Thore hinaus ritt, kam ihm ein Haufen Russen entgegen, welche Einlaß begehrten. Als ihnen auf Befehl des Herzogs das Thor geöffnet wurde, bemächtigten sie sich desselben auf der Stelle. Magnus aber ritt mit den Seinigen nach dem russischen Lager; als er den Großfürsten erblickte, stieg er vom Pferde, ging hin und fiel

ihm zu Füßen. Iwan stieg ebenfalls vom Pferde, hob ihn auf und redete ihn also an: „Du elender Wicht, wie hast du hoffen können, Livland in deine Gewalt zu bekommen und darüber König zu sein? Ich habe dich, als du aus deinem Vaterlande flüchtig, im Elende von einem Ort zum andern zogst, in mein Geschlecht aufgenommen und dir meines Vaters Nichte, die du nicht werth bist, zum Weibe gegeben und dich reich gemacht und du erzeigst dich jetzt untreu gegen deinen Wohlthäter! Hast du nicht deinen Herrn, dem du geschworen, verrathen? Hast du dir nicht Livland mit List und Betrug unterthänig machen wollen? Aber Gottes Augen haben über mich gewacht und dich in meine Hand gegeben; deshalb ist es auch billig, daß ich dir Alles, was ich dir aus Gnade gegeben, wieder nehme.“ — Trotz dieser harten Anrede war Iwan doch eben im Begriff dem gedemüthigten Herzog gemäßigtere Friedensbedingungen vorzuschreiben, als eine unglückliche Kugel, welche die Belagerten auf die Russen abgeschossen hatten, dicht neben dem Großfürsten durch das Zelt flog. In Folge dieses Schusses wurde der betrogene Herzog mit allen seinen Bedienten in ein altes, verfallenes Haus ohne Dach geworfen, wo er unter strenger Bewachung einige Tage und Nächte auf ebener Erde schlafen mußte. Während dieser Zeit hatten die armen Einwohner der Stadt schwere Drangsale zu erdulden. Wer sich noch retten konnte, floh ins Schloß.

Die Belagerten wurden sodann unter den härtesten Drohungen zur Uebergabe aufgefordert. Da sie jedoch voraussehen konnten, daß Marter und Tod ihrer warteten, konnten sie sich nicht dazu entschließen, die Thore freiwillig zu öffnen. Daher ließ Iwan vier Batterien aufwerfen und das Schloß heftig beschießen. Als nach fünf Tagen die Mauer, welche unabläßig beschossen worden war, zusammenstürzte, fiel auch den Belagerten der Muth. Nur ein freiwilliger Tod schien ihnen das einzige Rettungsmittel zu bieten. Sie faßten daher den heldenmüthigen Entschluß, sich mit dem Schlosse in die Luft zu sprengen. Nach einigen Bedenklichkeiten glaubten selbst die Prediger, die sich unter den Unglücklichen befanden, ihre Einwilligung zu diesem Entschlusse geben zu können, jedoch unter der Bedingung, daß sie zuvor ihre Seelen im heiligen Abendmahle ihrem Erlöser übergeben dürften. Aber es fehlte an Wein. Zur allgemeinen Freude fand ein Kammerdiener des Herzogs ein verborgenes Fäßchen mit Wein. So ward denn das Abendmahl mit einer Rührung und Inbrunst gefeiert, wie es wohl bei einer so großen Versammlung seit der Stiftung des Christenthums nicht vorgekommen sein mag. Mit Ruhe und Entschlossenheit bereitete man sich nun zum nahen Tode vor. Alles noch vorräthge Pulver wurde in ein Gewölbe neben dem großen Rittersaal gebracht, eine Lunte oben an das Fenster befestigt, die bis hinunter zu den Pulverfässern reichte. Alles versammelte sich in dem Gemache, unter dem die Anstalten zu dem schrecklichen Vorhaben getroffen waren. Die Prediger bereiteten die Versammlung auf den nahen Augenblick vor; Gatten umarmten sich in stummem Schmerz, drückten noch einmal ihre Kinder an das Herz und schlossen sie fester in ihre Arme. Man nahm Abschied — ein stilles Gebet — eine grausenvolle Stille in der Versammlung — außen stürmte der Feind. Schon hatte er die Höhen erstiegen, schon brach er herein. Da gab Heinrich von Boißmann, Rittmeister des Herzogs, den

entscheidenden Wink, zündete aus dem Fenster die Lunte an, und das Schloß flog mit 400 Menschen am 9. September 1577 in die Luft.

Boißmann mußte zerschmettert, zum Fenster hinausgeschleudert, noch mit dem Tode ringend, dem Großfürsten die That erzählen, deren Kühnheit den Furchtbaren selbst in Erstaunen setzte.

Den 12. September brach Iwan mit seinem ganzen Lager von Wenden auf, führte den Herzog Magnus mit sich und ging nach Ronneburg, Tricaten und Smilten, welche Schlösser ihm von der polnischen Besatzung gegen freien Abzug ohne Widerstand übergeben wurden. Von da zog Iwan nach Dorpat, wo Magnus endlich seine Freiheit wiedererlangte, nachdem er eidlich versprochen, sein Lebenlang ein treuer Lehensmann des Zaren verbleiben zu wollen.

Bald darauf begab sich der Zar nach Pleskau, von wo aus die unglücklichen gefangenen Livländer paarweise zusammengekoppelt nach Moskau abgeführt wurden.

Aber schon im December nahte der Rächer, dem durch Kühnheit und List das gewagteste Unternehmen zur Befreiung Wendens gelang.

Hans Büring, ein Schreiber, hatte schon früher das Schloß Treiden, welches die Russen besetzt hielten, durch folgende List erobert. Er hatte erfahren, daß in Treiden großer Mangel an Holz sei. Sogleich suchte er diesen Umstand zu benutzen. Er verkleidete sich mit mehreren Andern in Bauerkleider, ließ einige Wagen, mit Holz beladen, vor das Schloß führen und den Russen zum Verkauf anbieten. Diese öffneten sogleich das Thor, um das Holz zu empfangen; die verkleideten Bauern drangen hinein, hieben die Besatzung nieder und bemächtigten sich des Schlosses. Ebenso schnell wußte dieser unternehmende Mann den günstigen Umstand, daß der Großfürst, der außer Riga fast ganz Livland in seiner Gewalt hatte, die livländischen Schlösser nur sehr schwach besetzt hielt, zur Befreiung Wendens zu benutzen.

Mit etwa 400 Deutschen, Polen und Letten kam er zur Nachtzeit unter den Mauern des Schlosses an. Eine sehr lange lederne Leiter diente ihm dazu, mit einigen seiner Begleiter die Mauer zu ersteigen. Von da ins Innere des Schlosses zu kommen, erkletterte er das Dach eines Pferdestalles. Die Besatzung glaubte bei verschlossenen Thoren ruhig schlafen zu können. Auch störte Büring sie jetzt noch nicht, sondern besetzte erst die Schloßpforte nach der Stadt zu und ließ die noch übrige Mannschaft heimlich durch ein Stadtthor hinein. Nun erst machte er Lärm. Die Russen fuhren bestürzt aus dem Schlafe auf und eilten aus der Stadt nach dem Schlosse, die im Schlosse aber nach dem Thore, das zur Stadt führte, um sich mit ihren Gefährten zum Widerstand zu vereinigen; allein beide Parteien fanden den Eingang von Feinden besetzt und konnten nicht zu einander kommen. Die Soldaten aus der Stadt glaubten, daß das Schloß schon in den Händen der Deutschen sei, und die im Schlosse meinten dasselbe von denen in der Stadt. Voll Verwirrung und Schrecken sahen sie sich verloren und suchten sich zu verbergen. Allein Keiner entkam. Der anbrechende Morgen fand sie alle ermordet. Ihre Leichname wurden nun mit den zerschmetterten Leibern der unglücklichen Deutschen, die sich in die Luft gesprengt hatten und noch nicht begraben waren, in die Erde verscharrt.

Der Verlust dieses Schlosses schmerzte den Großfürsten um so mehr, als es ihm von unerfahrenen Bauern, die ein Schreiber anführte, entrissen worden war. Büring wußte sehr wohl, daß der Großfürst diese That nicht ungeahndet lassen würde und setzte sich in den besten Vertheidigungsstand. Allein noch ehe er mit den Anstalten dazu fertig war, erschien schon ein russisches Corps vor der Stadt. Dreimal wagte der Feind einen Sturm; aber Büring schlug ihn jedesmal zurück. Doch wurden die Belagerten immer enger eingeschlossen und furchtbarer als die Russen von Außen, bedrängte sie ein Feind im Innern — der Hunger. Schon waren 124 Pferde aufgezehrt, deren Eingeweide den Armen als Speise dienten, und noch zeigte sich keine Hoffnung auf Entsatz. Büring unternahm daher das Aeußerste und Unglaublichste. Nur von 40 Mann begleitet, wagte er sich bei Nacht durch das russische Lager nach Riga; er findet hier Lebensmittel und gewinnt einige Hundert Mann, die ihm folgen wollen. Mit diesen Wenigen zieht er beherzt nach Wenden und verbreitet unterwegs von seiner Macht so fürchterliche Gerüchte, daß die Russen bestürzt die Belagerung aufheben und in größter Eile davon ziehen; die polnischen Truppen aber, die sie ereilen sollen, sind nicht mehr im Stande, sie einzuholen. Büring erhielt nachher als Lohn für seine Tapferkeit das Gut Kolzen. Noch jetzt nennen die stolzen Trümmer von Wenden das Jahr 1577 als die Zeit ihrer furchtbaren Zerstörung und zeigen in ihren Ueberresten, den größten, die sich bei uns finden, was sie ehmals gewesen. In einer der schönsten Gegenden Livlands sind sie das Denkmal der schauervollsten wie der ruhmwürdigsten Begebenheiten.

Hier fiel in demselben Jahr noch die berühmte Schlacht vor, in der die vereinigten Polen und Schweden über die 18,000 Mann starke Armee des Großfürsten einen Sieg erfochten, der den Russen über 6000 Mann und außerdem viele ihrer Anführer kostete.

Nach **Kelch u. Thiel.**

54. Livland kommt unter die Herrschaft Schwedens. (1629.)

Stephan Bathory war gestorben. Da gelangte im Jahre 1587 Sigismund, der Sohn des schwedischen Königs Johann III., auf den polnischen Thron, dem im Jahre 1592 auch die Krone von Schweden zufiel. Allein sein Oheim Karl, Herzog von Südermannland, hatte, da Sigismund in Polen lebte, die Regierung in Händen und wußte auch im Jahre 1599 nach vielen Streitigkeiten die Königswürde in Schweden zu erringen, wo er von nun an als Karl IX. regierte. Dieser wollte Estland nicht bloß bei Schweden erhalten, sondern auch Livland von Polen losreißen, um es ebenfalls seinem Reiche einzuverleiben. Mit dem größten Theil des wehrlosen, entkräfteten Landes gelang es ihm zwar, aber Riga, das 1581 sich ebenfalls dem polnischen Könige Stephan unterworfen hatte, ließ sich in seiner versprochenen Treue nicht irre machen Karl forderte es 1601 zweimal zur Unterwerfung auf; aber umsonst. Die Stadt wurde belagert; doch zogen die Schweden bald darauf wieder ab. Für das unglückliche Land war un-

terdeß eine Zeit schwerer Drangsale eingetreten, da es den Verheerungen der Freunde und Feinde zugleich ausgesetzt war. Von 1601 bis 1603 war durch unerhört strenge Winter und nasse Sommer alles Getreide verloren. Hungersnoth und Pest waren die Folge davon. Ganze Dörfer und Städte wurden menschenleer; an den Landstraßen lagen Sterbende und Todte; Wölfe und Raben waren unvermögend, alle Leichname zu verzehren.

Im Jahr 1605 wurde Riga durch eine schwedische Flotte aufs Neue beunruhigt. Karl rückte mit 10000 Schweden auf 40 Schiffen vor die Stadt, brannte die Vorstädte, das Georgenhospital und die Gertrudenkirche nieder und forderte den Rath, die Aelterleute und Bürger zur Uebergabe auf.

Zwei darauf folgende Stürme wurden glücklich abgeschlagen; da erschien plötzlich eine polnische Armee. Nach kurzem Gefechte geriethen die Schweden in Verwirrung und flohen. Schrecken bemächtigte sich der ganzen Armee; Alles suchte sich in der größten Unordnung auf die Schiffe bei Riga zu retten. Karl selbst eilte dahin und gerieth in Lebensgefahr. Ein braver Livländer, Heinrich Wrede, springt vom Pferde und nöthigt den König, es zu besteigen. Der König entkommt; aber Wrede stirbt kämpfend für seinen Herrn.

Mißmuthig und gedemüthigt kehrte Karl nach Schweden zurück. Nicht ihm, sondern seinem großen Sohne, dem frommen Gustav Adolph, sollte der Ruhm vorbehalten sein, eine Stadt zu erobern, deren Heldenmuth nur eines so hochherzigen Mannes würdig war. Schon im 17. Jahre konnte ihm von den Vormündern das Reich übergeben werden. Zuerst schloß der König mit Dänemark einen günstigen Frieden, zu dem ihm sein Kriegsglück die vortheilhafteste Gelegenheit darbot. Der Friede zu Stolbowa 1617 verschaffte ihm den Besitz von Ingermannland und Karelien. Nun richtete er sein Augenmerk auf Livland. Ein Hauptangriff auf Riga sollte Alles entscheiden. Um sich zu vertheidigen, ließ Riga in Preußen und Lübeck Truppen werben; allein man vermochte nicht mehr als etwa 300 Mann aufzubringen. Bürger, Kaufleute, Handwerksgesellen, Alles, was ein Gewehr tragen konnte, übte sich in den Waffen. Eben hatten die Rigenser ihre Vorstadt angezündet, als Gustav Adolph den 1. Aug. 1621 mit 160 Schiffen und 2000 Mann erschien. Im rigaschen Meerbusen hatte der Sturm seine Flotte zerstreut; er setzte daher seine Truppen bei Pernau ans Land und ließ sie nach Riga marschiren. Während der Anstalten zur Belagerung ließ der König die Stadt zur Uebergabe auffordern; er erhielt jedoch eine abschlägige Antwort. Da nach dem ersten Angriff keine Uebergabe erfolgte, so wurde die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen. Zu ihrer Vertheidigung waren nur noch 1000 wehrhafte Männer übrig, und selbst die polnischen Offiziere gestanden, sich nicht länger halten zu können.

Am 14. September begaben sich daher ein Bürgermeister, der Syndikus, und die Aelterleute der großen und kleinen Gilde zu dem König ins Lager, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln; Der König blieb unerbittlich, und um die Abgeordneten von den furchtbaren Mitteln zu überzeugen, die zu ihrem Zwange in Bereitschaft standen, zeigte er ihnen die fürchterlichen Minen, 15 Faden tief, mit 24 Pulverfässern angefüllt; zugleich versprach er, sie bei allen ihren Rechten

zu schützen, wenn sie sich freiwillig unterwerfen würden. So entließ er sie mit der letzten Frist bis zum folgenden Tage um 12 Uhr.

Der Rath versammelte eiligst die Bürgerschaft und die polnischen Offiziere. Alle stimmten darin überein, die Stadt müsse übergeben werden. Der König von Polen schien sich ihrer nicht zu erinnern, an Entsatz war also nicht zu denken. Die eigenen Kräfte zum Widerstande waren erschöpft; ihre Häuser und Kirchen lagen in Trümmern und hatten ihre tapfersten Krieger mit ihrem Sturze begraben; Hunger und Verzweiflung herrschte in den Mauern, und außerhalb drohte die furchtbare Mine!

Da glaubte Riga, der Noth weichen und sich dem furchtbaren Sieger ergeben zu müssen: durch eine große Deputation aus dem Rathe und der Bürgerschaft überreichte Riga den 15. September 1621 dem unsterblichen Gustav Adolph die Schlüssel der Stadt. Ehe der König als Sieger in Riga einzog, bestätigte er die Privilegien, versprach die Wiederherstellung alles dessen, was durch die Belagerung zerstört worden war, erlaubte allen polnischen Beamten freien Abzug und ging auf die Bedingung ein, daß wenn innerhalb dreier Jahre zwischen Polen und Schweden Friede geschlossen würde, es der Stadt frei stehen sollte, sich wieder unter die polnische Oberhoheit zu begeben.

An einem Sonntage hielt der Sieger seinen Einzug durch die Schalpforte über den Markt nach der Petrikirche, wo eine Dankpredigt gehalten und das Te Deum gesungen wurde. An demselben Tage hielt auch in der Jakobikirche, welche die Jesuiten seit 1581 inne gehabt hatten, der schwedische Hofprediger die erste lutherische Predigt. Am 25. September erfolgte nach gehaltenem Gottesdienste die feierliche Huldigung.

Bis zum Jahre 1629 dauerten noch die Verheerungen des Kriegs zwischen Schweden und Polen; durch den Altmärkschen Frieden wurde Gustav Adolph Herr von ganz Livland.

Richter. Thiel.

---

55. Die Schlacht bei Lützen. (1632.)

Mit unbeschreiblichem Jubel schlugen die Herzen dem königlichen Sieger Gustav Adolph entgegen. Wie im Triumphe zog er durch Thüringen und Franken an den Rhein und dann nach Baiern; Halle, Erfurt, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, Mainz u. A. öffneten ihm die Thore. Tilly, der Baiern beschützen sollte, wagte es nicht mehr, ihm im offenen Felde entgegenzutreten, fand auch bald durch Verwundung seinen Tod. Das baierische Volk zitterte vor der Ankunft des Königs; es hatte seinen Zorn durch grausame Ermordung einzelner Schweden gereizt. Uebergnädig empfing der edle Fürst die Abgesandten, welche ihm die Schlüssel der Stadt München überbrachten. „Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können," sagte er; allein fürchtet nichts; geht in Frieden und seid eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt!" — Baiern war größtentheils in des Königs Gewalt, und Wien zitterte um so mehr, da die Sachsen in Böhmen eingedrungen waren und Prag erobert hatten. In solcher

Noth blieb dem bedrängten Kaiser nichts übrig, als sich wieder an Wallenstein zu wenden. Nach vielen Bitten ließ sich der stolze Mann bewegen, aufs Neue ein Heer für den Kaiser zu werben, und so stand er denn nach wenigen Monaten mit unumschränkter Gewalt an der Spitze einer bedeutenden Macht, die sich noch täglich durch neue Werbungen vermehrte.

Nachdem er lange gezögert hatte, brach er endlich nach Sachsen auf, wo Raub, Mord und Brand seinen Einzug bezeichneten. Gustav Adolph eilte ihm nach und wurde von dem Volke als ein rettender Engel empfangen. In Naumburg an der Saale umringten sie ihn, drängten sich an ihn und suchten ihm die Füße zu küssen.

„Unsere Sachen stehen gut," sagte er; „allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher, sterblicher Mensch sei!"

Am Abend des 15. Novembers 1632 traf er bei Lützen auf das Wallensteinsche Heer, und Jeder bereitete sich zur morgenden Schlacht. Der König blieb die Nacht in seinem Wagen und gab die nöthigen Anordnungen und Befehle. Ein dichter Nebel verhüllte den neuen Morgen und verhinderte, die Stellung der Gegner zu erkennen.

Schweigend verharrt die Menge. Im Lager der Schweden erhebt sich Pauken- und Trompetenschall, und die Tausende von Kriegern stimmen ein in das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott"! — Jetzt, nach 11 Uhr, blickt die Sonne freundlich durch den Nebel. Der König schwingt sich aufs Pferd und ruft: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir streiten zu deines Namens Ehre!" Darauf stürmt er mit den Seinen gegen die Straße, welche von Lützen nach Leipzig führt. Hier wird er durch ein fürchterliches Feuer aus den Verschanzungen und Gräben empfangen, und viele sinken in den Tod. Dennoch setzen die Uebrigen über den Graben und bringen die Walleinsteinschen zum Weichen. Indeß stürmt Pappenheim mit seinen Reitern herbei, und die Schlacht wird zu einem grausigen Getümmel. Der König eilt mit einer Reiterschaar seinem wankenden rechten Flügel zu Hilfe. Von dem Herzoge Franz von Sachsen-Lauenburg und einigen Andern begleitet, sprengt er weit vor, um die Stellung des Feindes zu erspähen. Sein kurzes Gesicht läßt ihn aber zu nahe an die Kaiserlichen gerathen. Er erhält einen Schuß in den Arm und indem er sich umwendet, trifft ihn ein zweiter in den Rücken. Mit dem Rufe: „Mein Gott, mein Gott!" sinkt er vom Pferde. Die schnaubenden Rosse stürmen über ihn hinweg und zertreten ihn mit ihren Hufen. Das daher-sprengende, blutige Pferd bringt den Schweden die Schreckenskunde, und das Gefühl der Rache treibt sie unaufhaltsam vorwärts. Der heldenmüthige Herzog Bernhard von Weimar übernimmt die Führung. Die Kaiserlichen werden geworfen. Mit dem Rufe: die Schlacht ist verloren; der Pappenheimer ist todt; die Schweden kommen über uns!" ergreifen sie die Flucht.

Ein Weheruf durchzuckte die protestantischen Länder. Aber das Werk des großen Königs ging nicht verloren. Was er angefangen hatte,

haben seine Helden Bernhard von Weimar, Baner Torstenson und Andere im Bunde mit Frankreich vollendet. **Henning.**

56. Peters des Großen Jugendjahre.

Im Jahr 1613 kam mit Michael Feodorowitsch das Haus Romanow auf den russischen Thron; ihm folgte 1645 sein Sohn Alexei, der drei Söhne hinterließ. Feodor, der älteste, erhielt im Jahr 1676 die Nachfolge. Als er jedoch schon 1682 kinderlos starb, hatte Iwan, Alexeis zweiter Sohn, das nächste Anrecht zur Thronfolge; da er indessen den Bojaren zur Regierung untauglich schien, so richteten sie ihr Auge auf seinen jüngern Bruder Peter, einen zehnjährigen Knaben, geb. 1672, dessen Lebendigkeit sich schon hinlänglich bekundet hatte, und der schwache Iwan entsagte gerne seinen Ansprüchen zu Gunsten seines Bruders. Allein Sophie, Iwans leibliche Schwester und Peters Halbschwester, die den ersteren lieber auf dem Throne gesehen hätte, um in seinem Namen regieren zu können, reizte, besonders aus Haß gegen Peters Mutter, die Strelitzen zu einer blutigen Empörung, die nur dadurch gestillt werden konnte, daß man den beiden Prinzen die Zarenwürde, ihrer Schwester Sophie aber bis zur Volljährigkeit jener die Regentschaft übertrug. Noch nicht zwei Jahre war diese im Besitz der höchsten Gewalt, als ein neuer Aufstand der Strelitzen ausbrach, 1683; dieser war gegen Sophie selbst gerichtet, weil sie die bei den Strelitzen angesehenen beiden Fürsten Chawansky hatte hinrichten lassen. Aber auch Peter kam dabei in Lebensgefahr; sie waren entschlossen ihn zu tödten, aber der, der das Messer gezogen hatte, scheute sich doch, den Mord in der Kirche zu vollbringen; dies gab Frist, Peter zu retten; 2 bis 3000 Strelitzen zogen darauf paarweise, Klotz und Beil tragend, als arme Sünder einher; doch nur 30 der Rädelsführer erlitten den Tod; die Ruhe ward vollkommen hergestellt, Sophie herrschte fort und wurde so sicher, daß sie auf die rasche Entwicklung der Anlagen Peters wenig achtete.

Peter fand zwei Lehrer, in denen Rußland Väter seiner Gesittung zu ehren hat. Der eine war ein Deutscher aus Strasburg, Franz Timmermann, Offizier bei dem russischen Geschützwesen, von Peter liebgewonnen, als dieser seine große Geschicklichkeit beim Abfeuern des Geschützes bemerkte, und darauf dessen Lehrer in der Feldmessungs- und Befestigungskunst.

Der andere war Lefort aus Genf, ein Abenteurer von viel Lebenslust und Lebensgeschick, der seit 1683 in Peters Nähe war. Als dritter verdient neben diesen beiden genannt zu werden Gordon, der Schotte. Preobraschensk bei Moskau war des jungen Zaren gewöhnlicher Aufenthalt, und hier wurde unter Anleitung der beiden Fremden, namentlich Lefort's, zu seinem Zeitvertreib eine Anzahl junger Russen in Waffen geübt. Dies wurde ernster, sowie Fertigkeit, Alter und Zahl der Soldatischen Spielkameradschaft (Potescheije) wuchs; Probraschensk konnte sie nicht mehr fassen; ein Theil wurde nach dem Dorfe Semenowsk verlegt und so bildeten sich die Stämme der beiden noch heute bestehenden Garderegimenter, die von jenen Orten ihre Namen

führten. Unter diesen Spielgenossen war Menschikow, nach der Sage eines Bauern Sohn, in der Stadt Herumträger von Piroggen, freundlich und geschmeidig, rasch und bestimmt im Reden, von Lefort zuerst hervorgezogen und empfohlen, seit 1689 dem Zaren besonders lieb und werth und nach Leforts Tode an dessen Stelle Peters Günstling.

So vergingen sieben Jahre der Regentschaft Sophiens, in welcher Zeit ihr Günstling Gholizyn der Gesittung die Bahn zu ebnen suchte; Peter war Jüngling geworden, von ansehnlichem Körperbau und ungemeinen Leibeskräften; trotz seiner Gutmüthigkeit war er doch zu ungestümen Aufwallungen und leidenschaftlichen Ausbrüchen sehr geneigt. Seine Mutter Natalie hatte ihn mit der sanften und geistreichen Fürstin Lapuchin vermählt und von deren lieblichem Wesen und Verkehr Milderung der Leidenschaftlichkeit ihres Sohnes erwartet; aber diese vermochte nicht den gewaltsamen Drang der unbändigen Kräfte zu mäßigen. — Bald nach Peters Vermählung folgte der Umsturz von Sophiens Herrschaft. Bei einem feierlichen Aufzuge wollte sie als Regentin erscheinen, Peter aber ihr das nicht zugestehen; sie schieden grollend von einander; Sophie zettelte eine Verschwörung an, die indessen entdeckt wurde. Sie mußte ins Kloster wandern, und Peter bestieg als Selbstherrscher den Thron der Zaren den 7. Septbr. 1689. Iwan, mit diesem Allen zufrieden, beschloß sein bedeutungsloses Leben i. J. 1696.

Gewerbe, Flotte, Kriegsheer ward nun die Loosung für Peters schöpferische Thätigkeit; in Allem lernte er von den Anfängen an, um Andere zu lehren; in dieser Art, zu bilden und zu schaffen, hat er seines Gleichen unter den europäischen Fürsten nicht. Der Holländer Claas Willmaszoon aus Zaandam, ward Peters Lehrer in der Schifferkunst; im Jahre 1693 ward diesem der unvergleichliche Genuß, mit einer der neugebauten Yachten von Archangel aus das weiße Meer zu befahren. Dies war die Vorbereitung zum lebhaftern Handelsverkehr mit dem gesitteten Europa. Zur Uebung seines neugestalteten Kriegsvolks aber, dessen Kern jene beiden Regimenter waren, und zur Gewinnung eines Küstenplatzes am schwarzen Meere, nahm er Theil an dem großen Türkenkriege, den Kaiser Leopold seit 1682 führte. Das russische Heer belagerte 1695 die am Ausflusse des Don gelegene Hafenfestung Asow; sie ward 1696 eingenommen und dieser erste Gewinn Peters vom Nachbar durch einen triumphirenden Einzug des Heeres, das von Lefort geführt wurde, in Moskau gefeiert. Peters Volk aber ward nicht durch Schiffbau, nicht durch neues Heerwesen und durch Eroberungen empfänglich gemacht für seine Neuerungen; störrig und mit verbissenem Grimm beugten die Bojaren den Nacken unter Peters Riesenfaust; ihr Herz hing am Hergebrachten, das Ausländische war ihnen ein Greuel. Eine Anzahl Mißvergnügter faßte im Jahre 1697 den Anschlag, Peter zu ermorden. Es ward ihm kund; sein Entschluß war sogleich gefaßt; er trat mitten unter sie, als sie bei Sokownin versammelt waren; Wache sollte etwas später nachkommen. Sein Eintritt wirkte lähmend auf die Verschworenen; erst bei fortgesetztem, gemeinschaftlichem Trunke flüsterte Einer, es sei nun Zeit zur That. Peter aber fuhr unter sie mit wüthendem Ruf und Faustschlag, zugleich trat die Wache ein zu seinem Beistande, und bald darauf floß das Blut der Schuldigen. Nun sollte eigene Anschauung der Sitten und Einrichtun-

gen des Auslandes die Widerspenstigen beugen und willig zur Annahme des Fremden machen; schaarenweise wurden russische Edelleute ins Ausland geschickt, sechzig nach Italien u. s. w. Auch Peter selbst wollte durch eine solche Reise die Meisterschaft der Gesittung erlangen.

Im Jahr 1697 brach eine Gesandtschaft auf, um einige Höfe des mittleren und westlichen Europa zu begrüßen; Lefort war an ihrer Spitze, Menschikow einer der Theilnehmer, Peter selbst unter den Gesandtschaftscavalieren; 270 Personen wurden in dem Gesandtschaftszuge gezählt. Die Fahrt ging über Riga, Königsberg, Berlin, Hannover nach Holland. Der Ruf von Peters Mitfahrt ging bald dieser voraus, und wohin er kam, bekundete er durch eigenthümliches Thun seine Gegenwart. Ueberall Lernbegier, ungestümer Drang zu schauen und nachzuahmen. Hier ruft er auf der Straße einer ihm begegnenden Dame ein donnerndes Halt zu; sie steht bestürzt da; Peter greift die Uhr, die sie trägt, öffnet sie, beschaut das Werk und setzt nach gesättigter Neugier seinen Weg fort. Dort wirft er dem brandenburger Hofmarschall die mächtige pariser Perücke, ein Prachtstück für 300 Thaler, vom Kopf in einen Winkel. Dort wirft er der Kurfürstin von Brandenburg einen kostbaren Rubin zu, der nachher bei der Erhebung des Kurfürsten zum Könige in seinem Scepter prangte. Der Kurfürstin von Hannover giebt er die Schwielen an seinen Händen zu betasten und rühmt sich seiner Kenntniß von 14 Handwerken. Haag war das Ziel der Gesandtschaft; Wilhelm III. von England und Holland sollte durch sie begrüßt werden; Peters Sinn stand aber zuvörderst nach den Schiffswerften von Zaandam bei Amsterdam; er verließ die Gesandtschaft und trat unter die Schiffszimmerleute von Zaandam im Wamms, die Axt auf der Schulter. Als einer vom Handwerk ging er an die Arbeit, und die ersten Axtschläge bekundeten, daß er kein Stümper war; wie groß aber war seine Lust, als man ihn als Meister (Baas) begrüßte! Die Neugierde und der Zudrang zu dem seltsamen Verkappten und doch überall Kenntlichen war allenthalben gleich groß, und Peter immerfort in der Klemme zwischen der Lust, zu sehen, und der Unlust, besehen zu werden. Einmal will er der Sitzung der Generalstaaten beiwohnen und nimmt Platz im Saale; aber als Aller Blicke auf ihn gerichtet sind, springt er auf und läuft in wilder Hast aus dem Saale. Bald steht er mitten im Volke und verkehrt mit Gauklern und Taschenspielern, dann besieht er das anatomische Theater, dann wirbt er Handwerker zur Arbeit in Rußland u. s. w. König Wilhelm lud den Zaren ein, nach London zu kommen und ließ ihn auf einem stattlichen Schiffe abholen. Hier war es, wo Peter ausrief: „Wäre ich nicht Zar von Rußland, so möchte ich englischer Admiral sein!“ Die Universität Oxford wollte ihn zum Magister machen, aber diese Ehre lehnte er ab. Im Beschauen und Einkaufen war er kaum zu befriedigen. Ebenso fuhr er fort, Handwerker und Künstler für sein Land in Dienst zu nehmen. Im Frühjahre 1698 ging die Reise durch Sachsen nach Oesterreich. Auch Italien zu sehen, lag in Peters Reiseplane; aber es kam Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen; wenn gleich sie verkündete, daß er schon gedämpft sei, hielt Peter doch die Heimreise für nöthig. Der Eile bedurfte es nicht; daher besuchte er zu Rawa bei Lemberg den neuerwählten Kö-

nig von Polen, August den Starken. Am 24. Aug. 1698 kam er in Moskau an zum Strafgericht der Empörer.

Um auf die polnische Königswahl einzuwirken, hatte Peter einen Theil der Strelitzen, 10 bis 13000 Mann, an die polnische Grenze gesandt und diese hatten den Aufruhr begonnen. Es hatte unter ihnen sich das Gerücht verbreitet, Peter bringe von seiner Reise eine Menge ausländischer Soldaten mit, sie aber würden sich die Bärte abschneiden und Tabak rauchen müssen. Der Bart war in jener Zeit dem Russen so heilig, als er nur immer dem Araber sein kann; eine im Jahre 1551 gehaltene Synode hatte die Bartschur für eine der strafbarsten Ketzereien erklärt. Tabak zu rauchen galt nicht bloß nach Michael's und Alexei's Gesetzen, welche die Tabakraucher mit der Knute und selbst mit dem Tode bedrohten, sondern auch nach der Volksansicht für abscheulich. Dergleichen Dinge wurden im Lager der Strelitzen erzählt, und der Aufruhr brach aus; sie zogen gegen Moskau, ohne recht zu wissen, was sie wollten; doch zunächst war ihr Grimm gegen die dort befindlichen neu formirten Kriegsvölker gerichtet, der Anführer derselben aber, der wackere Schotte Gordon, führte sie den Strelitzen entgegen und im Treffen unterlagen die letztern. Den Tod im Kampfe fanden Wenige; aber ein schweres Gericht kam über die Gefangenen; Gordon ließ eine strenge Untersuchung anstellen und zunächst 165 derselben hinrichten; die große Masse sparte er auf für Peters eigenes Verfahren. Dieser hegte Argwohn, daß abermals seine Schwester Sophie Anstifterin des Aufruhrs gewesen sein möchte; bestimmte Aussagen gegen sie erfolgten indessen nicht; doch glaubte Peter genug erfahren zu haben, um sie für schuldig zu halten; dennoch begnadigte er sie. Im Oktober 1698 begannen die Hinrichtungen und da sich Peter durch Strenge gegen neue Aufstände sichern wollte, so mußten viele ihre Theilnahme mit dem Leben bezahlen. Unter Sophiens Fenster wurden Galgen errichtet, dicht vor demselben wurden drei Strelitzen aufgeknüpft, mit den Gesichtern nach dem Fenster zugekehrt. In der Hand hielten sie ein Papier, als brächten sie Sophien ein Bittschreiben, den Thron zu besteigen. Die übrigen Strelitzen, etwa 2000 Mann, wurden entlassen und der ganze Waffenverein hörte auf.

Bald darauf starb Lefort, an dessen Stelle in Peters Gunst nun Menschikow trat. Der Kampf gegen altrussische Sitte aber hatte der heimkehrende Zar schon bei der Bewillkommnung begonnen. Die Bärte der vor ihm Erscheinenden waren der Scheere verfallen; 1700 erging eine Verordnung, daß, die Geistlichen allein ausgenommen, Jedermann den Bart abschneiden und den langen Schlepprock kürzen oder eine Steuer zahlen sollte. Die Langröckigen, welche nach Moskau kamen, mußten im Thore einen Zoll zahlen, oder niederknieen und sich den Rock bis an die Kniee kürzen lassen; den Bart konnten die Bauern nur gegen Erlegung eines Kopeken retten. Nun folgten auch Einrichtungen für Kirchen und Schulwesen. Einen eigenen Patriarchen hatte Rußland seit 1588; als im Jahre 1700 der damalige Patriarch gestorben war, ließ der Zar die Stelle erledigt und setzte dafür einen Eparchen und eine Synode ein. Die Zeitrechnung der Russen war unförmlich; das Jahr begannen sie mit dem September, als dem angeblichen Monat der Weltschöpfung; Peter hatte die Rechnung nach dem julianischen Kalender kennen gelernt,

und am ersten Januar 1700 wurde diese eingeführt; bald nachher nahmen die Protestanten in Deutschland, Holland, Dänemark und der Schweiz (England und Schweden 50 Jahre später) den verbesserten Kalender an; Peter aber ließ fortbestehen, was er eingerichtet hatte, und so hat der nichtverbesserte julianische Kalender und die sogenannte Datirung nach altem Stil sich in Rußland bis heute behauptet.

Nach **Bergmann und Wachsmuth.**

---

57. Der nordische Krieg. (1700—1721.)

In Rußland hatte Peter I. am Ende des 17. Jahrhunderts den Anfang gemacht, jene Veränderungen einzuführen, welche sein Reich aus einem asiatischen zu einem europäischen machen sollten. Zur Ausführung seines Planes, eine neue Seemacht zu bilden, bedurfte er der schwedischen Besitzungen Ingermannland, Estland, Livland und hatte deshalb auf seiner Rückreise nach Rußland mit König August II. von Polen eine Zusammenkunft, bei welcher er Eroberungspläne entwarf, die für Polen und Sachsen verderblich wurden. Der König Friedrich IV. von Dänemark und August II. wollten die Jugend, die Unbesonnenheit, den Leichtsinn des jungen Königs Karl XII. benutzen, um die an Schweden verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen, und Peter der Große war der dritte im Bunde.

August II. hatte seine Sachsen nach Livland beordert, wo man auf die Unzufriedenheit der Ritterschaft und auf russische Unterstützung rechnete.

Bei dieser Verbindung war der Livländer Johann Reinhold von Patkul besonders thätig. Er glaubte, seine Landsleute würden den plötzlich erscheinenden Sachsen behilflich sein, Riga zu besetzen, während die Dänen in das Land des Herzogs von Gottorp einfielen und Rußland Reval bedrohte.

Als Peter gegen Estland heranzog, waren seine beiden Verbündeten schon in ihrem Unternehmen gescheitert. Die Sachsen erschienen Ende Februar 1700 plötzlich vor Riga; aber weder die Bürgerschaft noch die Ritterschaft Livlands regte sich, und August versuchte vergebens, den treulosen Friedensbruch durch übel ersonnene Ausflüchte zu beschönigen.

Der feindliche Angriff Dänemarks auf Holstein-Gottorp ward eben so übereilt gemacht, als der Zug der Sachsen nach Livland. Die Dänen rückten in Schleswig ein; allein Karl XII. erschien mit Blitzesschnelle, um die Beleidigung seines Schwagers an Kopenhagen zu rächen. Er schiffte seine Truppen so schnell aus, machte so gute Anstalten zum Beschießen der Stadt, daß König Friedrich sich wahrscheinlich in seiner Angst noch härtere Bedingungen hätte auflegen lassen, als ihm im Frieden zu Travendahl vorgeschrieben wurden.

Karl eilte nun, sich an den Russen zu rächen, wie er sich an den Dänen gerächt hatte. Er landete auf eine tollkühne Art in Pernau und ließ sich durch keine Vorstellungen bewegen, die übrigen Truppen zu erwarten. Mit 15000 Mann eilte er, das russische Heer in seinem Lager bei Narwa anzugreifen. Peters Heer wird auf 40000 Mann, theils Fremde, theils Russen angegeben; Fremde commandirten

dieses Heer und der General Allard leitete die Belagerung von Narwa unter stetem Streit zwischen den Russen und den Offizieren, die sie organisiren sollten.

Karls Heer hatte Uebung, Erfahrung und Muth; Rhenschiöld, der neben Karl commandirte, war zum General geboren und gebildet. Karls Tollkühnheit stürmte die russischen Schanzen; innerhalb derselben konnten die Russen ihre Ueberlegenheit an Zahl nicht benutzen; doch ward anfangs tapfer gestritten, bis die Russen über Verrath schrieen, einige Offiziere umbrachten und andere nöthigten, bei den Schweden Rettung zu suchen. Jetzt ergab sich zuerst der rechte Flügel der Russen; am andern Morgen folgte der linke diesem Beispiel. Die Offiziere wurden gefangen, Gepäck und Geschütz ward den Schweden übergeben, die Gemeinen wurden nach Hause entlassen (21. Nov. 1700.) Mit König August hatte Karl sehr leichtes Spiel. Er schlug im Juni und Juli die Sachsen und die Kurländer, die sich mit ihnen vereinigt hatten, nach einem meisterhaften Uebergange über die Düna, nahm Dünamünde, drang unaufhaltsam nach Polen vor und lehnte alle Friedensanträge unter dem Vorwande ab, daß mit Männern wie August keine Aussöhnung möglich sei, weil bei ihm Ehrlichkeit für Dummheit und Treulosigkeit für Staatsklugheit gehalten würde. August floh zuletzt nach Krakau; Karl folgte ihm und schlug sein Heer bei Pintschow und Clissow (1702). Der Gewinn dieser Schlacht bestärkte Karl in seinem Eigensinn. Das an Menschen arme Schweden ward seiner rüstigen Bürger und Bauernsöhne beraubt, und diese kamen, während sie einen kurz dauernden Ruhm erwarben, durch Krankheiten, schlechte Nahrung, Sumpfluft, Witterung und Beschwerlichkeiten um. Auch im folgenden Jahr zog Karl in Polen herum und besiegte die Sachsen bei Putulsk, während Peter seine neue Hauptstadt am bothnischen Meerbusen auf schwedischem Gebiet gründete und den Zugang zu derselben von der See- und Landseite befestigte.

Die Polen gaben, um Frieden zu erlangen, dem Vorschlage Karls, ihren König abzusetzen, Gehör, und Karl schlug ihnen den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszinsky, der sich ihm gefällig gemacht hatte, zum Könige vor. Stanislaus hatte weder Anhang noch großes Vermögen, aber Karls Eigensinn blieb unüberwindlich. Er setzte es durch, daß Stanislaus 1704 gewählt wurde. Nach der Wahl des neuen Königs ging Karl nach Galizien und eroberte Lemberg, während August den Plan machte, Warschau zu überfallen. Als August erschien, flüchtete Stanislaus zu Karl nach Lemberg. Während Stanislaus und August sich um Polen stritten, eroberte Peter Narwa und Dorpat und ertheilte in Livland einen Gnadenbrief. Karl trieb sich in Polen herum, und es gelang ihm endlich 1705, seinen Stanislaus in Warschau krönen und salben zu lassen.

Im Jahre 1706 tummelte sich Karl in Litthauen in Sümpfen und Wäldern herum, ohne vom Februar bis Juli etwas von Bedeutung auszuführen; alsdann eilte er nach Polen, um endlich in Sachsen einzudringen. Die sächsische Regierung in Dresden leitete sogleich Unterhandlungen ein. Karl drang bis nach Leipzig; er nahm seinen Aufenthalt erst in Taucha, dann auf einem Rittergute in Altranstädt; Stanislaus befand sich in seiner Begleitung. Die Unterhandlungen

waren bald beendigt und schon am 24. September war der Friede abgeschlossen. Karl bestand mit grausamer Hartnäckigkeit auf der Auslieferung des Livländers Patkul und ließ ihn auf seinem Zuge nach Polen auf die grausamste Art zu Tode martern. König August mußte der polnischen Krone entsagen und Stanislaus anerkennen.

Der nächste Zug Karls sollte Peter gelten, der die Ostseeprovinzen schon als sicheres Besitzthum ansah. Durch Litthauen sollte nach Karls Willen Löwenhaupt aus Livland und Kurland marschiren und an der Beresina zu ihm stoßen. Er sollte also das sieben Jahre lang vertheidigte, von Freund und Feind verheerte Livland aufgeben, das noch im Lande übrige Vieh, Pferde, Munition, Geschütz mit sich nehmen und mit seinem Könige gegen Moskau ziehen. Von diesem Augenblicke an wird Karls Betragen immer unbegreiflicher. Erst setzt er seinen Marsch durch Sümpfe und Wälder in der schlechtesten Jahreszeit fort; dann bleibt er in den bessern drei Monaten ruhig liegen, läßt im Mai alle russischen Gefangenen frei und vergißt das Versprechen, mit Löwenhaupt an einem bestimmten Platze zusammenzutreffen. Löwenhaupt erwarb sich bei dieser Gelegenheit unsterblichen Ruhm. Durch Wüsten und Wälder erreichte er mit Gepäck und Geschütz, umschwärmt von den Russen, den Ort, wo er Karl zu finden hoffte; er fand ihn nicht, sondern ward von der Uebermacht der Russen angegriffen.

Karl war unterdeß in die Ukraine gezogen, weil der 70jährige Hetmann der Kosaken, Mazeppa, ihn zu sich eingeladen hatte. Dieser stieß mit nur 7000 Mann zu den Schweden, wurde aber das Opfer seiner Verbindung mit Karl; denn Menschikow zerstörte seine Residenz, und die Kosaken mußten auf Peters Aufforderung einen andern Hetmann wählen. Karl ließ sich nicht bewegen, seinen Marsch gegen das schwach befestigte Pultawa aufzugeben. Er fuhr fort, die Seinen auf dem Marsche Preis zu geben, und Hunderte derselben erfroren. Im April und Mai mühten sich die Schweden vor einer elenden Schanze vergeblich ab, während die Russen sie wie ein Netz einschlossen.

Das Treffen bei Pultawa (8. Juli) ordnete Rhenschiöld, weil Karl eine gefährliche Wunde am Fuß erhalten hatte und kein Pferd besteigen konnte. Die Schweden thaten auch an diesem Tage Wunder der Tapferkeit, aber ihre Niederlage wird man sich leicht erklären, wenn man weiß, daß sie an Allem, sogar an Pulver und Blei Mangel litten. Mit vieler Mühe wurde endlich Karl bewogen, über den Dniepr zu gehen und mit geringer Begleitung Zuflucht in der Türkei zu suchen. Sobald sich der König gerettet hatte, schloß Löwenhaupt eine Capitulation, vermöge deren das Gepäck, das Geschütz und der ganze Rest der schwedischen Armee den Russen übergeben wurde.

Die Flucht Karls nach Bender und sein fünfjähriger Aufenthalt in der Türkei war das günstigste Ereigniß für Peters große Pläne, sein Reich und Volk umzugestalten und die gefangenen Schweden mußten ihm dabei in jeglicher Weise behülflich sein und diese gebrauchten ihre Wissenschaft und Erfahrungen auch wider ihren Willen zu Peters Zwecken.

Unterdessen brach August II. mit 13000 Mann nach Polen auf, welches Stanislaus verlassen mußte. In Thorn traf er mit Peter zusammen, und sie schlossen in Betreff der Ostseeprovinzen einen Vertrag.

Karl XII. hatte durch seinen Unterhändler Poniatowsky eine

Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland zu Stande gebracht. Peter kam den Türken im Angriffe zuvor, aber bald sah er sich von allen Seiten eingeschlossen. Die Russen schienen verloren; allein des Kaisers Gemahlin Katharina übersandte dem habsüchtigen Großvezier ihr Geschmeide und was sie sonst an Kostbarkeiten zusammenraffen konnte, und die Armee und der Kaiser waren gerettet. Es folgte der Friede am Pruth 1711.

Karl hatte durch diesen Feldzug gar nichts gewonnen, vielmehr drang jetzt der Sultan immer mehr in ihn, seine Abreise zu beschleunigen. Als er sich dessen weigerte, wurde 1713 sein verschanztes Haus angegriffen und nach mannhafter Vertheidigung endlich verbrannt. Am 1. Oct. 1714 brach Karl auf und legte in 14 Tagen 286 Meilen, Tags zu Pferde, Nachts zu Wagen zurück. Er erreichte Pommern in dem Augenblicke, als auch seine deutschen Länder nicht mehr zu retten waren. Nach 16jähriger Abwesenheit kehrte er endlich in seine Heimath zurück.

Den Hauptvortheil von dem ganzen Kriege aber erntete Peter, welchem Schweden im Frieden zu Nystädt 1721 Livland, Estland, Ingermannland, Carelien abtrat; sogar einen Theil von Finnland hatte er erobert und durch die Heirath seiner Bruderstochter Anna mit dem Herzoge von Kurland (1710) fiel auch diese Provinz später dem russischen Reiche zu.

Karl XII. wurde 1718 bei Belagerung der norwegischen Festung Friedrichshall in den Laufgräben, wahrscheinlich meuchelmörderisch erschossen.

Nach **Schlosser.**

58. Patkuls Tod. (1707.)

Nach einem wechselvollen Leben finden wir den Livländer Johann Reinhold von Patkul*) als Gesandten Peters des Großen mit dem Titel eines außerordentlichen Ministers am polnischen und sächsischen Hofe. Da geschah es, daß er eines Abends in Dresden plötzlich von einer Schaar Bewaffneter aus dem Bette geholt wurde. Man ließ ihm kaum soviel Zeit, seine Kleider anzulegen, setzte ihn unter scharfer Bewachung hinter Gitterfenster auf die Festung Sonnenstein, ließ ihn ohne Bett und entzog ihm jegliche Bedienung. Von Sonnabend Morgen bis Mittwoch Abend soll er keine Speise erhalten haben. Seine Schriften wurden versiegelt; Niemand durfte ihm Papier und Feder reichen, mittelst deren er die Hülfe des Zaren hätte in Anspruch nehmen können.

Als in der Folge August II. im Frieden zu Altranstädt 1706 gezwungen wurde, der polnischen Krone zu entsagen, war die Auslieferung Patkuls an die Schweden eine Friedensbedingung; um ihm daher jeglichen Versuch zur Flucht unmöglich zu machen, wurde er von seinem

*) Joh. Reinh. v. Patkul, geb. 1668, nahm Kriegsdienste und gehörte 1689 als schwedischer Capitän zu den livländischen Deputirten, die Karl XI. nach Stockholm berief; in Folge einer Beschwerdeschrift wurde er als Rebell zum Tode verurtheilt. Er floh unter dem Namen Fischering in die Schweiz, trat 1698 als Geheimrath in sächsische Dienste, und wirkte als geschickter Unterhändler im nordischen Kriege. Er ging nach Rußland, wurde Generalkriegscommissär Peters des Großen und begleitete 1704 als russischer Gesandter den König von Polen nach Dresden, wo er 1705 verhaftet und 1706 an die Schweden ausgeliefert wurde.

bisherigen Aufenthaltsorte nach der Festung Königstein abgeführt. Bald darauf, als die Schweden sich noch in Sachsen befanden, wurde er wirklich ausgeliefert. Aus Sachsen wurde Patkul in einem verdeckten Wagen nach Polen gebracht. Als er dort angekommen war, sandte man ihm den Feldprediger Hagen zu, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Patkul, welcher aus dem Betragen des Geistlichen die Wahrheit ahnen mochte, fragte ihn, was er ihm zu sagen hätte? „Ich bringe Ihnen, versetzte der Prediger, „eine Botschaft, wie der Prophet dem Könige Hiskias: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben und bis morgen nicht lebendig bleiben!“ Der Unglückliche warf sich auf das Bett und weinte. Als Hagen zum zweiten Mal zu ihm kam, fand er den Verurtheilten in einer gefaßteren Stimmung. „Willkommen, mein Herr Pastor,“ sprach er, „ich sehe Sie als einen Engel Gottes an. Ein großer Stein ist mir vom Herzen gewälzt; ich fühle schon eine Veränderung in mir, ich bin froh, daß ich sterben soll. Es ist besser zu sterben, als lange gefangen zu sitzen. Ach, möchte doch der Tod erträglich sein! Wissen Sie nicht, welches Todes ich sterben soll?“ Hagen antwortete, daß ihm dieses verborgen wäre, da die Hinrichtung in aller Stille vollzogen werden solle.

Nach einem längeren religiösen Gespräch äußerte Patkul, er habe Lust zu schlafen. Den 30. September morgens 4 Uhr erschien der Geistliche, um den Unglücklichen zu seinem letzten schweren Gange vorzubereiten. Als Patkul dessen Gruß beantwortet hatte, äußerte er, er habe lange nicht so gut geschlafen, als in der verflossenen Nacht. Um 6 Uhr sagte Patkul: „Wollen wir in Jesu Namen zu dem heiligen Werke schreiten, ehe der Tumult größer wird.“ Nach dem Genusse des heiligen Abendmahls schaute er zum Fenster hinaus nnd sprach beim Anblicke der aufgehenden Sonne: „Sei mir gegrüßt, festlicher Tag! Du bist mir ein Hochzeitstag! Zwar glaubte ich um diese Zeit einen andern Hochzeitstag zu feiern, aber dieser Tag ist seliger.“ Er hörte, daß die Pferde angespannt wurden und sagte: „Gottlob, daß sie eilen, mir wird die Zeit zu leben allzulang!“

Der wachhabende Lieutenant meldete sich. Patkul nahm einen Mantel um und ging mit dem Geistlichen hinaus. Sie fuhren, um dem Zulaufe des Volks zu entgehen, so schnell als möglich davon. Im Fahren umarmte Patkul den Prediger und bat ihn nochmals, seine Braut zu grüßen. Den von einem Gebüsche umgebenen Richtplatz umstellten 30 Dragoner. Als Patkul die Räder sah, umfaßte er den Geistlichen, indem er ausrief: „Ach, Herr Pastor, bitten Sie Gott, daß ich nicht verzweifle!“

Darauf verlas der Capitän Waldau folgendes Urtheil: „Allen sei hierdurch kund gethan, daß Seiner Königlichen Majestät von Schweden unsers Allergnädigsten Königs und Herrn strenger Befehl sei, daß dieser Landesverräther zur verdienten Strafe und Andern zum Beispiel soll gerädert und geviertheilt werden. Ein Jeder hüte sich vor Untreue und diene seinem Könige redlich.“

Während er entkleidet und an die vier Pflöcke gebunden wurde, rief er dem Geistlichen zu: „Ach, bittet Gott, daß er mich stärke in dieser Stunde!“ Bei dem ersten Stoße mit dem Rad schrie er heftig: „Jesus, erbarme dich!“ — — —

Nachdem August wieder König von Polen geworden war, ließ er die Gebeine des Unglücklichen beerdigen. Nach **Bergmann.**

59. Charakteristik Karls XII. von Schweden.

Es ist fast unmöglich, in der Weltgeschichte zwei einander gegenüberstehende Männer aufzufinden, welche sowohl in Hinsicht auf ihre Persönlichkeit, als in Hinsicht auf das Lenken und Benutzen äußerer Verhältnisse, eine größere Verschiedenheit zeigten, wie Karl XII. und Peter der Große. Jener betrachtete das Kriegführen als Zweck, dieser als Mittel; jener verfuhr immer eigensinnig, dieser vorsichtig und angemessen; jener war, trotz einer kalten Natur, überall tollkühn, dieser nur muthig, wo und wie es sich gebührte. Jenen reizte nichts was über den engen Kreis seines Wissens hinauslag, dieser zeigte sich rastlos in thätigem Erforschen des ihm Unbekannten und in nützlicher Anwendung des Gelernten; jener blieb unbekümmert um die innere Entwicklung seines Reiches und Volkes, dieser betrachtete äußeren Erfolg nur als Vorbereitung und Bedingung für die Zwecke höherer Bildung; jener führte ein edles Volk an den Rand des Abgrunds und der Verzweiflung, dieser brachte ein von der Natur fähiges Volk zum Bewußtsein und zwang es, eine höhere, ihm obliegende Aufgabe anzuerkennen. Karls Charakter leuchtet aus seinem ganzen Leben, aus allen einzelnen Handlungen desselben hervor. Eine unerschlaffte Körperkraft machte ihn fähig zu den außerordentlichen Beschwerden, denen er sich ununterbrochen aussetzte. Dunkelblaue Augen brannten aus dem freien, sonnenverbrannten Gesichte hervor. Höchst einfach war seine Tracht; ein blautuchner Ueberrock mit kleinen Aufschlägen und vergoldeten Knöpfen von Messing; strohfarbene Unterkleider mit ähnlichen Knöpfen; ungeheure Fechthandschuhe von Hirschfell mit Stulpen von Elenshaut; an einem einfachen hirschledernen Gurt hing ein gewaltiger Degen, und große eiserne Sporen klirrten an den mächtigen Stiefeln. Alle die kleinen Zierden und Bequemlichkeiten des Lebens waren ihm gleichgiltig. Er aß, was er fand, und wenn es sein mußte, nahm er mit Hafer- und Gerstenbrot vorlieb. Um seine Natur auf die Probe zu stellen, hungerte er sechs Tage und Nächte, machte am siebenten einen Spazierritt von 16 Meilen hin und zurück und stärkte sich hierauf durch eine starke Mahlzeit. Wein trank er vermöge eines Gelübdes nicht; Bier oder Wasser, zuletzt aus eisernen Bechern, war sein Getränk. Um 9 Uhr Abends ging er zu Bette; um 2 Uhr war er schon wieder munter; und in den frühesten Morgenstunden konnte man am bequemsten vor ihn kommen. Durch sein Beispiel wollte er seine Soldaten zur Ertragung der Beschwerden ermuntern. Niemand hielt es mit ihm aus, und es war ihm eine heimliche Freude, daß Alle hinter ihm zurückbleiben mußten. Mit den Leuten, die ihn umgaben, stand er auf einem zutraulichen Fuß; er hatte es gerne, wenn sie ihn mit lustigen Einfällen, Schwänken, selbst Plattheiten erheiterten: er antwortete ihnen auch auf diese Weise. Geheime Umtriebe waren ihm verhaßt; er hatte gerne Alles in reinen und aufrichtigen Verhältnissen um sich. Sein Wort war ihm heilig; von der Natur der gewöhnlichen politischen Verhandlungen hatte er so viel begriffen, daß

es dabei auf List, Falschheit, Erbärmlichkeit ankomme; in Polen versuchte er es, einige von ihren kleinen Künsten anzuwenden, Uneinigkeit zu stiften, Einzelne zu gewinnen u. s. w., aber er fühlte, wie schlecht er sich zum Staatsmann in dem herrschenden Sinne schickte. Er hatte etwas Zurückhaltendes, offenbar, weil er fürchtete, überlistet zu werden, es war ihm unangenehm, wenn das, was er that und trieb, bekannt wurde. Es fehlte ihm nicht an Scharfsinn; er hatte sogar eine Art von Wißbegierde; während seines Aufenthalts in Upsala nahm er Theil an den gelehrten Beschäftigungen und verrieth nicht geringe Einsichten in manche Gegenstände; sein Gedächtniß war ungemein treu; Lesen und Schreiben war ihm unangenehm, doch unterzeichnete er nichts, was er nicht vorher durchgesehen hatte; er liebte die Reinigkeit der Muttersprache und bemühte sich, die fremden Wörter schwedisch zu geben. Täglich las er in der Bibel, er hörte fleißig die Predigt, an den Bußtagen nahm er vor 6 Uhr Abends keinen Bissen zu sich. Seine philosophischen Betrachtungen scheinen ihn auf den Gedanken einer unvermeidlichen Vorherbestimmung geleitet zu haben, die ihm die außerordentliche Verachtung der Gefahr gab; keine Vorstellungen waren im Stande, seine Verwegenheit zu mäßigen; er duldete nicht, daß seinetwegen irgend eine Vorkehrung der Sicherheit getroffen ward; Schanzen schienen ihm ein Beweis der Furcht; ganz absichtlich setzte er sich oft dem heftigsten Feuer aus; allein ritt er viele Meilen auf unbekannten Wegen, durch Sümpfe und Wälder, wo er überall von Feinden umgeben war. Nichts ging in seinen Augen über einen tüchtigen Soldaten, dem er selbst zum glänzendsten Vorbilde diente; daher schien es ihm seine erste Obliegenheit, bei jedem Kampfe als der Erste zu glänzen; kaum kam Nachricht von irgend einem Scharmützel, so mußte er dabei sein. Bis zu einem gewissen Grade war er auch ein guter Feldherr. Karl kannte recht gut die alte Lehre, daß der Krieg sich selbst ernähren, in sich selbst die Mittel zu seiner Fortsetzung erzeugen muß; er verfuhr daher in den Ländern, wo seine Soldaten standen, mit einer Schonungslosigkeit, die an Grausamkeit grenzte; hatten seine Soldaten nur, was sie bedurften, so war es ihm ganz gleichgiltig, woher sie es nahmen; er sah den Ruin seines eigenen Landes eben so gleichgiltig, als das Verderben Polens und der Ukraine, wenn er nur Soldaten hatte und es diesen leidlich ging. Dagegen fehlte ihm ganz die Gabe umfassender Berechnungen, die große Kunst, sich ein letztes Ziel vorzustecken, dessen Erreichung zugleich die Entscheidung mit sich führt. Sein Schicksal, indem sein ganzes Leben nur eine Vertheidigung gegen Vergewaltigung ist, der er rastlos die Stirne bietet, ohne zu wanken und zu erliegen, söhnt auch diejenigen mit ihm aus, die das Fehlerhafte und Falsche in seinen Maßregeln mißbilligen. Er war kein König für seine Zeit, die schon List und Falschheit erforderte; aber er war ein Mann, ein Held. Mit ihm erlischt das Geschlecht Karl Gustav's; er ist der letzte in der Reihe der großen Könige, die dem schwedischen Thron einen Glanz gaben, der auch noch auf die folgenden schlaffen, traurigen Zeiten seine Strahlen wirft.

Nach **Friedrich Rühs** mit einer Einleitung
nach **F. v. Raumer.**

60. Eroberung Riga's durch die Russen.
(Am 30. Juni 1710.)

Da nach der Schlacht bei Pultawa ganz Livland von schwedischen Truppen entblößt war, erhielt der russische Generalfeldmarschall Graf Scheremetjew von Peter den Befehl, die Stadt Riga mit 40,000 Mann zu belagern. Am 26. October 1709 erschien der Graf mit dem größten Theil seines Heeres am linken Dünaufer vor Riga und ließ durch den General Wolkonski die Koberschanze besetzen und wiederherstellen, die nun den Namen „Petersschanze" erhielt. Am 9. November erschien Peter selbst, ließ am 11. die Laufgräben eröffnen und am 14. aus der Koberschanze Bomben werfen, von denen die eine noch in einer Wand der Stadtbibliothek gezeigt wird. Die Jahreszeit war indessen weit vorgerückt, die Besatzung stark und kein Entsatz zu befürchten. Dagegen waren die Kornspeicher meist leer und die Stadt von Flüchtlingen, darunter 150 adelige Familien, angefüllt. Peter beschloß daher, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln und reiste nach Petersburg, während Scheremetjew sein Hauptquartier in Mitau nahm. Fürst Repnin sollte die Blokade und das Bombardement aus der Petersschanze leiten und erhielt dazu ein Corps von 6000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern, die aus allen Regimentern abwechselnd genommen wurden. Es ist unbegreiflich, wie er mit dieser geringen Truppenzahl seine Unternehmungen ungestört fortsetzen konnte, da Riga 12,000 Mann Besatzung, und darunter 17,000 Reiter, hatte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar ließ der General-Gouverneur Graf Strömberg durch den Vice-Gouverneur General Clodt einen Ausfall versuchen, der jedoch erfolglos war. Das Bombardement, das vom 14. — 24. November fortging, am 4. December wieder anfing und am 10. und 12. fortdauerte, nöthigte die meisten Einwohner, in Kellern und Gewölben einen Zufluchtsort zu suchen. Am 12. flog der Pulverthurm der Citadelle mit 1800 Bomben in die Luft, wodurch das Innere derselben in einen Trümmerhaufen verwandelt, 800 Menschen verschüttet und der Dünawall drei Wagen breit geöffnet wurde. Zwei Tage darauf wurden unterhalb der Stadt an den Ufern der Düna Batterien angelegt, um die Verbindung mit der See zu sperren. Bald fehlte es in Riga an Pferdefutter, und die Pferde liefen halb verhungert auf den Straßen umher, bis sie niederfielen. Dazu gesellte sich Holzmangel und eine steigende Theuerung der Lebensmittel. Am 18. Januar bewilligte der nach Riga zahlreich geflüchtete Adel einen Beitrag an Korn zum Unterhalt der Garnison; am 7. Februar wurde er aufgefordert, Offiziere in Kost und Reitpferde zur Fütterung zu nehmen. Von der Besatzung liefen viele Soldaten zum Feinde hinüber.

Auch die Belagerer hatten unterdessen manches Ungemach zu erleiden. In Folge einer ungewöhnlichen Ueberschwemmung der Düna, als sie sich von ihrer Eisdecke befreite, schwollen den Soldaten die Füße, dann brach die Pest aus, die in der Stadt zwei Drittel der Bürgerschaft dahin raffte. Im Lager starben 6000 Mann und einige Generale riethen bereits zur Aufhebung der Belagerung. Da erschien am 11. März Scheremetjew, und die Batterien unterhalb der Düna wurden

vollendet. Bis zum 17. März waren schon 1125 Bomben aus der Petersschanze in die Stadt geworfen, 1187 aus der Stadt in die Schanze. Der steigende Mangel an Lebensmitteln nöthigte indessen zu strengen Maßregeln. Am 15. April mußte jeder ein Verzeichniß seiner vorräthigen Lebensmittel einreichen und unter Zurückbehaltung der zum eigenen Unterhalte auf 2 Monate nöthigen, den Ueberschuß zum Besten der Truppen abliefern.

Die Pest, die am 14. Mai im Lager ausbrach, wohin sie aus Kurland gekommen war und trotz der ergriffenen Vorsichtsmaßregeln allmählich 9800 Mann wegraffte, hemmte die Belagerung nicht. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai drang eine russische Abtheilung durch die Raunspforte (in der Nähe der jetzigen Alexanderpforte) in die Vorstadt; eine andere setzte sich beim Johannisdamme fest und erstürmte ihn, wobei die Gertrudkirche, die Jesuskirche und die Häuser bei der Karlspforte theils von den Russen, theils von den sich zurückziehenden Schweden verbrannt wurden. Vergebens gingen 6 Kanonenböte aus der Stadt den Fluß hinauf, um die nun feindliche Vorstadt zu beschießen. Das Kanonenfeuer aus der Petersschanze nöthigte sie zum Rückzuge. Nach der Einnahme der Vorstadt wurde es den Belagerern möglich, daselbst Laufgräben zu ziehen und drei große mit 14 Mörsern versehene Bombenkessel zu errichten.

Unterdessen hatte sich bei Dünamünde ein schwedisches Geschwader versammelt, und am 5. Juni versuchten 21 Schiffe die Düna hinaufzugehen, wurden aber durch das russische Kanonenfeuer zurückgetrieben. Das ganze Geschwader stach nun in See und verschwand. Mit ihm die letzte Hoffnung der Belagerten auf Entsatz! Zahlreiche Ueberläufer unterrichteten die Russen von den durch ihr Feuer in der Stadt angerichteten Verheerungen und dem daselbst herrschenden Mangel an Lebensmitteln. Das von Strömberg ausgeschriebene Korn war nicht aufzutreiben. Man mußte den Einwohnern das Letzte entreißen und fing schon an, Pferdefleisch zu essen. Am 10. Juni forderte daher der russische Feldherr den schwedischen zur Uebergabe auf und gestand ihm einen Waffenstillstand bis zum Abend des 14. zu, um sich mit Adel und Bürgerschaft zu berathen. Strömberg verlangte noch erst einen Boten nach Schweden abzufertigen. Da fingen am 14. um 2 Uhr Nachmittags alle Mörser der Vorstadt und der Petersschanze an, Tag und Nacht gegen die Stadt zu spielen und schleuderten bis zum 27. 3389 Bomben hinein. Obgleich am 18. allein hundert Personen getödtet wurden, die Gesunden zur Pflege der Pestkranken und die zwei noch am Leben gebliebenen Prediger zur Beerdigung der Todten nicht mehr hinreichten und gegen 22,000 Menschen umgekommen waren, so entschloß sich Strömberg dennoch erst am 24. wiederum um einen Stillstand zu bitten. Nur zweimal 24 Stunden wurden zugestanden und diese auch von einem Kriegsrathe der Belagerten angenommen. Am 28. ward der Waffenstillstand von Scheremetjew bis zum 30. zugestanden. Die ritterschaftlichen Vertragspunkte wurden aufgesetzt und vom Generalgouverneur genehmigt.

Zur festgesetzten Stunde kam ein sechsspänniger Wagen aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls in die Vorstadt, um die Deputirten der Stadt ins Lager zu bringen. Dort angekommen, verweilten sie die ganze Nacht und wurden mit großer Auszeichnung behandelt.

Am 4. Juli wurde endlich die Capitulation vom Feldmarschall Scheremetjew unterschrieben und nach der Stadt gesandt, wo sie der Generalgouverneur gleichfalls unterzeichnete und das Stadtsiegel darunter drückte.

Durch die Sandpforte zog nun Fürst Repnin und der Generallieutenant Christian von der Osten mit einem Theile des russischen Heeres in die Stadt. Am 10. rückte Strömberg mit dem Ueberreste seiner Besatzung mit Fahnen und Musik aus der Stadt, um über Fellin nach Reval zu ziehen, während die Kranken nach Dünamünde gebracht wurden, um von dort nach Schweden eingeschifft zu werden.

Am 12. Juli hielt Scheremetjew, von einem Theil der bewaffneten Ritter- und Bürgerschaft eingeholt, seinen feierlichen Einzug durch die Karlspforte in sechs Kutschen. In der letzten saß er selbst mit dem Bevollmächtigten der Ritterschaft und dem Geheimrathe Baron Löwenwolde. Bei der Pforte übergab der Rath, während von den Wällen die Kanonen donnerten, zwei goldene Schlüssel, drei Pfund schwer und 800 Rthlr. werth, die der Zar dem Feldmarschall schenkte. Auf dem Schlosse wurde derselbe von Adel, Rath und Geistlichkeit empfangen und mit einer Rede begrüßt. Darauf verfügte man sich in die Schloßkirche, wo Adel und Geistlichkeit, und sodann vor das Rathhaus, wo der Rath den Eid der Treue leistete und unterschrieb.

Die Feierlichkeit beschloß ein von Scheremetjew in seinem Lager gegebenes Gastmahl. Lacy wurde zum Commandanten von Riga ernannt, die Oberleitung der livländischen Angelegenheiten hatte aber Fürst Alexander von Menschikow. Peter der Große genehmigte zwar die Capitulation, befahl aber, den Grafen Strömberg mit Generalität und Stab gefangen zurückzubehalten, was auch geschah. Er wurde nach Petersburg gebracht und endlich gegen einen russischen General ausgewechselt.

Nach **Richter.**

III.

Bilder aus dem Völker- und Menschenleben.

61. Bestattungsgebräuche der alten Letten.

Sobald ein Lette gestorben war, wurde er mit dem Gewande, welches er im Leben getragen, der Mann mit Mannskleidern, das Weib mit Weiberkleidern angethan, die in ältester Zeit aus Lindenbast gemacht waren. Der so angekleidete Leichnam wurde dann auf einen Sessel an den Tisch gesetzt wie ein lebendiger Mensch, die andern Hausgenossen, Verwandten und Bekannten, setzten sich ebenfalls hinzu, und indem sie so den Todten noch einmal in ihre Mitte nahmen, tranken und schmaus'ten sie tüchtig. War dieses vorbei, so begannen die Wehklagen über den Verstorbenen etwa in folgender Weise: „Weh uns,

warum bist du verblichen? Gebrach dir's denn an Essen und Trinken? Gebrach dir's an Weib und Kind, an Schafen, Rindern, Pferden, Hühnern und Gänsen?" So erhöhten sie die Klage und zählten Alles der Reihe nach auf, was dem Verblichenen im Leben zu Gebote stand und wiederholten bei jedem einzelnen dieser Genüsse und Besitze die Worte: „Weh, warum starbst du denn, da du dies Alles besaßest?"

In ältester Zeit verbrannten auch die Letten ihre Todten wie andere Völker; man trug Scheu davor, den Leichnam eines Menschen, der etwas Unreines war, so ohne Weiteres der Erde anheim zu geben und sie durch Verunreinigung zu beleidigen; darum verbrannte man die Leichen, löste den Leib des Menschen in seine Bestandtheile auf und gab so jedem Element, was das Seine war. Allein dieses Verbrennen geschah nur in alter Zeit, später hörte es auf und wurde mit Begräbniß vertauscht. Ob nun freilich die Letten ihre Todten in Särgen begruben, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; doch mochten sie diese Sitte von den Slaven oder Germanen erlernt haben. —

In den Sarg hinein legte man allerlei Geräthe, deren sich der Verstorbene in seinem Leben bedient hatte; dem Weibe gab man Nadel und Zwirn, dem Manne Lindenbast oder deß Etwas, und zwar wickelte man solches um den Hals der Leichen. Manche legten dazu auch Geschmeide, Gold und Edelsteine, damit es der hinüberfahrenden Seele an keinerlei Bedürfniß fehlen möge, die ihr im irdischen Leben zu Gebote gestanden. Nachdem nun der Leichnam eingesargt und mit allem Nöthigen versorgt worden war, wurde der Sarg auf einen Wagen geladen und hinaus aufs freie Feld geführt. Hinter dem Leichenwagen folgte dann der Zug der Trauernden, die meisten zu Pferde, einige auch zu Fuß. Diese Begleiter zückten ihre Schwerter, hieben damit durch die Luft und schrien fortwährend: „Entfliehet, entfliehet ihr Geister!" Vornehmere und Reichere wurden mit Musik und Gesang begleitet. Draußen angekommen, wurde der Sarg ins Grab gelassen, man setzte Speise und Trank, Brot und eine Kanne Bieres zu Häupten des Leichnams und überschüttete das Ganze mit Erde.

Die Art ihrer Trauer war folgende: die Frau saß oder lag früh und spät, bei Auf- und Untergang der Sonne auf dem Grabe ihres Ehemannes und trauerte 30 Tage. Die Verwandten aber feierten die Trauer am dritten, sechsten, neunten und vierzigsten Tage nach dem Leichengange. Ein solches Mahl bestand aus zwei Theilen. Erst setzten sie sich an den Tisch, ohne irgend ein Wort zu sprechen und ohne ein Messer zu gebrauchen. Zwei Weiber bedienten die stummen Gäste, wiederum ohne Messer. Einzelne warfen Stücke Fleisch unter den Tisch, um nach ihrer Meinung die Seelen zu speisen und gossen Trank gleichfalls hinunter. Fiel etwas von ungefähr auf die Erde, so hoben sie es nicht auf, sondern überließen das auch den Seelen. Dabei glaubten sie, daß auch andere Seelen aus freien Stücken zu dem Mahle hinzukämen, ohne weder von Freunden noch Verwandten eingeführt worden zu sein. Nach allen diesen Vorbereitungen erhob sich der Opferpriester und reinigte das Haus; den Schutt warf er hinaus, in der Meinung, damit auch die Geister hinauszuwerfen und rief ihnen dabei folgende Worte zu: „Ihr habt gegessen und getrunken, liebe Seelen, geht nun hinaus, geht hinaus!" — Hierauf begann der eigentliche Schmaus und

das Gelage, wobei die Weiber den Männern zutranken und umgekehrt. — So viel ist uns über die lettischen Begräbnißgebräuche überliefert worden.

J. Meyer.

62. Die künstlichen Eisberge in Rußland.

Eine der beliebtesten Volksbelustigungen in Rußland gewähren die künstlichen Eisberge. Ihre Einrichtung ist diese. Ein schmales, langbeiniges Gerüst erhebt sich 15 bis 20 Ellen hoch und trägt oben eine kleine Gallerie, zu der man auf hölzernen Treppen auf der einen Seite emporsteigt. Auf der andern Seite senkt sich die Rutschbahn anfangs sehr steil, dann immer allmählicher, bis sie sich zuletzt mit dem Boden ganz unmerklich ausgleicht und vereint. Die Bahn, welche aus zusammengefügten Bohlen besteht, wird ebenfalls von hölzernen Pfeilern getragen und mit großen regelmäßig zugehauenen Eisquadern bis oben zur Spitze hin belegt.

Der schöne, feste Krystallkörper gestaltet sich leicht unter dem Beile. Ueber das Ganze schüttet man noch zu Zeiten Wasser, das die einzelnen Schollen verkittet und die Festigkeit der Bahn vollendet. Diese Mühe giebt man sich jedoch nur, wo die Bahn geneigt ist; wo sie sich aber mit dem Boden völlig ausgleicht, wirft man zu ihrer Fortsetzung auf der Ebene hin nur zu beiden Seiten Dämme von Schnee auf. Den Raum zwischen denselben füllt man mit Wasser aus, welches alsbald spiegelglatt gefriert. Das Ganze sieht sehr leicht und luftig aus, um so mehr, da die Arbeiter zuletzt obenauf noch eine Fahne stecken, die hoch in den Lüften flattert. Es stehen sich immer zwei solcher Eisberge gegenüber, so daß ihre Bahnen, durch Schneedämme getrennt, neben einander hinlaufen und die Wirkung der einen da aufhört, wo man die Schwungkraft der anderen zur Rückfahrt benützen kann.

Die Sitte, auf den Eisbergen zu rutschen, ist in ganz Rußland verbreitet. In dem Hofe vieler Häuser Petersburgs werden den Kindern solche Eisberge errichtet und selbst in den Sälen der Reichen höchst feine Rutschberge aufgestellt, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Bahn nicht durch Eis, sondern durch polirtes Mahagoni- oder anderes glattes Holz dargestellt wird, auf dem man dann ebenfalls auf kleinen Schlitten herabgleitet. Auch im Palaste des Kaisers findet sich ein solcher Mahagoni-Rutschberg. Die russische Jugend, die sonst das Eis wenig benutzt, nicht Schlittschuhe läuft, nicht Schlitten schiebt und keine Schneemänner baut, huldigt doch mit Leidenschaft dem Rutschen auf geneigter Fläche. In allen Dörfern und Städten sieht man alle glatten Abhänge mit Knaben und Mädchen belebt, die beständig auf dem Eise pfeilschnell dahingleiten. Sie erhalten sich sorgfältig ihre Bahn, schleppen Schnee herbei und gießen Wasser darüber. Ihre Schlitten machen sie sich zuweilen aus dem Eise selbst, welches sie geschickt in Form von kleinen Schiffen auszuarbeiten wissen. In die Höhlung legen sie Stroh, um trocken zu sitzen, und vorn wird in diese bei russischer Kälte dauerhaften Schlitten ein Loch für den Strick eingebohrt.

Das Rutschen auf den Eisbergen gewährt ein unterhaltendes Schauspiel. Die Geländer, welche sich an den Bahnen hinziehen, sind daher stets von dichten Zuschauerhaufen besetzt, wie die Bahnen selbst

von Fahrenden. Am Fuße des Gerüstes halten viele Leute mit kleinen, niedrigen Schlitten, ohne Lehne, die sie, zu einer Fahrt einladend, den Vorübergehenden fast unter die Füße schieben. So wie Du nur Einem einen beifälligen Wink giebst, springt er mit dir die Treppe hinauf und du setzest dich auf das schmale Schlittchen, so gut du kannst. Der Schlittenführer schwingt sich hinten auf, und sausend stürzt sich der Schlitten die Höhe hinab. Der Schwung, den man vom ersten steilen Absturz erhält, wirkt so stark nach, daß man ins Unendliche fliegen würde, wenn nicht am Ende der Bahn Sand gestreut wäre, welcher endlich den Schlitten völlig hemmt. Die Schlittenführer haben starke lederne Handschuhe an den Händen, die sie über den Boden hinschleifen lassen und mit denen sie bald rechts, bald links andrücken, um den Lauf des Schlittens zu leiten und kleine Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen. Um Mittag, wenn der Zudrang recht groß ist, geht es wie aus einem Leuchtkugeltopfe, ein Schlitten zischt hinter dem andern her. Dabei können nicht alle kleinen Unglücksfälle vermieden werden, und manchmal purzelt ein ganzer Knäuel von Schlitten und Menschen in den Schnee.

J. G. Kohl.

63. Die Roßheerden in den russischen Steppen.

In neuester Zeit hat insbesondere die Pferdezucht in den Steppen des südlichen Rußlands eine hohe Entwicklung erreicht und einen neuen Beleg gegeben für den Wohlstand der dort angesiedelten Kolonisten, wie für den Reichthum Neurußlands überhaupt. Unter dem Ausdrucke wilde oder Steppenpferde dürfen nun zwar nicht durchaus freie, herrenlose und ungezähmte Thiere verstanden werden, die man erst jagen muß, wie ein Stück Wild, um sie als Beute davon zu führen. Dergleichen Geschöpfe mögen noch in den unermeßlichen Flächen des Kirgisenlandes und im Gebiete des Aralsee's existiren; in den neurussischen Steppen aber haben alle Heerden ihren bestimmten Eigenthümer, große Grundbesitzer, welche aus Mangel an Arbeitskräften für den Ackerbau ihr Land nicht anders benutzen können, als daß sie nur einen geringen Theil davon bearbeiten und ungeheure Strecken desselben zahllosen Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden zur Weide überlassen. Auf diese Weise wird auch aus den weniger fruchtbaren Ländereien Vortheil gezogen, und das fette Steppengras, das sonst unbenutzt verwelken würde, bietet jetzt den Heerden ein vortreffliches Futter.

Die Größe der Heerde hängt natürlich von der Ausdehnung der Weideplätze ab, und es besteht eine solche oft nur aus hundert, zuweilen auch aus achthundert bis tausend Pferden, mitunter zählt auch eine, jedoch gewöhnlich in mehrere kleine Abtheilungen getrennt, zehntausend Köpfe. Nur ausnahmsweise werden einzelne Pferde zur Landwirthschaft benutzt, die meisten leben, zu gar nichts gebraucht, auf derselben Weide, wo sie geboren wurden, und gelangen eben dadurch zur vollen Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte. Erst wenn die Heerde zahlreich genug ist, beginnt der Besitzer Vortheil davon zu ziehen und einzelne Thiere zu verkaufen, was dann auf den benachbarten Jahrmärkten und Messen von Jahr zu Jahr in immer größerer Menge geschieht.

Die ganze Pflege des wilden Pferdes in der Steppe besorgt der

Roßhirt. Sehr eigenthümlich ist das Wesen und Treiben dieser Leute. In ganz Europa, Ungarn vielleicht ausgenommen, lassen sich keine Typen auffinden, die dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeit ähnlich wären. Nur der Gaucho in den Pampas von Südamerika erinnert an den südrussischen Roßhirten. Der Schafhirt und der Hornviehtreiber sind im Vergleich zu ihm wahre Schwelger; sie führen einen Karren mit sich, in welchem ihre Lebensmittel liegen und der ihnen zugleich als Speisekammer und als Schlafgemach dient. Nicht so der Roßhirt. Die Wildheit seiner Schützlinge, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Eile, womit er seine Heerde von Ort zu Ort, von Wiese zu Wiese, von einem Jahrmarkt zum andern treiben muß, verbieten ihm selbst, an den Karren, diese erste und hauptsächlichste Bequemlichkeit des Nomaden, zu denken. Tag und Nacht hängt er im Sattel und folgt durch Dick und Dünn allen Kreuz- und Quersprüngen seiner unbändigen Zöglinge. Er speist zu Pferd, zu Pferd ruht er aus und zu Pferd schläft er, wenn es ihm nämlich die Mühen und die Verantwortlichkeit seines Gewerbes zufällig erlauben, einige Augenblicke Schlaf oder vielmehr halbwachen Schlummers zu genießen. Wenn alle andern Menschen nach den Beschwerden des Tages im Schlafe Erholung suchen, beginnt für den Roßhirten die angestrengteste Arbeit, die Nachtwache. Auf den weiten, öden, menschenleeren Weideplätzen muß er rastlos seine Heerde umreiten, denn gerade zur Nachtzeit drohen seinen Schützlingen die meisten Gefahren von Sturm und Ungewitter, von Menschen und Thieren. Im Regen und Schneegestöber hat der Hirt mehr zu leiden, als seine Rosse, welche sich wenigstens abwenden können, während er unaufhörlich umherspähen und dem Ungewitter in's Gesicht zu blicken, die erschreckten Thiere zusammenzuhalten, die zurückgebliebenen anzuspornen, die verirrten aufzusuchen, die widerspenstigen zu bändigen gezwungen ist. Unterläßt er diese Pflicht nur einen Augenblick, so läuft er Gefahr, seine ganze Heerde in der Steppe auseinandergesprengt zu sehen, wo dann häufig die schönsten Füllen eine Beute der Wölfe, und die vorzüglichsten Rosse ein Raub noch schlimmerer Gesellen, der Pferdediebe werden.

Um den Elementen trotzen zu können, ist auch die Kleidung dieser Leute eine durchaus eigenthümliche. Gewöhnlich trägt der Hirt ein Wamms und Beinkleider von Rind- oder Pferdehaut, die rauhe Seite nach innen gekehrt, auf den Kopf hat er eine hohe cylinderförmige Mütze von dunklem Schafsfell gestülpt und als Gürtel einen breiten Lederriemen umgebunden, an welchem allerlei Sächelchen hangen, Metallstücke, Münzen, Perlen und Bernstein und alle die verschiedenen Kuriositäten, die ihm auf seinen Wanderungen aufstoßen. Da er gewöhnlich auch Arzt ist, d. h., da er ein halbes Dutzend mehr oder weniger erprobter Mittel weiß gegen alle möglichen Uebel bei Menschen und Vieh, so finden an diesem Gürtel auch die Instrumente dieses Nebengewerbes ihren Platz. Ueber die ganze Kleidung kommt noch ein Ueberwurf mit einer großmächtigen Kapuze, welche bei Unwetter über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und Oeffnungen für Augen, Nase und Mund hat, ungefähr wie das Visir bei den alten Ritterhelmen. Bei schönem Wetter bleibt die Kapuze auf dem Rücken zurückgeschlagen und dient dem Roßhirten als tragbare Vorrathskammer. Dazu kommt noch ein Brotsack, ein Fläschchen mit Branntwein und eine große Wasserflasche, denn in

den Steppen gebricht es oft auf weiten Strecken selbst an diesem ersten Lebensbedürfniß. Rechts und links am Sattelknopf hängen seine wenigen Geräthschaften. Die Bewaffnung endlich besteht in einer langen Hetzpeitsche, dem eisenbeschlagenen zum Hauen und Schleudern verwendbaren Knüttel, und einem über dreißig Fuß langen Strick mit einer Schlinge, welche der Mann mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit dem zum Voraus bezeichneten Pferde um den Hals zu werfen versteht, worauf er es mit Riesenkraft zu Boden reißt und es dann gänzlich in seiner Gewalt hat.

Früh erschöpft durch die Mühseligkeiten und Entbehrungen ihres harten Lebens, erreichen die südrussischen Pferdehirten selten ein hohes Alter; von Krankheiten aber wissen sie nichts, und haben im Grunde auch gar keine Zeit, krank zu sein, und keine Muße sich zu pflegen. Ihr Lohn ist bedeutend; dagegen muß auch ein solcher Oberhirt einige Gehilfen miethen und für sich selbst und für diese auf eigene Kosten Sattelpferde halten, außerdem ist er verbunden, aus eigenen Mitteln für Thiere, die im Laufe des Jahres durch seine Schuld gefallen oder zu Schaden gekommen sind, dem Eigenthümer Ersatz zu leisten. Uebrigens giebt es auch jetzt noch, selbst unter diesen Roßhirten, arge Pferdediebe. Wenn der fremde Reisende um die Abendzeit an der Landstraße Halt macht und seine Pferde ausspannt, um sie in der Steppe grasen zu lassen, hängt öfter im Nu die Schlinge am Hals solcher Pferde, ehe noch der Eigenthümer etwas gemerkt hat. Ja die räuberischen Hirten treiben ganze Heerden weit hinweg in die unermeßliche Steppe hinein, und überliefern die Beute andern Roßhirten aus einer fremden, fernen Gegend, mit welchen sie in beständigem Verkehr stehen und nächtliche Zusammenkünfte halten. Die alten verlassenen Mongolengräber dienen hierzu als höchst geeignete Punkte; die weite Steppe ist ein ungeheurer Bazar, und Felsenspalten und Höhlungen werden als Kassen und Geldbörsen benutzt, worin die Kapitalien niedergelegt und aus denen die Zahlungen geleistet werden.

Mitten in dem mühevollen und beschwerlichen Leben der Roßhirten finden sich auch einzelne Tage und Nächte, wo sie sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit hingeben. Baares Geld haben sie gewöhnlich im Ueberfluß, wenigstens mehr, als sie mit dem besten Willen verthun können, und außerdem ist der jüdische Wirth in der Schenke immer bereit, ihnen Kredit zu geben, so viel sie nur immer begehren mögen, da er ihre Ehrlichkeit in diesem Punkte kennt. Da wird dann, wenn sie einmal zu einer solchen Schenke kommen, Halt gemacht und gejubelt und gezecht bis an den lichten Morgen. Am andern Tage, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht, und die Hirten ihren Rausch ausgeschlafen haben, besteigen sie ihre Rosse und sprengen den vorausgetriebenen Heerden nach, um wieder für Wochen, Monate, und ganze Jahre das einförmige und einsiedlerische Leben zu beginnen, das sie von Jugend auf geführt haben und ohne Zweifel bis in ihr spätes Alter führen werden.

Im Lenz, wenn das junge Gras emporschießt und die Steppen im schönsten Frühlingsschmucke prangen, schwelgen auch die Heerden auf der fettesten, saftigsten Weide. Im Sommer dagegen haben sie von Durst und Hitze viel auszustehen. Auf der Steppe ist weit und breit kein Schatten zu finden, aber der Instinkt lehrt die Pferde, sich nach

Möglichkeit vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie stellen sich näm-lich dicht aneinander in einen Kreis, die Köpfe nach dem Mittelpunkt gewendet, und auf diese Weise wirft jedes einen, wenn auch geringen aber dennoch erfrischenden Schatten auf seinen Nachbar. So bleiben sie mit hangender Mähne und gesenkten Ohren ganze Stunden lang unbe-weglich, nur von Zeit zu Zeit schütteln sie ungeduldig mit den Köpfen, um sich etwas Luft und Kühlung zuzufächeln. Die Hirten sind eben-falls in Kreisen auf den Boden gelagert, stumm und regungslos wie ihre Thiere. Endlich tritt der erfrischende Herbst ein, für die Steppen ein zweiter Frühling; Gras und Kräuter grünen aufs Neue, die Wasser fließen reichlicher, die Heerde erholt sich und sammelt Kräfte zu den be-vorstehenden Strapazen und Entbehrungen des herannahenden Winters. Im Januar hat der Futtermangel seinen Höhepunkt erreicht; Frost und Stürme dauern fort, aber alle Vorräthe sind erschöpft und wenn nicht habsüchtige Spekulanten ihren aufgespeicherten Hafer und Heu um fabel-hafte Preise losschlagen, so bekommen die ausgehungerten Pferde nichts mehr zu fressen, als Stroh und Schilf, das man zum Decken der Häuser und zur Feuerung eingesammelt hatte; in ganz außerordentlichen Fällen werden sogar die Stroh- und Schilfdächer der Hütten abgedeckt und den Thieren als Futter vorgeworfen. Endlich ist mit Mühe und Noth der Frühling erreicht, und schwach, abgemagert und krank zieht die Heerde wieder auf die Weide hinaus. Oft sind aber im Winter auch viele Pferde als Opfer der erlittenen Entbehrungen und der Sorglosigkeit ihrer Eigenthümer gefallen, und dann sind mehrere Jahre erforderlich, um die bedeutend gelichtete Heerde wieder vollzählig zu machen.

Dr. B. Guttenstein.

---

64. Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe.

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirthlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinsinn, der sie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei helllichtem Tage sich in den Tabun (Pferdeheerde) machen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie da ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter besondern Umständen, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich sind, geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Wallachen und Stuten — denn bei der Wolfsge-fahr macht das Geschlecht keinen Unterschied, und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann

durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selber aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlauf der gefährlichen Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, in dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark, und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hie und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohete. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein Paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten und die Wallachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterfüßen der Pferde, und es ist nicht das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinne schlagen müssen.

In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht bloß vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Viereck, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit empor gehobenem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherrn, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde ihre Hauptwaffe in den Hinterfüßen haben; allein dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur bei der Vertheidigung die Hinterfüße. Der Hengst versetzt zuweilen seinem Feinde sogleich den ersten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen in den Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die muthigen Hengste, und in der Regel sind dies fast alle. Natürlich giebt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüthen. Auch giebt es ungeschickte, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz.

Die großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und immer gegen den Willen des Wolfes. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger

schlau als Meister Reineke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt sich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thüre ins Haus. Leise und allmählich nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er in aller Unschuld sogar nachahmt. Wenn sich das müde Junge ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieses Manövers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft unvorsichtig darauf zu, so springt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon.

Zuweilen ist aber die Alte ebenso vorsichtig als wüthend, macht Lärm und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber ist die Alte weder wüthend noch täppisch, sondern bloß dumm und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele, als Wölfe, in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn.

In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß mit gespannter Aufmerksamkeit. Er könnte es schon längst erschnappen: aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor Wermuth- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf Ein Mal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichsten Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

J. G. Kohl.

65. Die Feueranbeter.

Eine vornehme russische Dame hat vor Kurzem in Begleitung ihres Mannes und ihrer Söhne Baku besucht und einen sehr interessanten Bericht darüber veröffentlicht. Bekanntlich ist dort die ganze Gegend von Bergöl und Naphtha durchdrungen; manche Naphthaquellen entzünden sich an der Luft und bilden eine beständige Flamme

mit bläulichem Licht. Wenn man einen Stock oder eine Papierröhre etwa 3 Zoll tief in den Boden steckt, so kommt, wenn man eine glühende Kohle daran hält, sogleich eine Flamme heraus. Die reinste und schönste Flamme brennt in dem Feuertempel. Jene Reisende erzählt:

Um das Flammenspiel besser zu genießen, wählten wir zur Hinfahrt den Abend, aber der Weg war sehr beschwerlich, und als wir das Ziel erreichten, war es schon stockfinster. Die Flammen erhoben sich in köstlicher Reinheit zum stillen Nachthimmel, und das Feuerschloß war wie von einem Kranze von Wachtfeuern umgeben. Es waren Perser aus der Umgegend, die sich beschäftigten, an den Naphthaflammen Kalk zu brennen und Brot zu backen. Das sind freilich sehr prosaische Vorgänge, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mir an diesen reinen, geheimnißvollen Flammen diese Beschäftigung edler und fast biblisch erschien. Waren es nicht solche schwarzbraune Gestalten, die am Thurm von Babel bauten und Kalk brannten? Uebrigens ist das hier sehr bequem und wohlfeil; man macht eine beliebige Oeffnung in den Boden, bringt einen Feuerfunken daran, und eine nie versiegende Feuerquelle schlägt wie ein Springbrunnen empor. Hinter diesen Flämmchen und Feuerchen erschien grell beleuchtet die schmutzig weiße Mauer des Schlosses, in dessen Mitte aus zwei hohen Säulen die reinsten, klarsten und gewaltigsten Feuerflammen emporstiegen, bald vom Nachtsturm horizontal hingelegt und geschwungen wie Schlangenzungen, bald plötzlich erhaben unsenkrecht wie zwei Altarlichter und gleich diesen den Himmelsdom erleuchtend. Wir fuhren um das Gebäude herum und hielten auf jener Seite, wo keine Feuer der Erde entstiegen, vor dem Thore an. Es regnete fein; unser Führer (ein Perser, der russisch verstand) ging uns anzumelden, und kam gleich darauf zurück mit einem dunkelfarbigen Hindu. Der Anblick dieses Indiers bewegte mich sonderbar, ich meinte plötzlich nach dem Wunderlande Indien entrückt zu sein und vergaß, daß er einer weit verschlagenen Kolonie von wenigen Individuen angehörte.

Wir traten nun in den Hof, in dessen Mitte das tempelartige Gebäude mit den beiden Feuersäulen steht. Das Bauwerk ist von geringem Umfang, aber hoch; es hat weder Thür noch Fenster, oben in seinem Gewölbe hängen ein Paar große Glocken, die der Hindu gleichsam um zu den nun zu schauenden Herrlichkeiten einzuladen, gewaltig ertönen ließ. Außer uns nebst Diener und Dolmetscher war Niemand zu sehen, als der schwarze Geber in weißem Turban, in langem, braunem, härenem Gewande und blau und weiß gestreiften Unterkleidern, von denen nur ein ganz schmaler Streifen sichtbar wurde, doch genug, um die schwarzen, nackten Füße hervorzuheben. Seine Züge waren edel, sein Bart lang und schwarz; so stand er da wie ein Geisterbeschwörer, wie der Herr eines Zauberschlosses, der seine dienstbaren Geister herbeiruft. Und die Feuer, als ob sie seinem Befehle gehorchten, lodertern beim Schmettern und Geheul der Glocken heller und fast zischend empor; bald war heller Tag um uns, bald umgab uns wieder Halbdunkel, wenn der Wind die Flamme wie Halme hinlegte.

Der Dolmetscher erzählte uns, das Schloß sei von einem reichen indischen Nabob, der Feueranbeter war, erbaut und von ihm und seinem Hofstaat längere Zeit bewohnt worden. Die alte indische Herrlichkeit

ist aber nun dahin, und nur noch drei Hindu sind die traurigen Ueberreste glänzender Zeiten.

Endlich kamen wir vor der Zelle des Derwisches an und folgten seiner Einladung, hineinzutreten. Durch eine niedrige Thür und über eine hohe Schwelle stiegen wir ein Paar Stufen hinunter und befanden uns nun in einem kleinen, niedrigen sehr weißen Raum, der statt einer Diele einen festen Boden von Lehm zeigte, und in dessen Mitte ein kleiner, gemauerter Altar stand, mit einer Oeffnung, nicht größer als die Mündung einer Flinte, aus welcher eine leichte, schlanke Flamme emporstieg, die das Zimmer hell erleuchtete. An den Seiten des Altars waren noch andere kleine Oeffnungen. Der Hindu ergriff einen Strohhalm, entzündete ihn an der Flamme und legte ihn an die Oeffnungen, aus denen sogleich helle Flammen emporschossen; er blies sie aus, legte wieder Feuer daran, und sogleich war auch wieder die schönste Flamme da. Den Kindern, die noch keine Gasflammen kannten, erschien das wie die vollkommenste Zauberei. Auf einem zweiten Altar, der wie der erste die Höhe eines gewöhnlichen Tisches hatte, lagen und standen die Götzenbilder und Schätze unseres Derwisches. Auf den kleinen Stufen vor demselben lagen die zu den heiligen Handlungen nöthigen Schalen, Muscheln und Instrumente. Neben den Götzenfiguren fanden wir zu unserem Erstaunen auch christliche Kreuze von verschiedener Form und Größe. Wir ließen über letztere den Geber fragen. Die Antwort lautete: „Es ist ein Gott, und Niemand hat ihn gesehen; daher verehrt ihn Jeder auf seine Art und macht sich eine Vorstellung nach seiner Art!“ Aus dieser Antwort erfuhren wir freilich doch nicht, wie die Kreuze dort hingekommen waren. Auf dem Altar und seinen Abstufungen lagen noch allerlei schöne, seltene, indische Steine, nach denen die Knaben sehnlich verlangten, die sie aber trotz unserer glänzenden Anerbietungen nicht erhalten konnten, denn es waren Andenken aus der fernen Heimath; vielleicht dienten sie dem Priester eben wegen ihrer Seltenheit zur Zierde seines kleinen Götzenhauses. Ferner lagen noch verschiedene, zum Götzendienst gehörige Schalen, Klappern, Weihrauchkesselchen, ein Paar Lampen, kleine silberne Tellerchen und Theebrettchen da. Die Luft war aber von dem Gasdampf ganz erstickend und die Hitze wie in einem Dampfbade, mir verging allmählich der Athem, und draußen erst konnte ich mich langsam erholen. Der Derwisch nahm vom Altar röthlich und weißkandirten Zucker, hielt ihn Gebete murmelnd seinen Götzenbildern hin, besprengte ihn dann mit Weihwasser und reichte ihn uns auf einem silbernen Teller.

Indessen trat ein zweiter Indier herein, ein wohlbeleibter ältlicher Mann mit grauem Kopf- und Barthaar und graubrauner Gesichtsfarbe: Sein Name war Amintaas.

Nachdem wir die Steine, Schalen und Götzenbilder besehen hatten, fragten uns die beiden Gebern, ob sie auch für uns beten sollten. Nach erhaltener Einwilligung wurden nun alle Vorbereitungen zu der Ceremonie getroffen; die große Muschel wurde im Kessel ausgespült, die Schalen wurden auf den Stufen des Altars geordnet, sämmtliche Gasöffnungen flammten auf, der kleine Räucherkessel dampfte, die silberne Schale mit kandirtem Zucker stand auf einer Lampe zwischen Glocken, deren Griff zwei häßliche Götzenbilder vorstellte, und die Amintaas ergriff

und mit großer Heftigkeit zu schütteln begann. Hinter ihn stellte sich der andere und schlug zwei inwendig gehöhlte, auswendig mit Buckeln versehene Metallbecken mit gewaltiger Kraft aneinander; dazu stießen sie ein unmenschliches ohrenzerreißendes Geheul aus. Endlich machten sie eine kleine Pause, in der sie vor ihren Bildern sich verneigten, leise murmelten, die Schalen wieder anders ordneten und den Zucker mit Weihwasser besprengten.

Wir traten nun wieder unter Gottes freien Himmel, aber die Scene hatte sich verändert; das einsame Feuerschloß wimmelte von Persern, die von ihrer Kalkbrennerei herbeigeeilt waren, um nicht sowohl die Hindu, als uns Europäer zu sehen. Perserinnen saßen an verschiedenen kleinen, gemauerten Oefen, wo sie an Gasflammen ihre Tscheuks rösteten, platte, dünne Brote aus ungesäuertem Teige. In großer Prozession gingen wir nun etwa hundert Schritte weit vom Schloß zu einem Brunnen, der zugedeckt gehalten war; man deckte ihn auf, warf ein Bündel brennendes Stroh hinein, und zischend und sprühend stieg eine prachtvolle, breite Feuersäule, wie die schönste Girandole empor, in Funken und Sterne auseinander stäubend. Leider dauerte der schöne Anblick nur einen kurzen Moment, denn es bedarf wieder einer Viertelstunde, um hinlänglich Gas zu diesem Experimente sich ansammeln zu lassen. — Somit war der Besuch beendet, und wir setzten uns bei strömendem Regen in den Wagen.

Der Feuertempel mit seinen wenigen Gebern steht da wie eine ehrwürdige Ruine aus dem alten Heidenthume, das mehr und mehr schwindet vor dem Licht und der Wärme des Christenthums; doch des Christen heilige Schrift lehrt ja auch, daß Gott seine Engel machet zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen. **Grube.**

66. Kriegführung im Kaukasus.

Alle Bergvölker am nördlichen Abhange des Kaukasus haben eine gleiche Art Krieg zu führen, da sie gewöhnlich in kleinen Partien auf ihre Raubzüge ausgehen. Sie unternehmen ihre Streifzüge meist Tag und Nacht, ununterbrochen, aber immer heimlich und in der größten Stille. Ihr Führer geht voran, einige Wachen an den Seiten, und die übrige Menge theilt sich in kleine Haufen und reitet frei und ungebunden hinterher; der Führer eilt oder sprengt voraus, sich an seinen Sattel schmiegend oder sich auf dem Steigbügel erhebend; er späht hinter einem Hügel in die Umgegend, und plötzlich legt er den Finger an den Mund; die ganze Schaar bleibt stehen; er zeigt auf die Erde und schnell springen Alle vom Pferd; er winkt sie zu sich, und wie im Sturmwind fliegen sie mit ihren Pferden zu ihm heran und wagen kaum Athem zu holen. So sehr vertrauen die Bergvölker ihrem Führer und geben ihm meist bei gutem Erfolge zwei Theile der Beute ab. Außerdem nimmt sein Ruhm und das Zutrauen zu ihm zu; schlechter Erfolg dagegen erwirbt ihm Verachtung, oft sogar den Tod. Sieht er einen Gegenstand, der ihm zweifelhaft ist, oder scheint sich die Schaar dem Ziel ihres Rittes zu nähern, so besteigt er eilig einen Hügel, von wo herab er die Umgegend genau besehen kann, und bemerkt er irgendwo Leute, so wirft er seine Mütze in die Höhe und rollt sich selbst

den Hügel hinunter; er wendet diese List an, um die Vorsicht des Feindes zu täuschen, der etwa glaubt, daß dort ein Vogel auffliegt.

Nicht selten fliegt jedoch ein Adler auf und giebt auch den russischen Vorposten Veranlassung zu unnützen Maßregeln; aber endlich ermüdet diese viele Monate lang unaufhörlich unterhaltene Wachsamkeit den Offizier, er achtet nicht auf eine unbedeutende Erscheinung der Art, läßt die Zügel seines Pferdes sinken und giebt ihm seinen freien Gang, als plötzlich Pferdegalopp, ein Schießen und das feindliche Kriegsgeschrei ihn in Schrecken setzen und einer augenscheinlichen Gefahr preisgeben.

Wenn sich die Räuberschaar beim Ausruhen in einer Schlucht ausbreitet, und die Umgebungen keine Möglichkeit zeigen, sich zu verbergen, so macht sie sich aus dem hohen Gras eine Schutzwehr in Gestalt eines Heuschobers, unter dessen Schutz der Wachhabende unverzüglich kriecht und sich unbemerkt an einem passenden Platz im Grase versteckt.

In der Nacht ändert sich die Ordnung des Zuges: die Seitenwachen reiten zur übrigen Schaar, und keiner entfernt sich von ihr, aus Furcht sich zu verlieren; nur der eine Führer, in der Entfernung von einigen hundert Schritten vom Zug, achtet mit gespanntem Hahne seines Gewehres auf das geringste Geräusch und wendet kein Auge von den Ohren seines Pferdes ab; so reitet er langsam vorwärts, ein dumpfes Pfeifen richtet, nach vorher geschehener Abrede, die Bewegungen der ganzen Schaar. In der Nacht umgiebt sie sich mit Wachen, die sich auf den Fußsteigen oder Wegen niederlegen, das Ohr an die Erde gedrückt, und so in großer Entfernung den Lauf eines Elens von den Tritten eines Pferdes zu unterscheiden vermögen. Die Gewandtheit und leicht auffassende Achtsamkeit der Führer sind in der That unglaublich. Wenn in dem nächtlichen Dunkel der Himmel mit Wolken bedeckt ist, entfernt sich selten die Schaar von ihrer Richtung. Der Führer beachtet den Wind, ist ganz in sein Vorhaben vertieft, bemerkt die geringste Aenderung desselben und richtet sich oft nach einem Kompaß. In einer sternhellen Nacht ist der Polarstern, der kleine und große Bär ihr Führer; das Nebengestirn der Leier zeigt ihm die Stunden an. Ging ihnen der Kompaß verloren oder zerschlug er sich, so dient ihnen irgend eine Erhöhung zum Wegweiser; sie halten nämlich erst die Hand im Busen, um sie zu erwärmen, und strecken sie alsdann gegen die vier Himmelsgegenden auf der Erhöhung aus; die kälteste bestimmt den Norden, und diese Richtung wird meist mit ungewöhnlicher Genauigkeit angegeben; zuweilen zerstreut der Nebel ihre Schaaren; dann dient ihnen ein Funken, mit einem Feuerstahl angeschlagen, zum Zeichen. So gab es Fälle, wo die russischen Vorposten, vom Nebel umhüllt, plötzlich in der Ebene und auf den Höhen einen Feuerglanz sahen; hunderte dieser Funken wurden auf einem weiten Umkreis bemerkt. Die Vorposten schrien: Da sind die Räuber; es rauschten die Hähne der Flintenschlösser; Alles lauschte und horchte auf; plötzlich fiel der erste Schuß, dann der zweite, endlich der zehnte von beiden Seiten; da sprangen die Räuber zum Tummelplatz; das Gewehrfeuer erneuerte sich, auf den Vorposten gab man die Feuerzeichen, und es ertönte der Kanonendonner, und das Echo wiederholte dem fliehenden Feind sein Verderben.

Eichwald.

67. Ein russisches Lappendorf.

Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigstens zur Sommerzeit, nicht zu den allerangenehmsten. Ringsum auf dem Boden sieht man Fischgedärme, Fischschuppen, verfaulte Fische und Unrath aller Art. Kaum hat man diese Prüfung überstanden, so muß man noch eine schwerere aushalten. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes kriecht eine so mit Schmutz und Ungeziefer bedeckte Menschenschaar hervor, daß man bei ihrem Anblick zurückschaudert. Die Artigkeit erfordert es, daß jedes menschliche Wesen der Zeltgenossenschaft, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit einem Handschlag bewillkommne. Ist diese peinliche Ceremonie in aller Stille vor sich gegangen, so kann man sich fast immer auf solche Fragen gefaßt machen: „Ists Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof?

Was die Einrichtung des Zeltes betrifft, so ist sie überall in Lappmarken fast dieselbe. Durch die Länge des Zeltes d. h. zwischen der Thür und Hinterwand laufen zwei parallele Balken durch das ganze Zelt. Diese werden von zwei andern durchschnitten, welche in die Quere von der einen Wand zur andern fortlaufen. Hierdurch werden im Zelt neun verschiedene Abtheilungen gebildet, von denen die drei vordersten an der Thür zum Aufbewahren von Holz, Schuhwerk und gröberem Hausgeräth dienen, die drei hintersten an der Hinterwand dagegen für Lebensmittel und feinere Geräthschaften bestimmt sind. Von den in der Mitte befindlichen drei Abtheilungen dient die mittelste, unter dem Rauchloch belegene, zur Feuerstelle. Der Raum rechts von der Feuerstelle, bildet den Aufenthalt des Wirths und der Wirthin, den links belegenen bewohnt die übrige Bevölkerung des Hauses. Ist die Familie groß, so müssen sich deren weniger bedeutende Mitglieder in einer der übrigen Abtheilungen einquartieren.

Bei unserer Ankunft überraschten wir die Lappen in ihrer einfachen Alltagstracht, während unserer Ruhe aber hatten sie ihre Sonntagskleider angezogen. Sowohl Männer wie Frauen hatten ihren schwarzen Peski abgelegt, was ein im Sommer gebräuchliches Oberkleid aus gegerbten Rennthierhäuten in Form eines Hemdes ist und statt dessen ein ähnliches Oberkleid aus Tuch angezogen. Ueber demselben trugen die Weiber ein Mieder und um den Hals hatten sie einen losen Leinkragen befestigt, von welchem lange Lappen auf die Brust herabhingen und eine Art von Tasche bildeten. Um den Leib hatten beide Geschlechter einen mit blanken Silber- und Messingspangen reichlich geschmückten Gürtel. Sehr charakteristisch war bei den Weibern die Kopfbedeckung. Sie zeichnete sich besonders durch einen über den Scheitel hervorstehenden, eine Achtelelle hohen, hufähnlichen Zierrath aus. Die Kopfbedeckung bei den Männern hat keine bestimmte Form. Beide Geschlechter trugen Schuhwerk und Beinkleider aus weichem Rennthierleder mit abgegerbtem Haar.

Was das Aussehen der Lappen betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß sie dem Wuchse nach mehr kurz sind und sich in der Gesichtsbildung dem mongolischen Typus nähern. Sie werden wegen ihrer Frömmigkeit, ihres Wohlwollens, ihrer Dienstfertigkeit und Gastfreiheit u. s. w. gelobt. Was nun die nähere Beschaffenheit der Lebensart finnischer

Lappmarken und vorzugsweise der in Enare wohnenden Lappen betrifft, so dürfte eine kurze Schilderung derselben nicht ohne Interesse sein. Die wichtigste Epoche in dem einförmigen Leben der Lappen bildet unter allen Jahreszeiten das Frühjahr oder die Marienzeit. Um diese Zeit ziehen die Fischerlappen von Utsjoki und Enare, bisweilen auch Bauern von Sodankylä an die norwegische Meeresküste, um dort nach altem Brauch und Herkommen Fischfang zu treiben.

Der Hergang bei dieser Fischerei ist dieser, daß zwei oder drei Personen sich mit einem am Meer wohnenden norwegischen Fischer, der mit einem Boot und dem Fanggeräth versehen ist, zusammenthun, ihn die eine Hälfte des Fanges behalten lassen und die andere unter sich theilen. Von diesem Fange müssen jedoch sowohl der finnische als der norwegische Fischer der dort befindlichen Geistlichkeit den Zehnten abgeben, der auf der Stelle eingetrieben wird.

Um Johannis begeben sich die Lappen nach Hause und beginnen in ihren eigenen Seen, die unterdessen vom Eise befreit sind, zu fischen.

Nun kommt des Lappen goldene Zeit, welche ihm die höchste irdische Seligkeit schenkt, nämlich die, in seinem Zelte, gegen Mücken geschützt, mit gesättigtem Magen und ohne Sorge für den morgenden Tag schlafen zu dürfen. Diese Seligkeit will der Lappe sicherlich nicht gegen die Schätze der halben Welt vertauschen. Ist der Sommer zu Ende gegangen, so suchen die Lappen ihre Winterstube auf, um sich dort mit ihren während des Sommers gemachten Ersparnissen, welche größtentheils in gedörrten Fischen bestehen, zu ernähren. Diese Vorräthe sind jedoch allzu unzureichend, um dem Bedarf des langen Winters zu genügen. Die Herbstfischerei unter dem Eise genügt kaum dem Bedarf des Tages. Lohnender ist dagegen die Jagd und besonders der Fang wilder Rennthiere, welcher im Herbst und Frühling so lange stattfindet, bis die Erde vom Eise frei wird.

Nach den Erzählungen der Lappen hat man in früheren Tagen wilde Rennthiere in Gruben gefangen. Der Gebrauch, wilde Rennthiere mit Schlingen zu fangen, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Jetzt zieht es der Lappe doch meist vor, das Rennthier mit seiner sichern Büchse niederzustrecken.

Das sicherste Mittel für den Fischerlappen, seine Erhaltung für den Winter zu decken, war zuvor der Branntweinshandel mit den Gebirgslappen. All das Mehl, welches zu verdienen dem Fischerlappen während seines Aufenthalts in den norwegischen Buchten geglückt war, ließ er darauf den finnischen Kolonisten zu Branntwein verbrennen und tauschte sich dagegen Rennthierfleisch von den Berglappen ein, welche sich während des Winters in großer Menge in Enare aufhielten. Der gewöhnliche Preis für eine Kanne Branntwein soll ein Rennthierochse, für eine halbe Kanne eine Rennthierkuh gewesen sein. Da der Fischerlappe kein allzugroßer Liebhaber von starken Getränken ist, so begreift man leicht, welchen unerhörten Gewinn ihm der Branntweinhandel bereitete. Aber dieser Handel ist in letzter Zeit ganz und gar im finnischen Lappmarken verboten worden. Was die Enarelappen hierdurch an äußeren Vortheilen verloren haben, dürften sie mit der Zeit durch eine verbesserte und zweckmäßigere Lebensart einholen.

Zum Schlusse noch einige Worte über den Charakter der russischen Lappen im Allgemeinen. Dieser ist überall ziemlich gleich; er läßt sich mit einem Bache vergleichen, dessen Wellen so leise einherfließen, daß man kaum merkt, ob sie sich bewegen. Kommt irgend ein größeres Hinderniß dem Bache in den Weg, so biegt er sich hübsch auf die Seite, gelangt jedoch endlich zum Ziel. So ist auch der Charakter des Lappen; still, friedlich nachgiebig; Friede ist sein Wahlspruch; nach Frieden ist seine erste Frage; Friede ist sein Abschiedsgruß, Friede ist ihm sein Alles. Den Frieden liebt er, wie eine Mutter das Kind. Die Sage erzählt, daß im lappischen Lande Alles im äußersten Maße nackt, häßlich und arm sei, fügt jedoch hinzu, daß in der Tiefe das meiste Gold verborgen sei. Einen schöneren Schatz kann man wohl kaum haben, als die friedliche Ruhe, in deren Besitz der Lappe ist. Der meisten Genüsse des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend versenkt, hat er das beneidenswerthe Loos, mit einer unerschütterlichen Ruhe alle Mühseligkeiten aushalten zu können. Er fordert nur als unvermeidliche Bedingung seines Wohlseins, nicht in dem Genuß seines Wenigen, nicht in seinen alten Sitten gestört oder auf irgend eine Weise seines Friedens beraubt zu werden. **Castren.**

68. Die Tunguſen und das Rennthier.

Von den Volksstämmen, welche den Ochotskischen Landstrich bewohnen, sind die Tunguſen am zahlreichsten; sie theilen sich in „Rennthier-," „sitzende" und „ansässige" Tunguſen; außerdem befinden sich hier noch ansässige Korjaken, Jakuten, russische Bauern und Kolonisten.

Der Tunguſe ist mittelmäßigen aber proportionirten Körperbaues, hat eine breite Brust und ein offenes Gesicht; er begreift leicht, urtheilt schnell, aber größtentheils oberflächlich und ist in seinem Willen sehr unbeständig. Er ist sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, aber auch höflich, gutmüthig, gastfrei, großmüthig; er hütet das Eigenthum Fremder sorgfältiger, als das seinige, ehrt das Alter und liebt die Kinder.

Die tunguſischen Wohnungen, Jurten genannt, sind unten kreisförmig und gehen nach oben kugelförmig zu; zum Bau derselben verwenden sie Stöcke und Rennthierfelle; für den Abzug des Rauchs wird oben eine kleine Oeffnung gelassen. In die Mitte der Jurte, unmittelbar unter dem Rauchloche, kommt der Feuerherd. Mit Zierrathen sind die Jurten nicht geschmückt; an der Seite hängt gewöhnlich ein Heiligenbild und davor stehen einige Lichter, oder es sind Eichhörnchen- und Hermelinfelle daneben angebracht. Die Hausgeräthschaften der Tunguſen sind beinahe die gleichen, wie die der Russen; kupfernes Geschirr findet sich in großer Menge. Der Tunguſe führt mit sich Messer, Beil, Gewehr, Schneeschlittschuhe und Rennthiersattel; bei einigen findet man noch Bogen und Pfeile. Die Waffen bilden seinen Hauptreichthum, und er betrachtet dieselben als seinen höchsten Schatz.

Das Rennthier ist dem Tunguſen von außerordentlichem Nutzen; auf ihm reitet er und schafft seine Lasten fort, das Fleisch benutzt er zur Nahrung, die Nerven werden von den Frauen als Zwirn benutzt, die Felle verwendet man zu Kleidern und zum Bedecken der Jurten.

Die Nahrung der Rennthiere ist das Moos, welches sich in den dortigen Gegenden vorfindet. Das Rennthier liebt ebenso wie sein Herr, die Freiheit und Veränderlichkeit und bleibt nicht gerne lange an einem Orte. Bei tiefem Schnee hält es oft schwer, das Moos zu bekommen; durch das Herausscharren werden die Thiere nicht selten fußkrank und sterben in großer Menge. Die Krankheit eines Thiers steckt oft die ganze Heerde an und richtet Tausende zu Grunde.

Die Milch ist dick und schmackhaft, sehr wohlschmeckend auch das Bruststück des getödteten Thiers und die Zunge; daher dies Gericht auch den Gästen vorgesetzt wird; das Mark aus den Beinknochen wird gleichfalls sehr geschätzt. Die Tunguſen erdrosseln die Rennthiere mit einem Riemen und lassen dann das Blut in besonders dazu bestimmte Gefässe ab. Aus den Knochen bereitet man eine Art Oel. Der Tunguſe sorgt für seine Heerde und jagt wilde Thiere — dies ist seine einzige Beschäftigung; das Bauen der Jurten, die Zubereitung der Speisen, sogar das Holzfällen und Wasserholen ist Sache der Frauen. Die ärmere Classe legt sich besonders auf Fischfang. Alles für den Handel Bestimmte suchen die Tunguſen sobald wie möglich gegen Thee und Tabak einzutauschen, und ist dieses geschehen, so sind sie zeitweilig ohne alle Beschäftigung. Die Tunguſenfrauen verfertigen auch für sich und ihre Männer die Kleider und Schuhe. Im Winter tragen sie Rennthierschürzen, die bis an die Kniee reichen. Die Hosen und Stiefeln werden gleichfalls aus Rennthierfellen gefertigt und mit den Haaren nach innen getragen; anstatt der Strümpfe werden Felle genommen. Die männliche nnd weibliche Kleidung ist fast dieselbe. Ueber die Unterkleider tragen die Tunguſen noch weite, bis an die Kniee herabreichende Pelze, eine Art Paletot, mit den Haaren nach außen. Verbrämung mit Hundefellen und Glaskorallen bilden den Schmuck. Die Pelzmütze ist mit sogenannten Ohrlappen versehen und vorn wie hinten mit Glaskorallen besetzt. Die Sommerkleidung wird aus gegerbten Rennthierfellen gearbeitet. Auf die Männerröcke werden hinten zwei kleine Bleche angenäht, zwischen denen zwei lange Schwänze von gefärbten Rennthierhaaren angebracht sind. Die Frauen tragen ähnliche Bleche auf der Brust, auf dem Schoße des Pelzpaletots und auf der Schürze; bei den Festkleidern sind diese Bleche von Silber und in mehreren Reihen aufgenäht, an der Schürze sieht man dann auch noch Ringe und Glöckchen. Um den Hals winden sie Korallenschnüre und die jungen Mädchen flechten anstatt der Bänder Silberplättchen in die Haare, bei den reicheren Mädchen sind diese fein getriebenen Metallstreifen so lang, wie gewöhnlich die Zopfbänder; die Mützen sind auf gleiche Weise verziert.

So lange das Wasser bei den Tunguſen das einzige Getränk war, kannte man nur wenige Krankheiten bei diesem Volke; seitdem aber der Thee und geistige Getränke sich eingeschlichen haben, sind auch die Krankheiten zahlreicher geworden. Die Leidenschaft für den Thee ist so stark, daß sie die theilweise Ursache der Armuth vieler Familien ist; dasselbe muß man von dem Tabak und den geistigen Getränken sagen; denn der Tunguſe opfert Alles, wenn er sich derartige Sachen verschaffen kann. Die Tunguſen *kaufen* ihre Frauen gegen Rennthiere, der Preis ist aber je nach den Verhältnissen des Vaters der Braut verschieden; die Tochter eines reichen Tunguſen ist hoch im Preise und kann daher auch nur von

einem reichen Bräutigam erkauft werden. Einige Wochen nach der Verlobung begiebt sich der Bräutigam in die Wohnung seines Schwiegervaters und erhält hier einen Theil, oder auch alle für die Braut bestimmten Rennthiere zum Geschenk.

Bei Todesfällen haben die Tunguſen die Gewohnheit, die dem Verstorbenen gehörigen Kleider auf den Begräbnißplatz mitzunehmen, sie daselbst an irgend einen Baum zu hängen und dem Einflusse der Witterung zu überlassen; und wenn auch diese Kleider sehr theuer zu stehen kämen, man würde sich doch nicht entschließen können, von ihnen Gebrauch zu machen. Zum Andenken an den Dahingeschiedenen tödtet man dessen Lieblingsrennthier, auf welchem derselbe zu reiten pflegte, und bewirthet bei der Beerdigung die Anwesenden.

Von den Vergnügungen lieben die Tunguſen den Tanz am meisten. Dieser besteht darin, daß die jungen Männer und Mädchen sich im Kreise aufstellen, einander die Hände auf die Schulter legen, einen Fuß über den andern setzen, sich dabei bald nach der rechten, bald nach der linken Seite bewegen und immer das Wort chaadi sprechen. Der Takt ist anfangs langsam, wird aber nach und nach schneller und endlich so geschwind, daß Alle den Athem verlieren. Dieser Tanz beginnt Abends und dauert oft bis zum Morgen.

Gewicht und Maaß haben die Tunguſen von den Russen entlehnt unter der gewöhnlichen Benennung Pud, Pfund, Arschin u. s. w., in ihrem häuslichen Leben brauchen sie weder das Eine noch das Andere, und nur beim Kauf ihrer Bedürfnisse machen sie Gebrauch von diesen Benennungen.

Die Lebensweise der ansäßigen Tunguſen ist ganz verschieden von derjenigen der nomadisirenden. Jene sind Kolonisten und leben in kleinen Wohnungen nach Art der russischen Bauernhäuser, in welchen sich außer der Familienstube noch ein besonderes Local, die eigentliche Gaststube befindet. Oefen haben sie nicht, man ersetzt dieselben durch Kamine, welche auf eine gefällige Weise mit Thon angestrichen werden. Die Fensteröffnungen werden, wegen Mangels an Glas, mit Frauenglas oder gereinigter Seehundsblase verschlossen; im Nothfall bedient man sich auch starker Eisstücke. Das häusliche Leben der ansäßigen Tunguſen hat im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit dem der russischen Bauern, sogar in Bezug auf die Viehzucht, obwohl nur Wenige an eine derartige Beschäftigung gewöhnt sind; wahrscheinlich haben diese Tunguſen die Vortheile einsehen gelernt, welche den an festen Wohnplätzen sich aufhaltenden Leuten zu Gute kommen; sie streben daher, ihre Lebensweise zu verbessern, wodurch sie auch die Aufmerksamkeit der Nomadenvölker auf sich ziehen. Ihre Kleidung besteht aus Rennthierfellen, die sie gegen andere Dinge von den Rennthiertunguſen eintauschen; die Hauptnahrung bilden Fische, mit Fett von Seethieren vermischt. Der Fang dieser Seethiere ist die Hauptbeschäftigung der ansäßigen Tunguſen und bildet ihren einzigen Reichthum. Außer den Küchengewächsen bauen sie noch Kartoffeln, die zeitweilig ganz befriedigend gerathen.

Endlich giebt es noch eine dritte Art von Tunguſen, die sogenannten sitzenden, die weder Rennthiere haben, noch an festen Wohnplätzen sich aufhalten. Ihre Lebensweise ist, bei den Entbehrungen, die sie ertragen müssen, wahrhaft bemitleidenswerth. Sie leben in elenden Erd-

hütten oder Jurten. Ihre Kleidung erhalten sie von den Rennthiertungusen gleichsam als Almosen geschenkt; die tägliche Nahrung besteht aus Fischen, und es geschieht nicht selten, daß sie bei unglücklichem Fange mehrere Tage hungern müssen. Ihr ganzes Vermögen bilden sechs bis acht Hunde, mit deren Hilfe sie, des Fischfangs wegen, von einem Orte zum andern ziehen.

Aus **Bulitschefs** Reise in Ostsibirien.

69. Eisenbahn und Dampfmaschine.

Eine Eisenbahn ist nichts anderes, als eine möglichst ebene Straße, die durch Schlangenwindungen die Ecken und Winkel vermeidet und auf welcher man eiserne Schienen befestigt hat, worauf die Räder leicht und bequem fortrollen, ohne Widerstand zu finden. Solche Eisenbahnen sind schon lange in Bergwerken bekannt und wurden von dort aus zur leichten Verbindung nahe gelegener Orte verwendet. Die Eisenbahn, so wie man sich jetzt dieselbe denkt, als die große Straßenverbindung fern gelegener Städte und Gegenden, wird großartig durch zwei Umstände: durch die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche sich einer solchen Straßenanlage entgegensetzen und durch die Anwendung der Dampfmaschine statt der ziehenden Kraft von Pferden.

Es ist leicht gesagt, daß eine Eisenbahn dann nichts ist, als die Erhöhung niedrig gelegener, die Ausgrabung höherer und die Abglättung ebener Strecken. Allein die Niederungen sind oft sehr beträchtlich und erfordern eine ungeheure Menge von Erde; oft eignet sich die Gegend nicht zur Ausführung eines Dammes, weil die Tiefe zu steil ist, oder von einem Wasser, oder von Straßen durchschnitten wird; dann müssen kostbare Brücken gebaut werden, die oft sehr groß sind, und wenn sie über eine Erdvertiefung gehen, Viadukte genannt werden, oder die Erhöhungen, welche sich der ebenen Bahn entgegensetzen, lassen sich nicht entgehen, sondern sind hohe, ausgebreitete Berge; dann müssen die Höhen abgetragen, oder, wenn sie zu beträchlich sind, müssen Gänge durch dieselben gearbeitet werden, die man Tunnel nennt und die viele Kunst und große Kosten erfordern. Endlich eignet sich die flache Gegend auch nicht überall für den Eisenbahndamm in Folge des lockern Bodens und der tiefen Sümpfe; alsdann muß ausgegraben und fester Grund geschaffen werden. Endlich erfordert die Herstellung einer festen Oberfläche, auf welcher die Eisenschienen befestigt werden, viel festes Holz, welches in die Quere in den Sand gelegt wird.

Ihre größte Bedeutung erhalten die Eisenbahnen durch die Anwendung der Dampfmaschine zur Fortbewegung der Wagenzüge.

Dampfmaschine bleibt Dampfmaschine, ob sie Wagen fortzieht, oder an einem Orte feststeht und künstliche Werke treibt; denn die Hauptsache davon ist die Erzeugung einer großen Kraft, welche sich zu regelmäßiger Bewegung anwenden läßt. Die großartige und nützliche Erfindung, welche uns diese Treibkraft zu Gebot gestellt, ist wiederum die einfachste von der Welt, denn sie beruht ganz allein auf der Eigenschaft des Wassers, sich durch Wärme in Dampf aufzulösen, und die Bewegung, in welcher der Wasserdampf den Deckel eines Theekessels setzt, hat die Veranlassung zu ihrer Entdeckung gegeben.

Fortgesetzte Beobachtungen haben gelehrt, daß das Wasser, wenn man es über dem Feuer in Dampf verwandelt, einen 1600mal größeren Raum einnimmt, als im tropfbar flüssigen Zustande, und daß die in Dampf verwandelten Wassertheilchen sich mit einer unwiderstehlichen Kraft ausdehnen. Ein Engländer Namens James Watt (geb. 1736) regelte diese Dampfkraft zuerst zum Treiben einer Maschine. Dieser Versuch war natürlich noch mangelhaft; allein zu einer Erfindung bedarf es nur der ersten brauchbaren Anwendung, die rastlose Thätigkeit des menschlichen Geistes verfehlt dann nicht, zu verbessern und zu vervollkommnen. So sehen wir jetzt die Dampfkraft zum gewaltigen Matrosen in Dampfschiffen, als pfeilschnelles, riesenstarkes Pferd auf Eisenbahnen, als unermüdlichen Wasserpumper, als tausendarmigen Baumwollenspinner, als rastlosen Weber, als ausgezeichneten Müller, und wer weiß, als was Alles, noch umgeschafft werden.

Eine Dampfmaschine, so einfach das Naturgesetz ist, auf dem sie beruht, ist dennoch ein höchst kunstvoll zusammengesetztes Werk, welches man nur durch den Augenschein ganz begreifen kann. Im Allgemeinen ist ihre Einrichtung folgende: Unter einem großen, langrunden, festverschlossenen Kessel, der zu zwei Drittel mit Wasser angefüllt ist, befindet sich ein Feuerherd, der in der Regel mit Steinkohlen geheizt wird und durch eine große Gluth das Wasser im Kessel zum Sieden bringt. Der Dampf, welcher sich dadurch entwickelt, steigt aus dem Kessel durch eine Röhre in einen starken, aus Gußeisen verfertigten Cylinder, d. h. in ein langes dreh-rundes Gefäß. In diesem Cylinder bewegt der Dampf, indem er vermöge einer besondern Vorrichtung abwechselnd bald an der einen, bald an der andern Seite einströmt, einen an die Wände des Cylinders ganz eng anschließenden Kolben abwechselnd hin und zurück. An dem Kolben ist eine starke Eisenstange befestigt, so daß der Verbindungspunkt beweglich ist; dieselbe steht mit ihrem äußern Ende wieder in Verbindung mit einer andern, welche an einer Kurbel das Schwungrad und vermittelst desselben die ganze Maschine in Bewegung setzt. Der Dampf, nachdem er seine Kraft auf den Kolben des Cylinders ausgeübt hat, wird in Röhren aufgefangen, in denen er durch Abkühlung wieder zu Wasser niedergeschlagen und in den Kessel zurückgeführt wird. Die Kraft der Dampfmaschinen hängt von der Größe ihres Kessels ab, nach welchem natürlich die ganze übrige Maschine eingerichtet werden muß. Man hat jetzt Dampfmaschinen erbaut, welche die Kraft von 800 Pferden ersetzen. Neben der großen Kraftentwickelung ist die Regelmäßigkeit und Unermüdlichkeit der Bewegung ein Hauptvorzug der Dampfmaschine, und deshalb läßt sich ihre Treibkraft mit so großem Erfolge für die Bewegung der künstlichen Maschinen in Anwendung bringen.

Aus: **Das Königreich Hannover.**

70. Der Kerker.

Komm, folge mir im Geist freiwillig auf einige Augenblicke in die Hölle auf Erden, und laß diesen Gang uns erschüttern, durchwettern und warnen, auf daß nicht einst unser Leib gezwungen und länger daselbst verweilen müsse.

Zwei Thüren von dicken Bohlen, mit festen massiven Schlössern versehen, schließen einen unheimlichen Raum, den rings gewaltige Steinmauern umzwängen. In der einen Wand befindet sich ein kleines Fenster, das mit einem starken Eisengitter verwahrt ist; alle übrigen Wände sind, wie die Decke, kahl und einförmig. Du erblickst hier weder Sopha noch Stuhl, weder Tisch noch Bett, weder Lampe noch Leuchter, weder Buch noch Feder, noch sonst irgend Etwas, das zur Zerstreuung oder Bequemlichkeit dienen könnte; ein eiserner Ofen, ein hartes Strohlager, ein schwerer Block und unzerreißbare Ketten, das ist die ganze Summe des Geräths. Und weshalb ist diese Grube gemauert? Sollen Wölfe oder Tiger in ihr hausen? Mit nichten! Für Menschen ist sie bestimmt; für freigeborne Menschen, die einst den Stempel der Gottähnlichkeit an ihrer Stirn trugen! Da sitzt er, der Verbrecher, und rasselt mit den Ketten und knirscht mit den Zähnen; die furchtbarste Langeweile zerreibt ihn, denn die Einförmigkeit verwandelt sich allmählich in ein Nichts; da sitzt er, ohne Freunde und Gesellen, ohne Eltern und Geschwister, im Busen ein Feuer, das nie verlischt, einen Wurm im Herzen, der nie stirbt, einen allmächtigen Rächer über sich und die strafende Gerechtigkeit um sich; da sitzt er, Flüche auf der Lippe, Flüche im Ohr, Flüche im Gebein, und heult und klappert mit den Zähnen, und verflucht den Tag seiner Geburt und Gott und die Welt und sich selbst.

Komm, mir schaudert, und eine donnernde Stimme ruft mir zu: „Fliehe die Sünde, wie eine Schlange!“

Colshorn.

---

71. Der Brand des Landhauses.

Als eines Tages im Spätsommer die Sonne sich schon zum Untergang neigte und die Kinder mit der Mutter allein in der Stube gegen den Garten hinaus saßen, weil der Vater verreist war, geschah es, daß Blondköpfchen wiederholt sagte, es rieche Etwas unangenehm, als würden widrige Gegenstände verbrannt. Man sah überall nach. Auf dem Herde war kein Feuer; auf den Feuerstellen der Dienstmädchen ebenfalls keins, an dem sie etwa Eisen zum Glätten geheizt oder irgend Wäsche oder dergleichen gesotten hätten. Man schaute aus den Fenstern, Alles lag ruhig und freundlich da, und nicht einmal ein Rauch ging aus den nahen und fernen Schornsteinen hervor. Die Mutter sprach mit den Kindern über die Sache und verwunderte sich, wie solche Eindrücke in die Sinne kommen könnten; da geschah draußen ein Schrei, und es stieg ein dicker, qualmender Rauchknäuel als schwarze finstere Säule von dem Scheunendache empor, er wirbelte schnell, und gleich darauf schoß eine blitzende Flamme in ihm hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch schauten, lief es geschäftig und prasselnd, als ob die Sommerhitze Alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheune längs des Dachfirstes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor; auf einmal geschah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plötzlich seiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter stand unter einer breiten nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Gluth und von Flammen. Knechte und

Mägde rannten unten umher und schrieen, und das Fichtenholz der Sparren und Latten krachte furchtbar unter dem Feuer.

„Kinder! Um mich! schrie die Mutter. „Mutter, Mutter, Großmutter, Sigismund, Clementia, Emma! schrieen die Kinder. Sie schossen in das Zimmer zurück, sie ergriffen Dinge, sie zu retten, und wußten nicht, was sie thaten. Sie nahmen eine Puppe, einen Lappen oder sonst etwas, das ihnen in die Hände kam, ob es Werth hatte oder nicht. Die Mutter hatte schnell einen Schreibtisch geöffnet, der in der Nebenstube stand, ein Kästchen aus demselben genommen, stürzte wieder in die Stube zurück, raffte die Kinder, die mit Verschiedenem beladen waren, zusammen und führte sie die Vordertreppe, die von dem Feuer weggewendet war, hinunter ins Freie. Da sie die Hausthür hinter sich hatten, hörten sie erst recht das Brüllen, Wehen und Krachen der furchtbaren Macht, die hinter ihnen auf der andern Seite des Hauses in ihrem Eigenthum herrschte. Die stille Luft drückte den Rauch nieder, der sich an der Abendseite des Hauses lagerte, und durch die untergehende Sonne wie eine blutige Scheibe schien. Viele Leute, man konnte nicht unterscheiden, ob es eigene oder schon herzugelaufene waren, drängten sich wild durch einander.

Die Mutter führte die Kinder nach der Morgenseite des Gartens. Da die Hitze den nach aufwärts strebenden Wind erzeugt hatte und derselbe die feurigen Lappen, die aus den brennenden Schindeln, aus Stroh, Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herstammten, wie frevelnde Geister in die Luft hinauf und auseinander schleuderte, so mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu sichern suchen, damit sich ihre Kleidchen nicht entzündeten. Sie führte daher dieselben unter dichten Bäumen und Gebüschen hinweg in die äußerste Laube an der Morgenseite des Gartens, vor der zwei reiche Linden standen, die sogar jeden Funken abhielten, der etwa in dieser Richtung hätte fallen können. „Kinder, bleibt nun hier, entfernt euch nur ja nicht," sagte die Mutter, „was ihr auch hören möget! Hier geschieht euch nichts, ich muß fort, ich komme aber bald wieder. Bewacht indessen das Kästchen!" — „Ja," sagten die Kinder, „wir werden bleiben."

Nach diesen Worten lief die Mutter aus der Laube entschlossen in den Hof, um ihres abwesenden Gatten Stelle zu übernehmen; sie drang bei den Knechten, die fast den Verstand verloren hatten, darauf, daß sie in den Stall gingen und die Pferde herauszögen, damit sie nicht etwa erstickten, und daß sie dieselben an Bäume bänden, damit sie nicht etwa wieder in das Feuer liefen. Ein Theil der Leute hatte es schon so mit dem Rindvieh gemacht. Man rettete aus dem brennenden Stalle ein Pferd nach dem andern, die Mutter leitete das Unternehmen und gab die Stellen an, wo die Pferde angebunden werden sollten. Den Haushund hatte Jemand losgelassen. Er kam in großen Sprüngen auf die Frau zu, strebte an ihr empor und gab seine Freude zu erkennen, gleichsam als wüßte er, daß eine Gefahr vorhanden gewesen und daß die Frau ihr glücklich entronnen sei. In den Zwischenaugenblicken lief die Frau in den Garten, um nach den Kindern zu sehen; endlich fand sie eine Magd, die sie zu den Kinder senden konnte, daß sie bei denselben in der Laube bliebe. Die Knechte hatten indessen alle Thiere gerettet. Die Tauben nur, in der Luft kreuzend, fielen wie die Mücken, die um

ein Licht flattern, mit versengten Flügeln in die Flammen. Die Wagenbehälter grenzten an die Holzlage, in welcher die großen Vorräthe von Winter- und Kochholz aufgehäuft waren. Wenn dieses Holz Feuer fing, so waren die Wagen sammt dem Wagenbehälter verloren. Darum ließ die Frau auch die Wagen aus dem Schuppen ziehen, und in dem Garten unter den Bäumen in Sicherheit bringen. Da die Leute bei dieser Beschäftigung waren, hörte man hoch oben ein neues plötzliches Krachen und Prasseln und erblickte das Dach des Wohnhauses von den Flammen ergriffen. Es war wohl eine Feuerspritze im Hause, auch Wasservorrath theils im Hause, theils in dem nahen Bache, die Spritze hatte auch immer auf das Hausdach gespielt, da die schnell genug herbeigeeilten Hausleute und Nachbarn stets Wasser in hinreichender Menge herbeischafften; aber die Hitze des Sommers hatte das Holzwerk zu sehr ausgetrocknet, die Gewalt des Feuers auf den angrenzenden Dächern war zu mächtig gewesen, der Wasserstrahl verdustete fast in der Luft, die Tropfen auf dem Dache waren ohnmächtig, und das ganze Dach erschien bald als ein sausender, krachender, brodelnder Feuerberg. Das Spritzen in die Flamme war nun unnütz, ja es belebte dieselbe nur noch mehr. Die Frau befahl daher, jetzt die Feuerhaken zu gebrauchen und die brennenden Sparren von dem Dache soviel als möglich herunterzureißen. Für die Gemächer fürchtete die Frau nicht viel, weil die Gluth, die von dem brennenden Dache herabfiel, mittelst der Haken und später durch Schaufeln entfernt werden konnte, ehe die Tragbalken ergriffen wurden und die Decke einstürzen ließen. Daher hatte sie aus den Gemächern nichts ausräumen lassen, außer was die Mägde bereitwillig und aus unbefohlenem Eifer herausgetragen hatten.

Allein jetzt stürzte der Dachstuhl zusammen, nnd ein furchtbarer Gluthhaufen, der die Luft vor Hitze zittern machte, lag auf der Decke der Zimmer und drohte sie zu entzünden und herabzustürzen. Einen großen Theil der Sparren hatten die Männer zwar herabgerissen, so daß die Trümmer brennend und rauchend um das Haus lagen; aber ein anderer Theil hing noch oben und konnte aus der Verbindung nicht gerissen werden. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, und in der Finsterniß war das Leuchten des Feuers und des Rauches, das Glühen der hervorragenden Balken und das Glänzen der Bäume doppelt unheimlich.

Da, als die Männer eben die letzten Balken herabrissen, kam der Pfarrer mit den Kirchenleitern. Sie wurden mit ihren eisernen Haken an die Mauerränder des brennenden Hauses gelegt, die Männer stiegen hinauf und begannen mit Schürhaken die Gluth hinabzuwerfen. Dadurch wurde das hinaufgespritzte Wasser immer wirksamer, indem es zum Theil die Gluth dämpfte, zum Theil dem ausgedörrten und geklüfteten Estrich wieder Feuchtigkeit gab, daß es die Hitze weniger durchlasse und den Tragbalken keinen Schaden zufüge. So wurden die Zimmer gerettet. Da man den Gesindezimmern nicht zugleich die nämliche Hilfe zuwenden konnte, brannten wirklich einige ein. Als man aber die Herrenzimmer in Sicherheit wußte, wendete man sich jetzt auch dorthin und that dem Weitergreifen des Feuers Einhalt. Um Mitternacht brannte nur noch das vorräthige Brennholz mit stiller, aber heftiger Lohe nieder, von Wächtern umstanden, und als die Kinder, nachdem sie gebetet hatten,

in dem entlegenen Glashause jedes unter sein Decklein gebracht wurden, sahen sie noch, wie das Feuer des Holzstoßes in den Tafeln des Glashauses glänzte, und entschlummerten dann sanft und beruhigt. Auch die Mutter und Großmutter suchten auf kurze Zeit Ruhe.

Mit der Morgenröthe gingen alle in den Garten. An den Bäumen waren Pferde, Ochsen, Kühe und Kälber angebunden und hatten Heu vor sich, denn es waren schon vor Tagesanbruch Nachbarn und andere Leute mit Wagen gekommen und hatten Heu, Stroh und Lebensmittel gebracht; erschreckte Hühner liefen unter den Blumen und Gebüschen umher und Schweine zerwühlten den Rasen. Die Mauern des Hauses waren beschmutzt, der Sandplatz und der Rasen vor dem Hause schwarz wie ein Kohlenmeiler, die Stätte des Brennholzes war ein Haufen nasser Kohlen und Asche, und aus dem Heu stieg noch schwacher Rauch mit widrigem Geruch empor. Als die Kinder Alles gesehen hatten, ging die Mutter mit ihnen auf die Wiese hinaus, wo die Wagen standen, welche eine Beisteuer gebracht hatten. Die Mutter bedankte sich recht herzlich bei allen den freundlichen Gebern.

Am Nachmittage kam der Vater. Er hatte in der Nacht die Feuerröthe am Himmel gesehen, in der Ahnung, das Feuer könne bei ihm sein, seine Geschäfte einem Bevollmächtigten übergeben und war abgereist. In der Nähe hatte er erfahren, daß sein Haus abgebrannt sei, und ein Pferd gemiethet, um auf näheren Feldwegen schneller nach Hause kommen zu können. Als er seine Mutter, die Gattin und die Kinder gesehen und erfahren hatte, daß kein Mensch bei dem Brande verunglückt sei, dankte er dem Herrn mit freudigem Gemüthe und fragte nicht, was er noch weiter verloren habe.

Er schritt nun zur Ausbesserung des Schadens. Da sich die Tragbalken des Estrichs noch als gut auswiesen, zogen die Mutter, die Kinder und die Großmutter wieder in ihre Zimmer ein. Am andern Tage wurde zur einstweiligen Abhilfe ein Nothdach aus Brettern über das Haus gemacht. Dann wurden alle Plätze vor dem Hause gereinigt, damit das Bild des Schmutzes und der Unordnung nicht mehr sichtbar wäre, und die Thiere in die ausgelüfteten, wohlgewölbten Ställe zurückgeführt. Dem Gesinde ersetzte der Vater seinen Verlust reichlich, weil es sich so sehr zur Rettung seiner Wohnung hatte verwenden lassen. Der ganze Sommer verging mit Bauen, und als der Herbst gekommen war, stand das Haus schöner und stattlicher da, als es je gewesen war.

Ad. Stifter.

---

72. Das Seetreffen bei Nacht.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Compagnie in Holland im Jahr 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus und untergab sie dem Befehl eines sehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hievon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern

um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können. —

Nur der spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane seinen jugendlichen Uebermuth entgegen und versicherte, daß er (so lauten seine eigenen Worte) die jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner bloß mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie sichern Nachrichten zufolge bei der Durchfahrt in der Magellanischen Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten und, hiedurch bis auf's Aeußerste abgemattet, sich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er vertraute dem Don Rodrigo und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzusuchen. Das Admiralschiff, Jesus Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiralschiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke, und die drei letzteren Schiffe waren, ohne schweres Geschütz, nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seinerseits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sei; er stieg aber nichtsdestoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und Ladung geborgen war, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute seiner Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiral-Schiff, die Sonne genannt, los und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne Weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze und begann dann wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finsteren Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten stumme Zeugen sein, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte Alles, was geschah; keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht als Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde

für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindes-Herzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiral-Schiff sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest; es mußte Stand halten und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden sein, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier weggeschlagen, und so versank es denn bald darauf mit Allem in der Fluth. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, aufs Neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice-Admiralschiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Offizier auf demselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Kapitäns der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freund zu Hilfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitän, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten, rettenden Freundes in den Grund. —

Als der Morgen endlich nach dieser schauervollen Nacht aufdämmerte und Alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hilfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte; allein van Spielbergen griff beide auf's Neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiralschiffen beider Theile zu einem mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff, Aeolus, auch herbeieilte und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiralschiff war jetzt am härtesten getroffen worden; es drohte zuerst zu sinken. Alles floh daher auf das Admiralschiff hinüber. Allein dies befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringste Theil der Mannschaft, welcher noch am Leben war, eilte auf den Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufstellten, Andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth,

Lebensluft gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme des Befehlshabers, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe. Dies gab den Spaniern die Besinnung wieder; sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der spanische Admiral versuchte nun, mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg — man hat aber niemals je wieder Etwas von ihm erfahren. Während dessen hatte van Spielbergen das spanische Vice-Admiralschiff nach langem hartnäckigem Widerstand endlich doch erobert und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher als nach Verlauf der nächsten Nacht verlassen zu wollen, indem er deshalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Offiziere ruhig beim Abendbrod; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus, „ihr habt ein volles Recht; mein Gast zu sein. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsche euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn ihr habt sie verdient; mögt ihr mir morgen früh doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ So schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner großen Beschädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Wasser würde erhalten können, und entschlossen, lieber den Tod, als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdecke, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken emporstreckend rief er aus: „Guten Morgen! Don Pedro!“

Houwald.

73. Gellert.

Unter denjenigen deutschen Männern, die sich eben so sehr um die Ausbildung und Veredlung unserer Muttersprache verdient gemacht, als sich durch ihr reines, fleckenloses Leben Verehrung erworben haben, nimmt Christian Fürchtegott Gellert eine der ersten Stellen ein. Er wurde am 4. Juli 1715 zu Hainichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, geboren. Sein Vater, ein würdiger Prediger, welcher bei einem nur mäßigen Diensteinkommen außer ihm noch zwölf Kinder hatte, gab diesen eine auf Gottesfurcht gegründete, aber strenge Erziehung und hatte den jungen Fürchtegott ebenfalls zum Geistlichen bestimmt; indeß Schwäche der Brust, Untreue des Gedächtnisses und eine gewisse Aengstlichkeit waren Schuld, daß dieser nie eine Predigerstelle annahm.

Gleichwohl hat er späterhin dem Volke gepredigt durch seine vielfachen lehrreichen und erbaulichen Schriften und durch seinen frommen, christlichen Wandel. Schon in früher Jugend zeichnete sich der Knabe durch Eifer und ein natürliches Fassungsvermögen aus, so daß er schon in seinem eilften Jahre durch Abschreiben bei einem Advokaten etwas verdienen konnte. Im Scherze pflegte er deshalb später bisweilen zu sagen, daß die Gerichte seiner Vaterstadt in ihren Akten mehr Werke seiner Hand aufzuweisen hätten, als die Welt Produkte seines Geistes. Als dreizehnjähriger Knabe machte er schon ein Gedicht und zwar zu seines Vaters Geburtstag. Die elterliche Wohnung bestand nämlich in einem alten baufälligen Hause, das durch 15 Stützen gehalten wurde. Eben so viele Kinder und Enkel hatte aber damals der würdige Pfarrer, und Fürchtegott benutzte diesen Umstand sehr sinnreich, indem er in seinem Gedichte jedes Familienglied eine jener Stützen vorstellen und seine besonderen Wünsche vortragen ließ.

Auf der Fürstenschule zu Meißen, die Gellert bald darauf besuchte, wurden fast nur die alten Sprachen getrieben; die Muttersprache achtete man so gering, daß man das Lesen deutscher Schriften, als eines gelehrten nicht würdig, verbot, und nur verstohlen konnten die Knaben sich mit den Erzeugnissen der damaligen deutschen Dichter beschäftigen, welche freilich nicht sehr geeignet waren, einen bildenden Einfluß auf sie zu üben; denn unsere deutsche Sprache lag damals sehr im Argen; erst Gellert hat im Verein mit seinen Freunden, Klopstock, Zachariä, Rabener, den Gebrüdern Schlegel und Andern, das Verdienst, den deutschen Geschmack verbessert und die französische Manier, die sich wie überall so auch in die Sprache eingedrängt hatte, beseitigt zu haben.

Nach vollendeten Studien wurde Gellert bei Dresden Hauslehrer; später ging er nach Leipzig, wo er Vorlesungen an der Universität hielt, die ebenso wie seine schriftstellerischen Arbeiten mit Beifall aufgenommen wurden; denn seine Vorträge zeichneten sich durch Anmuth, Leichtigkeit, Deutlichkeit und strenge Ordnung aus. Dazu kam seine liebenswürdige Persönlichkeit, so daß die Zahl seiner Zuhörer sich nicht selten auf 400 belief, unter denen man auch viele Laien, Männer aller Stände, nicht selten auch Offiziere und Damen erblickte. Die Studenten liebten ihn wie ihren Vater, und er zeigte sich ihnen als ihr innigster Freund. Seine Vorträge, in denen Erglühung für Wahrheit,

Tugend und Religion stets sichtbar hervortraten, hatten einen nachhaltigen Einfluß auf seine Zuhörer, die, sich seiner Liebe und Achtung würdig zu bezeigen, ihm in Tugend und Frömmigkeit ähnlich zu werden suchten. Göthe, der ebenfalls sein Schüler gewesen, sagt in dieser Hinsicht: „Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Auch ich besuchte ihn gleich nach meiner Ankunft in Leipzig und wurde freundlich von ihm aufgenommen.“ Sein Ansehen breitete sich immer mehr aus; ganz Deutschland feierte seinen Namen, ja selbst ins Ausland drang sein Ruhm, und seine Schriften wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Von allen Seiten wählte man ihn daher auch zum Rathgeber. Nächte hindurch war er bisweilen mit Beantwortung von Briefen beschäftigt an Menschen, die er nie gesehen hatte; denn Väter und Mütter zogen ihn bei der Kindererziehung und ähnlichen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe; Unglückliche suchten in Herzensbekümmernissen Trost bei ihm.

Und dieser Mann, allgemein geliebt und geehrt, bekleidete lange Zeit kein mit einem Einkommen verbundenes Amt. „Sorgen Sie nicht sowohl dafür,“ hatte er öfter zu den Studenten gesagt, „daß Sie ein Amt finden, als vielmehr dafür, daß Sie eines Amtes würdig sind!“ und nach diesem Ausspruch hat er selbst am meisten gehandelt. Endlich erhielt er eine Stelle mit einem Gehalt von 100 Thalern, deren Auszahlung indes während des siebenjährigen Krieges auch noch unterbrochen wurde. Erst, als nach dem Frieden eine Stelle von 450 Thalern aufkam, wurde dieselbe dem bescheidenen Dichter übertragen, trotz aller Bemühungen seinerseits, sie einem Andern zuzuwenden.

Seine Fabeln und geistlichen Lieder, welche ebenso verständlich und eindringlich, als herzerhebend und erquickend waren, erschienen in einer ungelegenen, kriegerischen Zeit; nichtsdestoweniger wurden sie überall mit Begeisterung aufgenommen; sie wurden eifrig gelesen vom ganzen Volke, das ihm dafür in dankbarer Liebe zugethan war. Beweise der Anerkennung wurden ihm auch von Hohen und Niedern, Vornehmen und Geringen in Menge zu Theil. So trat einst in einem sehr harten Winter ein schlichter Bauer zu ihm in die Stube, fragend, ob er der Mann sei, der so schöne Bücher mache. Als der Dichter das bejaht hatte, erwiderte das Bäuerlein, er möcht's nicht übel nehmen, aber der Herr habe ihm und seiner Familie in den langen Winterabenden mit seinen Fabeln so viel Freuden gemacht, daß er und seine Frau gedacht hätten, sie müßten ihm auch einmal eine Freude bereiten. Da habe er denn ein vierspänniges Fuder gespaltenes, trockenes Holz ihm vor die Thüre gefahren, das möge der Herr doch gütig annehmen. Gellert freute sich mehr noch über das gute Herz und die Einfalt des Bauern, als über das Geschenk selbst. Ein preußischer Offizier, der einst in Leipzig eine Summe Geldes zu erheben hatte, besuchte auch Gellert und drückte ihm beim Abschiede ein Papier in die Hand mit der Bitte, diese Kleinigkeit als Abschlagszahlung auf seine große Schuld an ihn anzunehmen. Gellert wunderte sich und sprach: „Ich kenne Sie nicht; wie sollten Sie mein Schuldner sein?“ „Ja,“ erwiderte der Offizier und nöthigte Gellert, das Papier zu nehmen, „Sie haben mich durch Ihre Schriften zu einem bessern Menschen gemacht, und dieses Glück verdanke ich daher Ihnen.“ Gellert behielt voll Rührung über

die Dankbarkeit des Kriegers das Papier, welches 200 Gulden enthielt. Auch seine Schüler gedachten des geliebten Lehrers in dankbarer Liebe, und Graf Moritz von Brühl ließ ihm, ohne daß er wußte, von wem es kam, jährlich 150 Thaler überreichen.

Der damalige Kurfürst von Sachsen lud ihn zu sich, so oft derselbe in Leipzig verweilte, und selbst Friedrich der Große wollte, als er im siegreichen Kriege Leipzig genommen hatte und sich dort einige Zeit aufhielt, den Mann kennen lernen, dessen Lob ganz Deutschland erfüllte; er ließ ihn zur Tafel bitten, unterhielt sich viel mit ihm über deutsche Sprache und Literatur und nannte ihn nachher den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten, die er kennen gelernt habe. Auch im Bade zu Carlsbad und überall, wohin Gellert zufällig kam, feierte man ihn, und sowohl der österreichische Feldmarschall Loudon, als auch dessen Feind, der preußische General Ziethen, wetteiferten um die Ehre seiner Bekanntschaft.

Leider war Gellert mit einem kränklichen Körper behaftet; er litt an Unterleibsbeschwerden, welche die Kunst der Aerzte und verschiedene Bäder nicht zu heben vermochten. Trotzdem war er stets unermüdet thätig, obgleich der Staat selbst ihm Schonung seines Lebens und Entsagung von allen anstrengenden Arbeiten dringend anempfohlen hatte. Die Aerzte verordneten ihm das Reiten; er war aber zu arm, sich ein Pferd zu kaufen; denn wenn er auch jetzt mancherlei Einnahmen hatte, so verbrauchte er auch viel, nicht sowohl für sich, als vielmehr zur Unterstützung Unglücklicher; armen Studenten erließ er jederzeit die Bezahlung für seine Vorlesungen. Da schenkte ihm der Prinz Heinrich von Preußen ein Pferd, fromm wie ein Lamm, dasselbe, welches der Fürst in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte. Doch wurde seine Krankheit immer gefährlicher, und endlich im November 1769 merkte man das Herannähen des Todes. Auf die Nachricht davon schickte der Kurfürst sogleich seinen Leibarzt von Dresden zu ihm. Doch alle Bemühungen, das fliehende Leben aufzuhalten, waren vergebens. Gellert starb am 13. December freudig und gottergeben, wie ein Heiliger, wozu ihn in den Augen seiner Mitmenschen sein ganzes Leben schon gemacht hatte. Ganz Deutschland trauerte um den dahingeschiedenen Dichter, und in mancher Hütte wurde seinem Andenken eine stille Thräne der Verehrung geweiht.

L. Gittermann.

74. Friedrich von Schiller.

Unser großer, deutscher Dichter Friedrich von Schiller stammte von einfachen Bürgersleuten ab. Er wurde am 10. November 1759 in Marbach, einem kleinen Württembergischen Städtchen geboren. Sein Vater, ein ernster, unermüdlich thätiger Mann, diente während des siebenjährigen Kriegs als Offizier bei der Armee. Seine Mutter war eine Frau voller Herzensgüte und Frömmigkeit, die an den Dichtungen von Gellert, Uz, sowie an andern nützlichen Schriften großes Wohlgefallen hatte. Früh schon zeigte der Knabe ungewöhnliche Geistesgaben und eine große Freude an der Natur. In seinem 6. Jahre zog er mit seinen Eltern von Marbach nach dem Dorfe Lorch, in anmuthiger Lage

in der Nähe des Hohenstaufen. Die Geschichtsdenkmäler, an denen jene Gegend so reich ist, betrachtete der Knabe mit Ehrfurcht und Bewunderung, und aufmerksam lauschte er den Erzählungen, welche der Vater, in dessen Begleitung er bisweilen Wanderungen unternahm, daran knüpfte. In Lorch erhielt Schiller den ersten regelmäßigen Unterricht im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen des Lateinischen und Griechischen.

Als neunjähriger Knabe verließ Schiller mit seinen Eltern Lorch und wurde nun auf die lateinische Schule in Ludwigsburg geschickt, wo er bald einer der besten Schüler ward. Seine Eltern hatten ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Allein der Herzog Karl von Württemberg, dem Schiller durch seine Tüchtigkeit empfohlen war, berief ihn auf die neugegründete Karlsakademie, wo er sich anfangs der Rechtswissenschaft und später der Arzneikunde widmete. Wie alle Schüler der Anstalt, in welcher ein steifer, militärischer Geist herrschte, wurde auch Schiller streng überwacht. Die Schüler durften nur das treiben, was befohlen war; daher konnte auch Schiller nur heimlich seine Lieblingsschriftsteller wie Lessing, Göthe, Rousseau u. a. lesen.

Schon als Knabe hatte er eine große Vorliebe für Gedichte an den Tag gelegt; auch hatte er wohl selbst bei Gelegenheiten es versucht, Verse zu machen. Zum Jüngling herangereift hatte diese Neigung so zugenommen, daß einer seiner Freunde von ihm sagte, er lese beständig Gedichte. Zuweilen versammelte er einzelne seiner Vertrauten an irgend einem abgelegenen Orte, um ihnen seine Dichtungen mitzutheilen.

Zweiundzwanzig Jahr alt verließ Schiller die Karlsakademie, wo alle seine Mitzöglinge sich nach und nach vor seinem hervorragenden Geiste beugen und ihn selbst seiner Gemüthlichkeit und Bescheidenheit wegen lieben gelernt hatten. Er wurde als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt. Jetzt dichtete er viel und da er sein Amt darüber zu vernachlässigen schien, so verbot ihm der Herzog, andere als medicinische Werke drucken zu lassen.

Des langjährigen Druckes müde, folgte er einer Aufforderung nach Mannheim, indem er seine Stelle heimlich verließ. Allein hier wurden ihm die gemachten Versprechungen nicht gehalten, und Noth und Elend drückten ihn schwer. Eine Zeitlang hielt er sich in der Nähe von Mannheim auf und arbeitete für das dortige Theater, ohne jedoch seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Bald darauf sah er sich genöthigt, in dem Dorfe Bauerbach bei Meiningen auf dem Gute der Frau von Wolzogen eine Zufluchtsstätte zu suchen. Nach sieben Monaten kehrte er abermals nach Mannheim zurück, wo er sich anheischig machte, mehrere Stücke für die Bühne zu schreiben. Da er noch immer mit Entbehrungen zu kämpfen hatte, so wandte er sich nach Leipzig, in der Absicht, sich wieder der Arzneikunde zuzuwenden. Nach kurzem Aufenthalte daselbst ging er nach Dresden und 1787 nach Weimar, wo die Herzogin Amalie einen Kreis ausgezeichneter Männer um sich versammelt hatte. Hier fand er Wieland, Herder und Göthe, die bald wohlthätig auf ihn einwirkten. Im Jahr 1789 wurde Schiller Doctor der Philosophie und Professor der Geschichte zu Jena. Allgemein geachtet, gefiel er sich in seiner neuen Stellung sehr gut, und seine Vorlesungen fanden großen Beifall. Ein Jahr darauf verheirathete er sich mit Charlotte von Lengfeld. Doch sein äußeres Glück sollte nicht ungetrübt bleiben;

er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er zwar wieder hergestellt wurde, die aber doch seinen Körper für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Aus Gesundheitsrücksichten nahm Schiller im Jahre 1799 seinen Aufenthalt wieder in Weimar, wo er sich bis zu seinem den 9. Mai 1805 erfolgten Tode die Liebe und Achtung aller Bekannten und Freunde zu erhalten wußte. Schon im Jahre 1802 hatte ihm der deutsche Kaiser den Reichsadel verliehen. Diesem ausgezeichneten Manne verdanken wir eine Menge der herrlichsten Sprachschätze. Außer den trefflichen Balladen und andern Gedichten hat er sich durch die Dramen Wallenstein, Tell, Don Carlos, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans u. a. unsterblich gemacht.

Böhm.

75. Michael Lomonossow.

Unter denjenigen Männern, die sich um die Umbildung und Entwicklung der russischen Sprache, sowie um Verpflanzung der europäischen Wissenschaft auf russischen Boden verdient gemacht haben, verdient vor allen Michael Lomonossow einer ehrenvollen Erwähnung.

Als Sohn eines armen Fischers aus Cholmogory am weißen Meer wurde er im Jahre 1711 geboren und trieb bis in sein 17. Lebensjahr das Gewerbe seines Vaters. Doch hatte er auch nebenbei hinter dem Rücken seiner bösen Stiefmutter bei dem Dorfküster das Lesen und Schreiben erlernt.

Mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Vermählung faßte der lernbegierige Jüngling den Entschluß, aus dem Elternhause zu entfliehen und Moskau, die Stadt, wo er seinen unersättlichen Wissensdurst befriedigen zu können hoffte, zu erreichen.

Unter den unglaublichsten Entbehrungen gelangte er nach einer Fußreise von drei Wochen an das Ziel seiner Wünsche, und alle die goldenen Träume wichen mit einem Male der furchtbaren Wirklichkeit. Unbekannt und verlassen fand er sich plötzlich mittellos und allein in der ungeheueren Stadt. Wo sollte er sich bergen? An wen sich um Rath und Beistand wenden?

In dieser Noth flehte er zu Gott um seinen gnädigen Beistand, und sein Gebet wurde erhört. Noch an demselben Tag begegnete er einem Landsmann, der ihn zu sich einlud und durch dessen Vermittlung er in der Akademie des Klosters Saikonospask (zum Bilde des Erlösers) Aufnahme fand. Hier begann er eifrig das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und kümmerte sich wenig um das Gespött seiner Mitschüler. Auch einige physikalische und mathemathische Werke, die ihm zufällig in die Hände geriethen, trieben ihn mächtig zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften. Da er in der geistlichen Akademie Niemand fand, der ihm hiebei behilflich sein konnte, so erwirkte er sich die Erlaubniß, nach Kiew zu gehen, in der Hoffnung, dort seine unersättliche Wißbegierde befriedigen zu können.

In seinen Erwartungen getäuscht, kehrte er indessen noch vor Ablauf eines Jahres 1734 wieder nach Moskau zurück.

Als jedoch bald darauf einige des Lateinischen kundige Seminaristen an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften geschickt werden sollten, um sich dort mit Physik und Mathematik zu beschäftigen,

suchte er unter die Zahl dieser Glücklichen zu kommen. Da sein Stand ihm wie früher so auch hier hinderlich war, so nahm sich der Erzbischof von Nowgorod seiner an. „Fürchte nichts," sagte dieser zu Lomonossow, „wenn sie dich auch in der großen Kathedrale mit allen Glocken als einen Unberufenen ausläuten, ich bin dein Beschützer!" So kam er, 24 Jahre alt, nach St. Petersburg.

Von jetzt an legte er sich mit gleichem Eifer auf die Erlernung der deutschen Sprache und der Naturwissenschaften. In kurzer Zeit machte er bei seinen guten Vorkenntnissen solche Fortschritte, daß die akademische Behörde beschloß, ihn 1736 zu seiner Vervollkommnung ins Ausland zu schicken; und so erblicken wir ihn in Marburg in den Vorlesungen des berühmtesten Philosophen und Mathematikers jener Zeit, Wolff.

Hier eröffnete sich seiner Wißbegier eine neue Welt. Von Vorlesung zu Vorlesung, von Gespräch zu Gespräch, von Buch zu Buch weiter eilend, verschlang er mit seinem Feuergeiste das Wissen, hörte, sah, beobachtete, las, fragte, sprach, disputirte.

Fünf Jahre verlebte er in Deutschland und mit Hilfe seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten, seines Fleißes und seiner Energie lernte er Alles, was nur zu lernen war, setzte sich in den Besitz der damaligen Wissenschaft und beschloß, auf dem gewiesenen Pfade noch weiter zu gehen, seine Landsleute mit sich zu führen und die Wissenschaft in Rußland, seinem geliebten Vaterlande, zu begründen.

In der Zeit, die ihm von seinen ernsten Arbeiten übrig blieb, beschäftigte er sich, wie zur Erholung, mit der schönen Literatur. Er las deutsche Gedichte, und namentlich die von Günther und kam auf den Gedanken, ihn in russischer Sprache nachzuahmen und sein Maß rhytmisch wiederzugeben.

Sein erster Versuch war die Uebersetzung einer Ode Fenelons, welche unsere Akademie neuerdings wieder aufgefunden und der Universität zu Moskau zum Geschenk gemacht hat. Auf diese Uebersetzung folgte im Jahr 1739 die Ode auf die Einnahme von Chotin, die lange Zeit als der Ausgangspunkt der russischen Literatur gegolten hat.

In St. Petersburg wunderten sich Gelehrte und Laien über die neue Sprache, lasen und lasen abermals die Ode, trauten ihren Ohren nicht und fragten, ob denn das dieselbe Sprache sei, in der sie alle sprachen und schrieben. Am Hofe der Kaiserin Anna brachte die Ode eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Und es konnte nicht anders sein — die Sprache Lomonossow's verglichen mit der Sprache seiner Zeitgenossen, bietet eine wunderbare Erscheinung dar, wie sie keine einzige europäische Literatur, weder die alte noch die neue, aufzuweisen hat.

Inzwischen gerieth Lomonossow, der sein Gehalt unregelmäßig empfing und sich mit der Tochter seines Marburger Wirths verheirathet hatte, ohne die Mittel zum Unterhalte einer Familie zu besitzen, in eine verzweifelte Lage. Da er seine Schulden nicht bezahlen konnte, so faßte er den Entschluß, sich mit Zurücklassung seiner Familie heimlich nach Rußland aufzumachen.

Auf der Reise nach Holland fiel er preußischen Werbern in die Hände, die ihn mit Gewalt in die Uniform steckten, und nur durch seine Kühnheit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart gelang es ihm, sich zu

retten und den Verfolgern aus der Festung zu entfliehen, wo schon der Signalschuß, der seine Flucht verkündete, abgefeuert wurde.

Das Schicksal hatte ihn zu großen Dingen, zum Ruhme Rußlands aufbewahrt.

Auf der Fahrt im Baltischen Meer hatte er einen merkwürdigen Traum. Er erlebte Sturm und Schiffbruch und sah seines Vaters Leichnam auf eine öde, unbewohnte Insel ausgeworfen. Dieser Traum beunruhigte Lomonossow, und seine erste Sorge nach seiner Ankunft in St. Petersburg war, sich nach seinem Vater zu erkundigen. Er erhielt den Bescheid, daß dieser schon im Herbst zuvor auf den Fischfang ausgezogen und nicht wiedergekehrt sei, so daß man in der Familie glaube, es müsse ihm ein Unglück zugestoßen sein. Lomonossow beschrieb nun aus der Erinnerung die Insel, die er im Traume gesehen hatte, mit allen ihren Merkmalen und Einzelheiten, und es gelang den Fischern, sie nach dieser Beschreibung aufzufinden. Nach einigem Suchen entdeckten sie dort auch wirklich den Leichnam des alten Lomonossow und bestatteten ihn. Die Nachricht davon gab Lomonossow, an dessen Herz bis dahin ein geheimer Kummer genagt hatte, die Ruhe wieder; er kehrte mit der alten Leidenschaft zu seinen Studien zurück.

Eine neue Periode im Leben Lomonossows beginnt.

Zu allererst wurde ihm der Auftrag, das mineralogische Kabinet der Akademie zu ordnen. Er erhielt dafür die Würde eines Adjunkten. Das nächste Jahr verwandte er dann auf Vorarbeiten in seinen Lieblingswissenschaften, besonders in der Chemie; er hielt Vorlesungen, richtete Laboratorien ein, machte eine Menge von Experimenten — und inmitten dieser vielseitigen Thätigkeit dichtete er eine neue Ode auf die Rückkehr der Kaiserin Elisabeth aus Moskau nach ihrer Krönung, eine Ode, die wegen ihres Gegenstandes, wegen der Schönheit der Sprache und wegen der Kunst des Versbaus mit noch größerem Entzücken aufgenommen wurde, als die erste.

Graf Schuwalow, der Lomonossow unter seinen Schutz genommen hatte, rieth ihm, um Bedeutenderes in der Literatur leisten zu können, seine Beschäftigung mit Physik und Chemie aufzugeben. Lomonossow erwiderte jedoch, es würde ihm sehr schmerzlich sein, die Früchte seiner vielen chemischen Arbeiten wieder zu verlieren.

Im Jahr 1746 wurde Lomonossow mit dem Amte eines Professors der Chemie bekleidet, und nun beginnt auch die Herausgabe seiner berühmten Werke.

Wie mannigfaltig aber auch seine Arbeiten, wie groß und bedeutend seine Werke waren, so ermüdeten sie ihn doch nicht. An Gedanken hatte er immer Ueberfluß, sein fruchtbarer Geist war ihm eine nie versiegende Quelle; an Worten konnte er noch weniger Mangel haben: sie strömten golden von seinen beredten Lippen. Seine gelehrten Anstrengungen waren indessen gering im Vergleich mit den Seelenqualen, welche er erfahren mußte, um seine Werke veröffentlichen zu können. Die Mittelmäßigkeit, die Talentlosigkeit, die Abgeschmacktheit, jene Lust der Menschen, alle Talente anzufeinden, warfen sich mit wilder Wuth auf Lomonossow und hörten bis zu seinem Tode nicht auf, ihn zu quälen.

Das Mißgeschick seiner ersten Lebensjahre, die Mißhandlung des lernbegierigen Kindes durch unwissende Verwandte, die Verspottung des

Jünglings durch thörichte Kameraden, die Noth und das Elend des Mannes in fremden Landen — das Alles war nichts im Vergleich zu den Verfolgungen, welche er als Gelehrter zu erdulden hatte. Lomonossow verzagte nicht und rang mit seinen Gegnern sein ganzes Leben lang, stritt, klagte, bat, flehte, weinte, lachte, schalt, rechtfertigte sich, und bei dem Allen arbeitete er und schaute nicht rückwärts von der Aufgabe, welche ihm von höherer Hand zugetheilt war. Die Wissenschaft stand ihm höher als Alles; die Ausbreitung derselben im Vaterlande war ihm mehr werth als Alles, die Verherrlichung Rußlands war ihm theurer als Alles.

Kurz vor seinem Tode richtete er an seinen Freund Stählin folgende Worte: „Ich sterbe, Kamerad, und blicke gleichmüthig auf den Tod; aber ich bedaure das, was ich nicht habe ausführen können zum Ruhme des Vaterlandes und unserer Akademie. Leider sehe ich, daß meine wohl gemeinten Absichten mit mir untergehen werden."

Bald darauf 1765 starb der Vater der russischen Dichtkunst, der einer der Ersten gewesen ist, die es gewagt hatten, in der russischen Sprache zu reimen. Im Jahr 1778 erschien eine Sammlung seiner poetischen und prosaischen Schriften, und die Akademie veranstaltete später eine vollständige Ausgabe derselben.

Seine Saaten aber sind nicht untergegangen! Die russische Literatur, die er gepflanzt, trägt herrliche Früchte.

Die Moskauer Universität, die St. Petersburger Akademie und alle Freunde vaterländischer Aufklärung weihen ihrem großen Vorkämpfer Lomonossow ein dankbares Andenken. Nach **M. P. Pogodin.**

IV.

Naturbilder.

76. Das Leben im Gestein.

Schon Jahrtausende holt der Mensch aus dem Schoße der Erde die Waffen und Rüstungen zum Kriege, wie die Marmorblöcke und Sandsteine zu Denkmälern des Friedens, das Salz zum Würzen der Speisen, wie das Feuermaterial zum Schmelzen der Erze; schon Jahrtausende steigt der Mensch in die Fluthen des Meeres und gräbt sich in die Felsen der Erde, um die verborgenen Schätze an das Licht des Tages zu fördern. Dampfmaschinen und Wasserräder, Wind und Feuer hat er zu Gehilfen mit hinabgenommen in die Tiefe; aber so viele Jahre die unterirdischen Schatzkammern auch schon ausgebeutet werden, ihr Reichthum ist unabsehbar, der Segen der Erde unerschöpflich. Das starre Gestein erzählt auch die Majestät Gottes, und die Wunder in der Erde sind eben so mannigfaltig, als auf ihr. Unbegreifliche Naturgewalten formten in dunklen Werkstätten die Krystalle, formten das Salz zum Würfel, den Quarz zur sechsseitigen Pyramide, stumpften an dem

einen Krystallkörper die Ecken ab, an einem andern die Kanten, und konnten sie ungestört wirken, dann setzten sie mit einer Genauigkeit die Flächen zusammen, als hätten sie Zirkel und Winkelmaß gebraucht, glätteten mit einer Sauberkeit jede Seite, als sei eine Schleifmaschine dabei thätig gewesen, verliehen dem Ganzen einen Glanz, den der geschickteste Künstler nicht nachzuahmen vermag.

Der Stein, über den unser Fuß dahingeht, er hat auch sein Leben. Zwar pulsirt in ihm kein Herz und kreist in ihm kein Nahrungsstoff; aber in jedem Augenblick kettet eine geheimnißvolle Kraft ein Atom desselben an das andere, daß er nicht in Staub zerfällt; in jedem Augenblicke strebt wieder eine andere Kraft dieser entgegen, damit sie nicht das Uebergewicht bekommt. Wie die Zieh- und Fliehkräfte in dem großen Weltenraume die Himmelskörper in ihrem Gleise erhalten, so kämpfen verwandte Kräfte unaufhörlich in leisen, unmerklichen Schwingungen auch in dem starren Stein, mag er es zur Krystallform gebracht haben, oder nicht, um ihm seine Gestalt zu erhalten. Aber nicht nur hartes Gestein ist in der Erde verborgen, es liegt auch eine ganze Thier- und Pflanzenwelt in ihr vergraben, und der geöffnete Mund der Erde erzählt von einer untergegangenen Schöpfung, die kein Auge gesehen, auf daß wir uns beugen vor der Macht dessen, der Berge emporrichtete und Thäler versenkte, der die Feuerflammen zu seinen Dienern und die Winde zu seinen Boten machte. Selbst auf hohen Bergen, wo jetzt der Hirt das Rind und die Ziege weidet und der Jäger das schöne Wild jagt, findet man unter dem duftenden Grase die Ueberreste von Seethieren, die einst über diesem Boden in den Fluthen ihr Wesen trieben. Reiche Ernte hat da der Tod unter großen und kleinen Thieren gehalten. Ist doch mancher Leichenstein der untergegangenen Thierleiber so mit dem Fette derselben getränkt, daß er brennt, wie ein Docht, wenn man ihn ins Feuer hält; findet man doch bei genauer Untersuchung, daß zwei Drittel eines Kreidestücks aus den kleinen Schalen untergegangener Geschöpfe bestehen. Das Meer ist der Todtengräber gewesen, und staunend sieht der Mensch die Knochenleiber in diesen ersten Friedhöfen, wo unter dem heißen Kampfe aller Elemente die ältesten Leichen bestattet wurden. Auch Waldungen von üppigem Wuchse und undurchdringlichem Dickicht senkte das entfesselte Meer ein, als sollten jenen Friedhöfen auch die Trauerweiden und Todteneschen nicht fehlen. Als Steinkohlen graben wir jetzt diese eingesenkten Wälder wieder aus. In den feinschlammigen Zwischenschichten derselben findet man noch die Blätter zart und zierlich abgedrückt und die versteinerten Stämme oft noch senkrecht emporstehen. So üppig aber auch der Wuchs jener Wälder gewesen sein mag, so einförmig und öde standen doch viele von ihnen da. Farrenkraut, Schachtelhalm und Bärlapp sind nicht selten die einzigen Pflanzen gewesen, die dichtgedrängt emporgeschossen waren. Nur gespensterhafte Thiere sind in ihnen mit ihren Schreckensgestalten aufgefunden worden. So liegt eine ganze Urwelt vergraben im Schoße der Erde und zeigt uns mitten unter dem starren Gestein ein längst vergangenes Leben. Als aber die allmächtige Hand dem langen Kampfe aller Elemente Grenze und Ziel setzte und die Meßschnur spannte über Berg und Thal, über Meer und Land, da entsproß ein neues, junges Leben der stummen Erde und blickte zum erquickenden Strahl der belebenden

Sonne empor. In dem gezweigten Baume säuselte der Wind in Harfentönen ein neues Schöpfungslied, und edlere Formen weckte der Werderuf des Unerforschlichen von Neuem zum Dasein. **Gude.**

77. Das Wasser.

Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Thiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses herumwandelt, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge, oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von Neuem hinab in die Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmanne nach in seine Gruben, wie dem Krhstallgräber auf seine kahlen Berghöhen; nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, wohin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden, dorthin kommt es nur wenig, die Luft ist da wasserleerer, als anderwärts.

Im Wasser sind die zartesten, feinsten Thierarten verwahrt und geborgen, die Polypen, welche die Korallengebäude anlegen, und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibenthiere oder Quallen. Ueberhaupt darf man sagen, daß die unvollkommensten Anfänge des Thierreiches, aus denen gleichsam die höheren, vollkommneren Gestaltungen der Landthiere erst ausgeboren werden, im Mutterschoße des Gewässers beschlossen sind.

Wasser giebt es freilich viel auf Erden, denn mehr als drei Viertheile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme, wie See'n und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft, die sie athmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommene Landthier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hilfe derselben das aufsuchen kann, was ihm fehlt.

Viel anders, als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen, sie müssen abwarten, bis dieses ihnen selber entgegen kommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen, der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere. Der Stier und die

Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei den Pflanzen dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie ein Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Muttermilch. Der zarte Säugling, wie übel wäre er daran, wenn er seine Nahrung selber aufsuchen müßte.

Gleichwie dem Säugling, ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern, wie die Milch dem neugebornen Kinde, genügt vielen Gewächsen das dampfförmige Wasser, das neben der andern luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Hausmutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regengewölke zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin: wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer oder aus Barbarei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche ohne Auge und Ohr, ohne jeden vorkommenden Sinn für die Mutter, die sich ihr nahet, nichts thun kann, als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut, die Liebe dieser Mutter nicht verleugnen, jene Fürsorge, die all' ihrer Geschöpfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch ungefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigner Kraft erfassen können, so sendet er, der Allen ihr Wesen gab, seinen hilflosen Geschöpfen das, was ihnen Noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht.

G. H. v. Schubert.

78. Das Salz.

Das Mineralreich pflegt man in vier Klassen einzutheilen: in Metalle, in brennbare Mineralien, in erdige Steine und in Salze. Letztere, zu denen außer dem Kochsalz, Salpeter, Glaubersalz, Pottasche ꝛc. gehören, haben eine große Anwendung gefunden in Färbereien und Druckereien, in Glasfabriken und Seifensiedereien. Am häufigsten wird aber das sogenannte Kochsalz gebraucht. Fehlt es doch als das unentbehrlichste Gewürz bei keiner Mahlzeit in den Palästen der Fürsten, wie in den Hütten der Bettler. Nach angestellten Berechnungen ist es in einer solchen Menge vorhanden, daß man das Festland mehrere Hundert Fuß hoch in eine Salzkruste hüllen könnte, würde alles Salz, welches Meer und Land enthält, auf die Oberfläche der letzteren ausgebreitet.

Es finden sich aber auch fast in jedem Quellwasser, in jeder Pflanze, in jeder Bodenart, kleine Mengen von ihm vor, der großen Salzlager gar nicht zu gedenken. Diese allgemeine Verbreitung des Salzes ist kein Spiel des Zufalls, sondern offenbart das Walten einer ewigen Weisheit, die wir in allen Einrichtungen der Natur finden können.

Ohne Salz würde der Magen gar nicht im Stande sein, die Nahrungsstoffe gehörig aufzulösen und die Verdauung der Speisen vollkommen herzustellen; ohne Salz würden also die Nahrungsmittel für Menschen und Thiere werthlos werden; ja selbst zum Leben der Pflanzen ist es unentbehrlich. Auf verschiedenen Wegen wird es daher allen Wesen zugeführt. Die Pflanze empfängt es aus dem Erdboden und durch den Regen; das Thier erhält es in dem Fleisch und in den Pflanzen, durch welche es sich nährt; der Mensch aber weiß es sich mit Fleiß und Kunst selbst zuzubereiten. Zwei Körper sind in ihm innig mit einander verbunden, der eine ein hellglänzendes Metall, Natrium genannt, der andere ein gefährliches Gift, Chlor, das auf der Stelle tödtet, wenn man es rein und unvermischt einathmet, aber, mit Natrium verbunden, uns zur täglichen Nahrung dient, ohne zu schaden. Die Erde liefert uns das Salz theils fest als Steinsalz, theils aufgelöst als Quellsalz. Während das erstere bergmännisch durch Schlägel und Eisen, oder durch Sprengen mit Pulver gewonnen wird, muß das letztere erst aus dem Wasser ausgeschieden werden. Dies geschieht durch Kochen, dem gewöhnlich erst ein Gradiren vorhergeht, das mit Hilfe von Reisholz ausgeführt wird. Es werden nämlich lange Wände von Schwarz- und Weißdornen zu 80 Fuß Höhe und 4—6 Fuß Breite gebaut, und auf diese glatte beschnittene Wände wird nun die Soole, so nennt man das Salzwasser, durch Pumpen gehoben. In einzelnen Tropfen fällt dieselbe langsam wieder herab, indem jeder Tropfen von Dorn zu Dorn springt. Behälter unter den Gradirwänden fangen die herabtröpfelnde Soole auf. Gewöhnlich muß jeder Tropfen diesen dornenvollen Weg zwei- bis dreimal machen. Aber reiner und werthvoller wird er nach jedem Wege. Nicht nur die erdigen Theile hat er in den Gradirwänden zurückgelassen, er ist auch salziger geworden, indem Sonne und Wind einen Theil seines Wassergehaltes ihm nahmen.

Diese geläuterte Soole wird nun in den großen Pfannen eines Siedehauses zum Kochen erhitzt. Während dabei das Wasser als Dampf davon eilt, schlägt sich das Salz auf den Boden der Pfanne nieder, wird mit langen Krücken an den Rand derselben gezogen, herausgenommen, in Körbe geschüttet, damit das Wasser abläuft, und dann in Trockenkammern getrocknet. Nur solche Soole, welche sehr salzhaltig aus der Erde kommt, wird gleich versiedet.

Ueberschwenglich reich an Salz ist Oesterreich. In dem sogenannten Salzkammergut besitzt es ganze Gebirge und ganze Flüsse voll Salz, so daß dort Straßen und Städte, Berge, Flüsse und Landschaften diesem Gewürz ihren Namen verdanken. Zu Wiliczka, am Fuße der Karpathen, hat Oesterreich eines der interessantesten Steinsalzbergwerke.

Gude.

79. Das Quecksilber.

Wer in der heißen Zone lebt, wo im Winter das Wasser weder zu Eis, noch zu Schnee erstarrt, dem mag es wunderbar vorkommen, wenn man ihm erzählt, daß es Länder giebt, wo das Wasser im Winter so steinhart wird, daß man aus diesem steinharten Wasser Pferdekrip-

pen zimmert und diese auf die Straßen vor die Gasthöfe stellt, wie es doch in St. Petersburg geschieht. Aber was sagst du dazu, daß es bei uns ein Mineral giebt, das du wie Wasser in ein Glas füllen, ja in Tropfen wieder herauslaufen lassen kannst, das aber in Ländern, die kälter sind, als das unsere, auch fest wie das Wasser wird, also, daß es sich hämmern und zu Bechern verarbeiten läßt.. Dieses Mineral heißt Queckſilber. Bei uns erstarrt es nie, sondern bleibt stets flüssig, und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem schweren eisernen Kahne auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen, wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst, er würde sich in dem Queckſilberteiche auflösen, und du würdest ängstlich nach Hilfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken, denn du könntest in diesem Teiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpflein aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen, denn jeder Tropfen ist Gift. Stellst du ein Gefäß voll Queckſilber aufs Feuer, so würde das Queckſilber in Dämpfen in die Luft steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zu Tropfen, was du gewiß schon gesehen hast. So werden auch die Queckſilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Zur Wäsche kann man das Queckſilber freilich nicht gebrauchen, denn es macht nicht naß; aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, löst es das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist nämlich ein edles Metall und steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit andern Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl und läßt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch den Schwefel fort, der sich vor dem Feuer fürchtet, wie vor einem Feinde, und davon eilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit den Fingern herauslesen, so würde er vergeblich darnach suchen, denn es steckt in so kleinen Spitzchen in dem Kupferstein, daß es nicht zu sehen ist. Er zermahlt vielmehr das Gestein noch zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht und bringt nun den Freund des Silbers, das Queckſilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Queckſilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden, bald oben, bald unten, so lange herum, bis sämmtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Luft ein Ende. In einen Klumpen vereinigt, liegen unsere Tänzer erschöpft da und werden nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt. Aber da schlägt die Scheidestunde, denn die Hitze treibt das arme Queckſilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Queckſilber durch Röhren steigen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen und dann von Neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch wie die edlen Metalle, immer hübsch blank und rein, während sich das unedle Kupfer am Wasser und an Säuren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, daß das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zinn freundschaftlich an einander.

Der Maler läßt es als schöne rothe Farbe prangen. Er mischt nämlich auf eine künstliche Weise einen Theil Schwefel unter sechs Theile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne scharlachrothe Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheker läßt es sich schicken und wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben.

In dünne gläserne Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem langen, schmalen Brette hängen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeit dir, was draußen für Wetter eintreten wird. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtungen darnach treffe; den Gebirgsreisenden und kühnen Luftschiffern aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind.

Auch weiß es besser, als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, so täuscht es als Wärmemesser niemals. In eine kleine, oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm, oder wie kalt es in andern Ländern ist.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener.

Nach **Gude.**

---

80. Das Gold.

Das Gold hat durch seine schöne, gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet, noch schwarz wird und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet, oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn Jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgte, daß seine Seele rein bliebe, wie Gold.

Zu den bemerkenswerthen Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Dukaten, der bekanntlich noch kleiner ist, als ein Zweigroschenstück, läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter sammt seinem Pferde vergolden könnte. Gegenstände von geringerem Metall, z. B. von Silber, werden häufig mit einer sehr dünnen Schicht Gold überzogen und sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint

auch der Mensch äußerlich oft besser, als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lange unentdeckt bleibt.

Das Gold findet sich theils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, theils zwischen allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Am häufigsten kommt es in Amerika, in Rußland und Afrika vor. Auf der amerikanischen Halbinsel Californien entdeckte man vor einigen Jahren beim Anlegen einer Wassermühle einen solchen Reichthum an Gold, daß ein fleißiger Sammler in acht Tagen ein reicher Mann werden konnte. Kaum hatte man aber Nachricht davon erhalten, so strömten auch schon von allen Seiten Menschen herbei, selbst aus Europa. Jeder wollte in kurzer Zeit und ohne Anstrengung reich werden. Eine Zeit lang ging das Sammeln ohne Störung von Statten; als aber die Zahl der Goldgierigen mit jedem Tage wuchs, entstand bald Streit und Zank um die besten Plätze, und Mancher hat dort statt Gold den Tod gefunden. Man sieht daraus recht deutlich, daß das Gold nicht glücklich macht. Wir wollen daher auch nicht murren, daß unsere Heimath im Vergleich zu jenen Ländern arm an Gold ist. Statt habsüchtig in der Erde nach diesen Metallen zu wühlen, wollen wir sie mit nahrhaften Früchten bebauen und uns ein zufriedenes Herz erhalten.

A. Lüben.

---

81. Das Silber.

Das Silber findet sich fast in allen Gebirgen, nirgends aber so häufig, als in Südamerika, wo man Gänge entdeckt hat, die wie silberne Mauern aus dem von Regenwasser weggespülten Gestein hervorragten. Hier und da hat man in älteren Zeiten auch in Deutschland größere Silbermassen gefunden, zu Schneeberg in Sachsen z. B. ein Stück, das hundert Centner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf mit seinem ganzen Hofstaate speiste, wie auf einer Tafel. Die meisten und reichsten Silberbergwerke in Europa und Amerika sind von gewöhnlichen, unwissenden Leuten entdeckt worden, das bei Freiberg in Sachsen z. B. durch Fuhrleute, die durch den Wald fuhren, das Schneeberger durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schustergeräth und allerhand anderer kleiner Waare Handel trieb und sich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte. Die Silbergruben bei Annaberg in Sachsen sind durch einen armen Bergmann aufgefunden worden. Der arme Mann hatte, wie noch jetzt die Sage erzählt, Frau und Kind zu ernähren, wußte aber bisweilen nicht, wo er für seine Lieben das nöthige Brot hernehmen sollte. Er betete darum oft inbrünstig zum lieben Gott und arbeitete dabei vom Morgen bis zum Abend; aber die Arbeit ward nur kärglich belohnt.

Unter diesen Umständen sah er kein Ende seiner Noth, verlor aber das Vertrauen zum lieben Gott darum nicht, sondern tröstete sich und die Seinigen gar oft mit den Worten: Gott wird schon helfen, und wenn die Noth am größten, ist oft die Hilfe am nächsten.

Eines Nachts hatte er sich auch sorgenvoll auf seinem Lager von dünnem Laube hingestreckt. Da erschien ihm ein Engel im Traume, und der Bergmann hörte denselben ganz vernehmlich sprechen: Gehe hin

in den Wald und suche im tiefsten Dunkel desselben den Baum auf, in dessen Zweigen silberne Eier ruhen; es ist der größte im ganzen Walde.

Der Bergmann erwachte, als der Morgen graute, fühlte sich gestärkt und gekräftigt, des Tages Mühen zu tragen, und beschloß dem Geheiß des Engels nachzukommen. Sofort machte er sich auf den Weg, drang in das finstere Dickicht des Waldes, der weit und breit das Gebirge bedeckte, und fand endlich auch einen Baum, gewaltig dick im Stamme und höher als alle seine Nachbarn.

„Der ist's!" frohlockte der arme Bergmann, klimmte mühsam daran in die Höhe und durchsuchte ihn bis zum Wipfel; allein es war nirgends eine Spur von den silbernen Eiern zu finden. Seufzend war der Bergmann wieder herabgestiegen und bedachte nun erst, daß er sein gewöhnliches Tagewerk über den Gang in den Wald versäumt habe und ohne seinen täglichen Verdienst zu den Seinen heimkehren müsse. Die Augen gingen ihm über bei dem Gedanken, daß heute die Seinen gewiß würden hungern müssen, und die Verzweiflung wollte ihn schier erfassen. Da sprach neben ihm eine wohltönende, bekannte Stimme: „Gott verläßt nimmer, die an ihn glauben! Der Baum hat auch Zweige in der Erde. Dir werde geholfen um deiner Treue und Liebe willen."

Rasch blickte der arme Bergmann sich um nach dem Verkünder dieser tröstlichen Märe und sah den Engel vor seinen Augen verschwinden, der ihm schon im Traume erschienen war.

Hurtig grub nun der Arme am Fuße des Baumes, und, o Wunder! von den Wurzeln desselben umflochten, erblickte er bald reiche Silberstufen, die auf einen unschätzbaren Vorrath in größerer Tiefe schließen ließen. Jetzt war dem armen Bergmann und den Seinen geholfen, und in der Nähe der neuentdeckten reichen Silbergruben entstand nun allmählich die berühmte Bergstadt Annaberg.

Nur selten findet sich das Silber rein; in den meisten Fällen ist es mit andern Mineralien verbunden, sehr häufig z. B. mit Blei. Durch Rösten und Schmelzen macht man die Erze mürbe und flüssig und scheidet dann durch mancherlei Vorrichtungen das Silber sorgfältig aus.

Wie aus dem Golde, so verfertigt man auch aus dem Silber Münzen und allerlei Geräthschaften. Da es aber nur geringe Härte besitzt und sich deshalb im Gebrauch rasch abnutzen würde, so vermischt man es mit dem härteren Kupfer, wodurch es nichts von seinem Glanze einbüßt.

In Betreff der Dehnbarkeit steht das Silber dem Golde nach, läßt sich aber doch zu Blättchen hämmern und walzen, deren Stärke nur den hunderttausendsten Theil eines Zolles beträgt. Aus einem winzigen Gran Silber, d. h. aus dem 60sten Theil eines Quentchens, läßt sich ein Draht von 400 Fuß Länge ziehen.

A. Lüben.

82. Das Kupfer.

Die Farbe des Kupfers kennt Jeder von den Hellern und Pfennigen, welche häufiger in die Hände der Bettler, als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Polirt nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, was man schon an den gescheuerten kupfernen Kesseln sehen kann. Daß es aber in Verbindung mit andern Me-

tallen ganz gelb wird, zeigt sich bei dem Messing. Dieses ist nämlich nichts anderes, als eine Mischung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle. Die Farbe des Messings ist dem Golde so ähnlich, daß schon mancher Unkundige dadurch betrogen worden ist. Messing wird fast mehr verbraucht, als reines Kupfer, denn was wird nicht Alles daraus verfertigt? Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Draht, Trommeln, Leuchter und wer weiß, was Alles noch mehr. Uebrigens hat man bei messingenen Geräthschaften fast gleiche Vorsicht nöthig, wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, so erzeugt sich Grünspan, ein fürchterliches Gift für den Menschen. Deshalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Giebt man aber nicht beständig Acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sie sich an einer Stelle ablösen, und dies ist genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft aus Kupfer bereitet und giftig. Kleine Kinder, welche daran leckten, haben oft die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davon gehabt.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werthe, sein starker Klang. Man hört es schon bei den Kupferschmieden, wenn sie hämmern, wie durchdringend der Klang dieses Metalles ist. Mancher hält sich die Ohren dabei zu. Allein unsere Glocken würden ohne den Zusatz von Kupfer durchaus nicht so weit schallende Töne von sich geben. Die Mischung mit Zinn giebt das sogenannte Glockengut, und je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto schöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Messing aus, für sehr feine Glöckchen kommt etwas Silber darunter. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe zum Geläute benutzt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin. Man sollte nicht glauben, daß so dünne Metallstückchen einen so gewaltigen Klang gäben. Die alten Gallier sollen auch kupferne Schwerter gehabt haben; diese mögen aber schlecht geschnitten, wenigstens leichte Scharten bekommen haben.

Curtman.

83. Eisen und Blei.

Unter allen Metallen sind Eisen und Blei die am wenigsten kostbaren und doch die werthvollsten für das Menschengeschlecht im Ganzen. Wer achtet kleine Stückchen Eisen oder Blei? Man wirft sie bei Seite, wie Sand oder Steinchen. Und doch wird aus diesen Metallen das Nützlichste für die menschliche Gesellschaft bereitet, und ohne dieselben wären wir immer noch halbe Wilde. Für das Eisen lasse ich diese Lobrede gelten, sagt Einer. Denn allerdings würde es übel um uns aussehen, wenn wir uns Hammer, Beil und Messer, aus Steinen machen müßten, welche weder die Härte des Stahls haben, noch sich in beliebige Gestalt schmieden, folglich auch schwer mit einem Stiele versehen lassen. Auch das Schleifen und Auswetzen der Scharten in den Steinen möchte uns sehr beschwerlich werden. Die eiserne Pflugschar und das Grabscheit ließe sich auch nicht gut durch hölzerne oder steinerne ersetzen, und ich weiß nicht, ob uns der Mangel des Drahtes und der Nägel nicht noch schmerzlicher vorkäme. Und wenn die Nadeln und Scheeren den Weibern fehlten, wie dann? der Schneider gar nicht zu

gedenken. Womit wollen wir Steine und Balken an einander klammern? womit die Felgen der Räder und die Hufe der Pferde belegen? Ketten für die Gefangenen ließen sich wohl entbehren, aber ob auch für Kettenhunde, für die Ziehbrunnen, die Erntewagen? Hat man ja doch Brücken von eisernen Ketten. Unsere eisernen Oefen würden wir auch nicht gern mit thönernen vertauschen und unsere eisernen Schlösser und Bänder nicht mit kupfernen; denn die wären zu weich und zu theuer. Auch die kupfernen Schwerter der alten Gallier würden unseren Soldaten nicht gefallen, der Bajonette und Gewehre nicht zu erwähnen. Allein wenn auch alles dies und noch weit mehr für den unschätzbaren Werth des Eisens spricht, so gilt dies doch nicht von dem Blei. Dies könnte ohne großen Verlust für die Menschheit entbehrt werden.

Dem so Redenden diene zur Antwort: Das Blei giebt dem Jäger Kugeln und Schrot, dem Buchdrucker aber die Lettern, um Bücher und Zeitungen zu drucken. Durch unsere Schießgewehre, womit wir aus großer Ferne verwunden oder tödten können, und deren Knall zugleich erschreckt, ist es allein möglich geworden, das Wild in dem Grade zu vermindern, daß es dem Ackerbau nicht mehr schadet. Nicht alle Männer brauchen sich jetzt noch mit der Jagd abzugeben, wie vordem; wenige reichen hin, und wäre nicht Liebhaberei im Spiel, es könnten noch weit weniger sein. Bären, Luchse, Wölfe sind mit Hilfe der Bleikugeln aus Deutschland und aus dem schönsten Theile von Europa vertrieben. Und daß die Europäer die Wilden allenthalben mehr zurückgedrängt und ihnen den Boden zum Ackerbau abgenommen haben, daran ist auch ihr überlegenes Schießgewehr schuld. Freilich haben auch die eisernen Kanonenkugeln das Ihrige gethan. Die Kriege sind durch den Gebrauch der Kugeln nicht blutiger, sondern menschlicher geworden; denn der Soldat, welcher nicht aus der Nähe mit seinem Feinde kämpft, geräth nicht in die Wuth, welche zu Grausamkeit verleitet, und die Klugheit vermag jetzt im Kriege mehr, als die rohe Körperstärke. Doch weit wichtiger ist das Blei durch die Erfindung des Mainzers Johann Guttenberg geworden. Mit einem geringen Zusatz von Spießglanz, welcher dem allzu weichen Blei etwas mehr Härte giebt, wird das sogenannte Letterngut bereitet, woraus die Lettern, worauf sich die Buchstaben befinden, gegossen werden. Durch dieses Mittel, die einmal in Ordnung gesetzten Buchstaben tausend oder gar viele tausendmal abzudrucken und zwar mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ist es möglich geworden, Alles, was ein einzelner Mensch gedacht und niedergeschrieben hat, unzählig Vielen zu lesen zu geben. Nun weiß Jeder, der lesen gelernt hat, aus der Zeitung, was in Amerika, in der Türkei geschieht; er erfährt, wenn Schiffe ankommen und abgehen, was für neue Waaren die Kaufleute erhalten haben, aber auch, was für Spitzbuben entsprungen sind und wie dieselben aussehen. Was sich aber Alles aus Büchern lernen läßt, das ist gar nicht aufzuzählen, denn kein Mensch lernt jemals aus. Die Bibel und der Kalender dürfen jetzt in keinem Hause fehlen; ohne Blei und Buchdruckerkunst wären sie aber den meisten Leuten zu theuer, selbst den wohlhabenden. Und ich glaube, nicht der hundertste Theil von den Menschen, welche jetzt lesen und schreiben, hätten dies gelernt, wenn es keine gedruckten Bücher, also auch keine A B C-Bücher gäbe.

Wenn das Blei auf diese Weise der ganzen Menschheit nützlich

geworden ist, so hat man nicht nöthig, erst anzuführen, daß es auch zu Brunnenröhren gebraucht wird, und daß die weiße Oelfarbe aus Bleiweiß, einer giftigen Verkalkung des Bleis, bereitet wird.

Curtman.

84. Wanderungen der Steine.

Die ersten Reisenden auf unserer Erde, von denen wir wissen, sind die Steine. Als es ihnen in Norwegen und Schweden zu kalt wurde, wanderten sie aus, dem warmen Süden entgegen. Die meisten ermüdeten in dem Sande der großen Ebene, welche sich quer durch das nördliche Europa und Asien zieht, und blieben stecken. Die kleineren und leichtfüßigeren erreichten den Abhang der Gebirge und liegen noch jetzt da, versunken im Anschauen der freundlichen Landschaften. Die großen Steine, welche die Ebenen des nördlichen Europa und Sibirien bedecken, die man als Findlinge oder erratische Blöcke bezeichnet, stammen in der That, wie sich aus der Natur ihres Gesteins mit Sicherheit nachweisen läßt, von den schwedischen und norwegischen Gebirgen, von welchem Punkte aus sie sich strahlenförmig nach allen Seiten verbreitet haben. Es ist eine unendlich ferne Zeit, in welcher diese ersten Wanderungen stattfanden, eine Zeit, in welcher die Wellen eines großen nordischen Meeres den Fuß des Harzes, Thüringer Waldes u. s. w. bespülten.

Mächtige Eisinseln, die sich von Schweden und Norwegen ablösten, welche Länder damals den Charakter des jetzigen Grönlands gehabt haben, wurden durch Meeresströmungen in südliche Breiten geführt und trugen auf ihrem Rücken die von jenen nordischen Gebirgen herabgestürzten Blöcke mit sich fort. Wo sie strandeten und schmolzen, sank der Steinblock auf den Boden; und als später dieser Meeresboden sich erhob, hob er auch die strahlenförmig nach der Richtung der Strömung vertheilten Blöcke mit an das Licht. Wie viele Jahrhunderte dazu gehört haben, bis diese Massen von Blöcken nach einander aus ihrer nördlichen Heimath auf ihre neue Lagerstätte verpflanzt worden sind, läßt sich durchaus nicht bestimmen. Noch jetzt findet dieser Vorgang in gleicher Weise an den Küsten von Nordamerika statt; und sollten spätere Erdrevolutionen die durch den Stockfischfang berühmten Sandbänke Neufundlands über den Spiegel des Meeres erheben, so würde dieses neue Land gerade so mit grönländischen Felsenblöcken bestreut erscheinen, als die nordeuropäischen Ebenen mit den Auswanderern aus Schweden. Wie schwedischer Granit in Petersburg dem Denkmale Peters des Großen als Fußgestell dient, wie schwedischer Granit zur Riesenschale ausgeschliffen den Lustgarten in Berlin ziert, so würden dann Mon-Real und Halifax ihre öffentlichen Plätze mit Kunstwerken aus grönländischem Gestein verschönern können.

Schleiden.

85. Torf.

Der Torf verdankt seinen Ursprung abgestorbenen, vermoderten und zersetzten Pflanzen, deren Formen sich um so weniger im Torfe er-

kennen lassen, je weiter die Verwesung vorgeschritten ist. Es ist daher durchaus unwahrscheinlich, daß der Torf, wie noch manche annehmen, eine eigenthümliche Mineralbildung sei. Vielmehr giebt ihm eine durch Feuchtigkeit beschränkte und aufgehaltene Verwesung und Verkohlung verschiedener Sumpfpflanzen, besonders der Torfmoose, Wollgräser, Riedgräser u. a. m. seine Entstehung, wie man es durch künstliche Nachbildung bewiesen hat. Das Absterben und Verfaulen der untern Theile der Gewächse liefert die einzelnen Torfschichten, auf denen eine neue Pflanzendecke emporschießt, die im Verlauf der Jahre sich gleichfalls in Torf umwandelt. Die oberste Decke der Moore bildet den Rasentorf oder Stechtorf, der noch als ein verfilztes Gewebe der Torf bildenden Pflanzen erscheint. Darunter liegt der Moortorf, von dunkler Farbe und zu unterst der Pechtorf, ein schwarzer dicker Schlamm, in dem sich gar keine Pflanzenbestandtheile mehr finden, die ihre eigenthümliche Struktur erhalten hätten, und der, wenn er in Formen gepreßt wird, auch den Namen Baggertorf führt. Nach den Pflanzen, welche den Torf bilden, unterscheidet man vor allen den Moostorf, welcher durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Sumpfmooses die Bedingung seiner beständigen Wiedererzeugung in sich trägt, während die übrigen Torfarten, welche durch Umwandlung von untergetauchten Wiesen, Schilfgründen u. s. w. gebildet wurden, und meistens in alten Seegründen oder trocken gelegten Flußarmen sich finden, keiner Wiedererzeugung fähig sind und nach der Ausbeutung steril bleiben. Die Streitigkeiten, welche sich öfters über die Wiedererzeugung des Torfes erhoben haben, beruhten hauptsächlich auf der ungenauen Unterscheidung der verschiedenen Torfarten. Jede vegetabilische Substanz kann unter günstigen Verhältnissen bei gehöriger Feuchtigkeit und Druck in Torf übergehen; das spätere Fortwuchern und Wiedererzeugen des Torfes ist aber nur in solchen Ablagerungen möglich, welche aus Moostorf gebildet sind. Für das Wachsen des Torfes sprechen auch ferner die zahlreichen thierischen Ueberreste, Knochen von Pferden, Hirschen, Rennthieren, Ochsen und Auerochsen, die man in Torfmooren findet. In dem ostfriesischen Torfe fand man sogar unter Baumstämmen einen wohlerhaltenen menschlichen Leichnam in der unversehrten Tracht eines alten Friesen. Aehnliches kommt in den englischen und irischen Mooren vor. Auch Werke von Menschenhand hat man häufig gefunden. So entdeckte man in der holländischen Landschaft Drenthe unter dem Torfe einen Straßendamm, der 4600 Schritte weit verfolgt wurde, zum deutlichen Beweis der oft weit erstreckten Bodenerhöhung der Torfmoore durch Nachwachsen derselben. —

Zum Brennen wird der Torf auch in den norddeutschen Ebenen wohl schon seit dem 13. Jahrhundert gebraucht, da Urkunden seiner erwähnen. Eine kunstgemäßere Gewinnung ward jedoch erst im 16. Jahrhundert eingeführt und besonders durch holländische und ostfriesische Kolonisten gefördert, welche kein anderes Brennmaterial, als den Torf kannten, und unsere Vorfahren auf diesen Schatz ihres Bodens aufmerksam machten. In Irland und auf der baumlosen Insel Hiddensee bei Rügen findet wohl die mannigfachste Benutzung desselben statt, da er dort selbst als Baumaterial dient.

Nach **O. Ule.**

86. Der Mammuth in Sibirien.

Der russische Ingenieur Benkendorf war als Mitglied der topographischen Expedition nach den Nordküsten von Sibirien im Jahr 1846, Augenzeuge bei Auffindung eines ungeheuren vorweltlichen Thieres, und er berichtet darüber in einem Briefe Folgendes:

„Das Jahr 1846 brachte im nördlichen Sibirien ganz außerordentlich warme Witterung. Schon im Mai ergossen sich ungeheure Regen über diese weiten Moor- und Sumpfländer; Gewitter erschütterten die Erde und die Ströme führten nicht allein alles Eis sehr schnell in die See, sondern die nachfolgenden warmen Wassermassen, welche beständig von südlich fallenden Regen gespeist wurden, verwandelten ungeheure Strecken auf viele Wochen in Seen. —

Wir dampften am ersten günstigen Tage flußaufwärts in der Indigirka; aber da war kein Gedanke an Land; wir sahen uns auf einem ungeheuren See von schmutzig braunem Wasser und erkannten den Fluß nur an der wildwirbelnden, dumpfrauschenden Strömung. — Da wir schon im vorigen Jahre hier gewesen waren, so kannten wir die Gegend. Allein, wie hatte sie sich verändert! Die hier etwa 3 Werst breite Indigirka hatte das Land zerrissen, und wir sahen staunend, als das Wasser endlich sank, daß das alte große Flußbett zu einem armseligen Nebenflusse geworden war. — Später landeten wir an dem neuen Ufer und beobachteten das Unterwühlen des wilden Gewässers. Da war es denn, wo wir eine merkwürdige Entdeckung machten.

Das Land, welches wir betraten, war Moorland, ein fetter, mit einer dichten jungen Pflanzendecke überzogener Boden. Mancherlei liebliche Blümchen erfreuten da das Auge im warmen Strahl der 22 Stunden lang scheinenden, fast gar nicht untergehenden Sonne. Der Fluß wogte daran vorüber und riß diesen weichen, durchnäßten Boden auseinander wie Spreu, so daß es gefährlich war, dem Rande allzu nahe zu kommen. Waren wir alle recht leise, so hörten wir unter unsern Füßen ein dumpfes Gurgeln und Wühlen; das verrieth die Arbeit der zerstörenden Wasser. Auf einmal schrieen unsere überall herumstreifenden Jäger laut auf und deuteten auf einen seltsamen und unförmlichen Gegenstand, den das wühlende Wasser bald hob, bald wieder einsenkte. Ich hatte das schon bemerkt, aber für Treibholz gehalten und weiter nicht darauf geachtet. Jetzt eilten wir alle an die Stelle des Ufers und warteten, bis das geheimnißvolle Ding sich wieder zeigen würde. Endlich erhob es sich schwarz grausig und riesenmäßig aus der trüben Fluth und siehe! ein kolossaler mit gewaltigen Stoßzähnen bewaffneter Elephantenkopf tauchte ganz aus dem Wasser empor; den langen Rüssel aber bewegte der Zug des Wassers gespenstisch hin und her, als suche das Thier noch etwas Verlorenem in demselben. Athemlos sah ich hin nach dem kaum 12 Fuß von mir entfernten Ungeheuer; seine halbgeöffneten Augen zeigten noch das Weiße; sie waren noch vollkommen erhalten. „Monmutt, Monmutt!“ brach das Geschrei der Jäger los und ich rief: Schnell, Ketten herbei! Taue! —

Da das Thier wieder versank, so warteten die im Boote vor allem auf eine Gelegenheit, ihm ein Tau um den Hals zu werfen. — Dieses gelang erst nach mehrmaligen Versuchen. — Wir befestigten das Tau

um seinen Hals, legten dann eine Kette um seine großen acht Fuß langen Stoßzähne, schlugen einen starken Pfahl etwa zwanzig Fuß vom Ufer in den Boden und banden da die Kette und das Tau fest. — Der Tag verging mir schneller, als ich dachte; aber es wurde mir lange, ehe ich mich des Thieres versichern konnte, denn erst nach Verlauf von 24 Stunden hatte es der Fluß vollkommen losgespült. — Aber interessant war mir die Stellung des Thieres; denn es stand in der Erde, es lag nicht, wie todte Thiere auf der Seite oder dem Rücken und daraus schloß ich auf die Art seines Unterganges. — Der weiche Sumpf- oder Moorboden, den es einst vor Jahrtausenden betreten hatte, gab unter der Last des Riesen nach, als derselbe darauf trat; er versank mit den Füßen in denselben, unfähig sich zu retten; er ging zu Grunde in diesem seltsamen Grabe, und ein starker Frost machte, daß er sammt dem Moor, welches ihn verschlungen hatte, zu Eis erstarrte. —

Während wir zu Abend speisten, meldete unser Posten Fremde. — Auf ihren schnellen zottigen Pferdchen kam eine Haufe von Jakuten daher; es waren die für uns bestimmen Leute, und sie hatten eine große Freude, als sie uns sahen. — Unser Haufe wurde durch sie auf die Zahl von 58 Personen vermehrt. — Als am folgenden Tage plötzlich Tau und Ketten einen heftigen Ruck thaten und so das Zeichen gaben, daß der Mammuth gänzlich aus dem Boden losgewühlt wäre, da befahl ich ihnen, das mächtige Thier an das Land zu schaffen, wozu wir ihnen nach bester Kraft behilflich sein wollten. Nach schwerer Arbeit brachten wir endlich das Thier auf das Land, und es gelang uns, den Cadaver etwa zwölf Fuß weit vom Ufer wegzurollen. — Leider übte der Einfluß der warmen Luft bereits eine zersetzende Gewalt auf die uralte, ungeheure Fleischmasse des riesenmäßigen Thieres, das wir alle mit ehrfurchtsvollem, stummen Staunen umstanden.

Denken Sie sich einen dreizehn Fuß hohen, fast fünfzehn Fuß langen, am ganzen Leibe mit dickem Pelz überzogenen Elephanten, der acht Fuß lange, stark nach oben und mit den Spitzen nach auswärts gekrümmte Zähne, einen sechs Fuß langen, an der Wurzel baumstarken Rüssel hat, ein und einen halben Fuß dicke kolossale Beine und einen nackten, nur an der Spitze mit einem starken Haarbüschel versehenen Schwanz. — Das Thier war fett und wohlgenährt; der Tod hatte es in der Fülle seiner Kraft überrascht. — Seine kalbfellgroßen, nackten Ohren lagen grauenvoll aufgestülpt über dem Kopfe, und auf den Schultern und dem Rücken hatte er einen Fuß lange, sehr starke Haare, die wie eine Mähne aussahen. — Das längere Außenhaar war tiefbraun und grob gekräuselt; oben auf dem Kopfe zeigte es sich so wild und mit Pech so durchdrungen, daß es der Rinde eines uralten Eichenbaumes glich; an den Seiten dagegen war es reiner und unter dem Oberhaare zeigte sich überall ein fahlbraunes, sehr weiches, warmes und dichtes Wollhaar. Der Riese war also gegen die Kälte trefflich geschützt gewesen. —

Das ganze Aussehen des Thieres war furchterregend, äußerst fremdartig und wild. — Es hatte nicht die Gestalt des heutigen Elephanten; sein Kopf war gegen den unseres indischen Elephanten roh, der Hirnkasten schmal, niedrig, klein, Rüssel und Maul dagegen viel größer, die Zähne furchtbar gewaltig. — Unser Elephant ist ein plum-

pes Thier; aber er sieht so edel gegen diesen Mammuth aus, wie ein schöner arabischer Hengst gegen ein plumpes häßliches Fuhrmannspferd. Ich konnte mich der Furcht nicht enthalten, als ich dem Kopfe nahe trat; die gebrochenen, aufgesperrten Augen gaben dem Thiere einen Anschein von Leben, und es war mir, als würde es sich jeden Augenblick erheben und mit Gebrüll uns alle vernichten.

Ich wußte nicht, wo ich anfangen lassen sollte. Der üble Geruch des Leichnams deutete an, daß es Zeit sei, davon zu retten, was gerettet werden könnte, und dann mahnte auch der wühlende Fluß an Eile. — Vor allem ließ ich die Stoßzähne aushauen und auf den Kutter schaffen; dann aber machten sich die Leute daran, dem Thiere die Haut abzuziehen. — Allein das war ein mühsames Geschäft und es ging trotz allem guten Willen nur langsam von statten. — Als der Leib des Thieres aufgeschnitten wurde, rollten die Därme auf die Erde. Ich ließ den Magen herausschneiden, bei Seite bringen und öffnen. — Er war sehr wohlgefüllt, und der Inhalt bestand der Hauptsache nach aus Föhren- und jungen Tannenschößlingen; auch eine Menge junger Tannzapfen, obwohl in zerkautem Zustande, waren unter die Masse gemischt. Als man eben im Begriff war, das Thier auszuweiden, vernachlässigte ich alle Vorsichtsmaßregeln; ich betrug mich so sorglos und so unklug, als meine Jakuten, die nicht bemerkten, daß der Boden unter ihren Füßen nach und nach einsank, bis plötzlich ein furchtbares Geschrei mir, der ich noch in dem Magen des Thieres herumwühlte, ein geschehenes Unglück verkündete. — Erschreckt sprang ich auf — ach, ich sah, wie der Fluß das Land, auf welchem unser mühsam gerettetes Thier lag, sammt diesem und etwa fünf Jakuten in den Wellen begrub.

Glücklicher Weise war das Boot nahe; unsere armen Arbeiter kamen alle empor und wurden gerettet; aber der Mammuth wurde von den Wellen fortgerissen und kam leider! — nicht wieder zum Vorscheine!" —

Nach **Körber's Kosmos.**

87. Das Getreide.

Tief in Asien lebte im grauen Alterthume ein Volk der Hirten und Jäger. Unstät und flüchtig wanderte es mit seinen Heerden und Jagdgeräthen von Stätte zu Stätte. Bewegliche Zelte und düstere Felsenklüfte waren seine Wohnungen, blutige Spieße und schwere Keulen fast seine einzigen Kunstprodukte, Fleisch und Milch der Thiere, wilde Früchte der Bäume und unschmackhafte Wurzeln der Kräuter seine gewöhnlichen Nahrungsmittel. Unbebaut lag das Feld. Die dichten Wälder wurden nicht gelichtet, die sumpfigen Ebenen nicht entwässert. Der Jammer und das Elend des Mitbruders rührte selten ein Herz; ungesellig, wie das Raubthier, lebte Jeder für sich. Da ward, so geht die Sage, der Winter in diesem Lande so heftig, daß er auf zehn Monate stieg, und der Sommer so kurz, daß er nur noch zwei Monate währte. Und ihr Gott befahl, das Land zu verlassen und nach Iran zu ziehen. Der Führer erhielt von ihm einen goldenen Dolch, mit diesem sollte er die Erde spalten. Das that er, wohin er kam. Und siehe, Segen verbreitete sich überall. Das Land wimmelte alsbald von zahmen Hausthieren; nie

gesehene Pflanzen wuchsen empor und brachten wohlschmeckende Früchte; ein heiterer, meist wolkenloser Himmel spannte seine blaue Zeltdecke über entwässerte Felder und feste Städte, über stille Tempel und geräuschvolle Werkstätten. Das Alles hat der goldene Dolch bewirkt, und dieser goldene Dolch ist der Pflug gewesen und aus den Hirten und Jägern waren Ackerbauer geworden. Von nun an war ihnen das frühere Nomaden- und Jägerleben zuwider und niemals sehnten sie sich nach demselben zurück. — Wie dieses Volk, so haben fast alle alten Völker den Segen des Ackerbaues so lebhaft empfunden, daß sie sich's nicht anders denken konnten, als daß ihre Götter einst selbst vom Himmel zu ihren Vätern herniedergestiegen seien, um diese den Ackerbau zu lehren.

Wie in Asien und Afrika, so gab es auch in Europa Völker, die den Ackerbau als göttlichen Ursprungs verherrlichten. Die alten Griechen glaubten, daß ihnen das Getreide durch die Göttin Ceres vom Himmel gebracht sei. Den alten Germanen war das Getreide das goldene Haar einer Göttin, welches alljährlich die kunstreichen Zwerge in ihren geheimnißvollen Werkstätten unter der Erde anfertigten. Daß der segnende Pflug Land und Menschen veredelt hat, mögen wohl Wenige bedenken, wenn sie am Getreidefelde entlang gehen; ebenso wenig mögen ihnen jene Sagen der alten Völker einfallen. Aber sollen wir nur die Scheune und die Vorrathskammer im Kopfe haben, wenn wir ein wogendes Saatfeld sehen? Siehe den dünnen, biegsamen Halm, wie er sich in die Höhe hebt und dem Winde trotzt, um an der Sonne sein Korn zu reifen. Er könnte sich nicht aufrecht erhalten, wären seine Knötchen ihm nicht eine Stütze, führten seine Wurzeln ihm nicht Kieselerde zu, die den Zellen Festigkeit verleiht. Gesellig steht Halm an Halm dicht gedrängt neben einander. Die unerforschliche Weisheit wollte, daß diese Pflanze den kleinsten Raum einnehme; daher gab sie ihr ein schmales, biegsames Blatt. Speise sollte sie liefern den Völkern des Erdkreises; daher nimmt sie fürlieb fast mit jedem Boden und breitet ihre Altardecke aus in die niedrigen Ebenen, wie auf die Hochländer. Außerordentlich ist ihre Fruchtbarkeit, so daß sie in manchen Gegenden zweihundertfältige Frucht bringt. Selbst der Winterkälte vermag das zarte Blatt unter der Schneedecke zu widerstehen, und unter den Fußtritten der Menschen wie der Thiere zerreißt es nicht; ist es niedergetreten, richtet es sich wieder auf.

Unter allen Getreidearten hat die Gerste sich am weitesten ausgebreitet. Sie ist dem Menschen gefolgt nach dem kalten Norden, sie hat ihn nicht verlassen mögen in dem heißen Süden. In Lapplands winterlichen Fluren, wo man den Obstbaum und die Eiche vergebens sucht, harret die Gerste treulich aus und bietet das tägliche Brot zu dem Fleisch der Fische, wie zu der Milch des Rennthiers. Bald gesellt sich der schmackhaftere Roggen zu ihr, noch südlicher der Weizen und immer weißer wird das Brot auf dem Tische, immer edler die Frucht des Feldes. Jenseit der Alpen ist noch eine Getreideart, die nicht über dieses hohe Gebirge in unser Vaterland hat wandern mögen, das ist der Reis. In Indien, China und Japan hat derselbe die Alleinherrschaft erlangt. Gemahlen und ungemahlen, in den verschiedensten Formen wird er in jenen Ländern Morgens, Mittags und Abends genossen.

So wenig Arten des Getreides es auch giebt, so hat dasselbe doch

der Verwandten mehr, denn eine andere Pflanze. Es gehört nämlich zu der großen Familie der Gräser, die nahe an 4000 Familienglieder zählt. Alle sind aus einem Körnlein mit einem Samenläppchen entstanden und haben Blätter, deren Adern sich nicht netzartig verzweigen. Das niedrige Gras der Alpen, wie das breitblättrige Schilf der heißen Zone, das an Höhe manchem unsrer Bäume nichts nachgibt, sind Vettern vom Getreide.

Der dünne Halm unserer biegsamen Wiesengräser, der sich nur wenig über den Boden erhebt und die feine Blüthenrispe beim leisesten Windhauch hin und herwiegt, wird in jenen Gegenden Asiens zum knotenreichen Bambusrohr, und dieser Halm ist so groß und fest, daß er nicht nur zu Spazierstöcken, sondern auch zum Hausbau benutzt wird. Dennoch schafft das gesellige Gras unserer Wiesen, in welches sich der müde Wanderer behaglich niederstreckt durch seine üppige Nahrung für die Heerden ungleich mehr Nutzen, als die stolzen Gräser Asiens, und so tritt auch im Pflanzenreiche wie in der Menschenwelt das Segensreiche mit Bescheidenheit auf.

Nach **Gude.**

88. Die Birke.

Von der Wurzel bis zum Gipfel ist an der Birke nichts, was nicht vielfach benutzt würde, ja der Mensch hat diesen Baum in seine Freuden- und Leidenstage mit hineingezogen. — Zwar haben die Söhne der Schlachten es verschmäht, seine Zweige als Siegeszeichen zu tragen; aber um Pfingsten, wenn der Frühling seinen Triumphzug über den Winter hält, schmückt die häusliche Jungfrau die Stuben mit den Maien des Baumes, nachdem sie vorher die Fenster mit Asche von Birkenholz geputzt und das Haus mit Besen von Birkenreisern gekehrt hat. — Und soll zu Mittag in der geschmückten Stube dem Frühling zu Ehren ein fröhliches Festmahl gehalten werden, nun so kann die Birke auch Wein auf die Tafel liefern, der, wie Champagner perlend und schäumend, die Gläser der Gäste füllt. — Auch wird die Köchin nicht vergessen, Speisen zu bringen, die gesüßt sind mit Zucker der Birke. Beides, den Wein wie den Zucker, spendet der Baum in seinem Safte, noch ehe der Frühling kommt, damit Beides zur Festfeier nicht fehle. Frisch getrunken, kann er sogar als Arznei gebraucht werden.

In den Ländern, welche weiter nach Norden liegen, z. B. im nördlichen Rußland, ist die Birke fast der einzige Waldbaum, welcher Laub trägt; und obschon daselbst der Winter sechs Monate lang das Wasser der Flüsse nicht sehen läßt, so ist doch hier die eigentliche Heimath dieses Baumes; denn hier bildet er in zahlreichen Arten die größten Wälder. Winter und Sommer überhäuft er die Völker jener Gegenden mit Wohlthaten. — Daher zieht dort auch Alt und Jung in den lieben Birkenwald, sobald er sich wieder mit jugendlichem Grün schmückt, um das Frühlingsfest unter seinen Zweigen zu feiern. — Ueberall wimmelt's zwischen den Bäumen von fröhlichen Menschen. — Hier wird getanzt und dort wird geschaukelt, hier gesungen und dort gegessen, bis man am Abend mit Birkenzweigen geschmückt wieder heimwärts in die einstöckigen Holzhäuser ziehet, deren Dächer statt mit Ziegeln mit Birken-

rinde gedeckt sind. In den niedrigen Stuben dieser Häuser steht ein großer viereckiger Ofen, um welchen ringsherum eine Bank läuft und hier saßen den langen Winter hindurch der Großvater und die Großmutter und erwärmten die vom Alter zitternden Glieder an dem mit Birkenholz geheizten Ofen. — Wenn aber das Enkelchen schrie, dann stand das gebückte Mütterchen auf, um es zu wiegen, indem ihre Hand einen Strick erfaßte, der von der Decke der Stube herabging und einen von Birkenreisern geflochtenen Wiegenkorb trug. — Das obere Ende des Stricks umschlang die Spitze eines jungen Birkenstammes, der in wagerechter Richtung an der Decke befestigt war. — Zog nun das Großmütterchen den Strick abwärts, dann bewegte sich der Korb mit dem Kinde zwischen Decke und Fußboden auf und nieder. So wieget die Birke bei diesen Völkern sogar die Kinder groß; und sind sie artig und folgsam, so bleibt die Ruthe des wiegenden Baumes ruhig hinter dem Spiegel stecken. — Ist der Vater des Kindes ein Tischler oder ein Drechsler, so weiß er aus dem Holze der Birke, das fester und elastischer ist, als das der Fichten, Linden und Weiden, Tische, Stühle, Krüge, Dosen und dergleichen Sachen zu fertigen. Während er arbeitet, sitzt sein kleiner Sohn am Boden der Werkstatt und spielt mit den gekräuselten Birkenspänen; aber die älteren Kinder flechten aus dem zähen, lederartigen Baste Schuhe, Taschen und Decken und lehren dabei einander noch Sprüchlein. — Hat die fleißige Familie ihr Tagewerk vollbracht, und von den birkenen Tellern mit birkenen Löffeln das Abendessen eingenommen, so legen sich Alle zur Ruhe; aber ihre Betten sind nicht mit Federn gestopft, sondern mit getrockneten Birkenblättern, welche die Kinder im Herbst aus dem Walde holen. — Dennoch schläft die ganze Familie ruhig und fest auf diesem Polster, weil sie den Tag über fleißig gearbeitet hat, und ihr Morgengebet steigt inbrünstiger zu Gott empor, als das Vieler, die auf weichen Eiderdaunen den stärkenden Schlaf nicht zu schätzen wissen, da sie weder am Abend die Ermattung der Glieder kennen, noch am Morgen die neue Kraft für das bevorstehende Tagewerk dankbar empfinden. — Hat die fleißige Familie der Sachen viele angefertigt, so ziehet die Mutter mit dem Vorrathe in das benachbarte Städtchen zu Markte, im Winter mit einem Schlitten von Birkenholz, im Sommer mit einem Wagen von demselben Stoffe. Aber die Chaussee nach dem Städtchen ist nicht, wie bei uns, mit einer Allee von Pappeln oder Obstbäumen eingefaßt, sondern zu beiden Seiten mit Birken bepflanzt. Ist die Stadt erreicht und dem Pferde das Lederzeug abgenommen, das, durch die Rinde der Birke gegerbt, das unsere an Güte weit übertrifft, so stellt die Mutter ihre Sachen in einer Bude zum Verkauf aus, und gewiß ziehen die Toiletten und Nähtische die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich, da das polirte Holz der Birke durch schöne Figuren und Masern sich auszeichnet. — Zu Haus aber zählen die Kinder Tage und Stunden, bis die Mutter wieder zurückkehrt. — Das eine freut sich im Voraus auf das gelbe Halstuch, das andere auf die rothbraunen Handschuhe, welche die Mutter mitzubringen versprach. — Das wollene Tuch hat der Färber mit einer Abkochung von Birkenblättern und Alaun gelb gefärbt, die Handschuhe aber bekamen ihre Farbe durch die Rinde und den Alaun. — Erkrankt einmal ein Glied der Familie an Gicht und Gliederreißen, so

thut man die im Frühjahr gesammelten Knospen unseres Baumes in heißes Wasser und bereitet so dem Kranken ein Bad, das ihm die Schmerzen lindert und gewöhnlich auch Heilung verschafft. — War aber die Krankheit zum Tode, so wird dem Geliebten eine Birke auf's Grab gepflanzt. — In Schmerz versunken, sitzen nun alljährlich die Hinterbliebenen unter den hangenden Zweigen des Baumes, dessen Blätter über dem Haupte der Trauernden flüstern, als brächten sie Kunde aus dem Grabe des Geliebten. — Wo wäre ein Baum, der so, wie die Birke, Zeuge würde von Freuden und Leiden der Menschen!

In den Wäldern aber sucht auch das Thier ihn auf. Das Reh und das Elen lagern sich in seinen Schatten, wenn sie Mittagsruhe halten wollen. Das prächtige Birkhuhn baut sein Nest unter das schützende Dach seiner Zweige, die den scheuen Vogel mit Nahrung bewirthen, er mag kommen, wann er will. Im Winter reichen sie ihm die Knospen, im Sommer die Blüthen, im Herbst den Samen dar. Kühner, als die Tanne, klettert er höher, als diese, die Gebirge hinauf und läßt unter seiner weißen Rinde das Würmlein weiden, das ihn selbst hier noch aufsucht. — Tag und Nacht arbeiten die Saftröhren in seinem Innern und bereiten aus dem bloßen Wasser der Wolken alle die kostbaren Gaben, womit er Menschen und Thiere überhäuft, ohne zu verarmen. Dabei ist er selbst der genügsamste unter allen Bäumen und nimmt mit jeglichem Boden fürlieb. Ja, ihn hat selbst der lange, arme Winter der Polarländer nicht schrecken können. — Treuer, als die Eiche, ist er dem Menschen bis hierher gefolgt, mußte er auch zum Zwerge und Krüppel darüber werden. — Wenn die Eiche und der Obstbaum längst die Freuden des Frühlings in ihren Ländern genossen haben, liegt er noch in jenen eisigen Gegenden im Winterschlaf. Kein Veilchen und Schneeglöckchen kündigt ihm hier, wie bei uns, das Erwachen des Frühlings an, aber wenn die Eisberge auf dem nebligen Polarmeere losthauen und nach Süden treiben, daß dem kühnen Schiffer bei ihrem Anblick das Blut erstarren möchte, dann regt und bewegt sich's leise in den zwerghaften Stämmen des treuen Baumes, denn ihm haben die schwimmenden Eisberge verkündet, daß die Macht des Winters gebrochen sei. — Dann kriecht auch der Polarmensch aus seiner unterirdischen Winterwohnung hervor, nimmt den Pfeil und den Bogen, von Birkenholz geschnitzt, und geht wieder auf die Jagd. Wie Heiligthümer, bewahrt er von Jahr zu Jahr die dünnen Stämme einiger Birken auf, welche der Urgroßvater einst aus den Fluthen des Meeres auffischte, als sie von einem südlicheren Lande nach Norden trieben, wo kein Baum mehr gezeugt wird. Jetzt, wo die lange Nacht ihr Ende erreicht hat, und die Sonne sich wieder wie eine feurige Kugel rings am Horizont herumbewegt, ohne unterzugehen, jetzt werden die Birkenstämme hervorgeholt, um mit ihnen das Gerüst zu einem Sommerzelte zu bauen. — Als wäre es Gold oder Silber, so vererben die Stämme von Kind auf Kind. Wo wäre ein Baum, der in so weiten Kreisen Segen austheilte, als die Birke? Mit Recht besingen ihn daher die Völker der nördlichen Länder in Liedern, wie die Deutschen in Liedern das Lob der Eiche preisen.

Nach **Gude.**

89. Die Biene.

Die Biene führt nicht, wie der Adler, ein ungeselliges Dasein. Während dieser auf der luftigen Höhe seines Felsens einsam dasitzt, lebt die Biene in dem engen Raume eines Bienenstocks mit Tausenden der Ihrigen beisammen. Sie hat unter allen Residenzen auf Erden die erste und älteste gehabt. Ehe das Volk Israel dem David in der Königsstadt Jerusalem huldigte, hatte das Bienenvolk schon Jahrtausende, wenn auch nicht einen König, so doch eine Königin, und noch bis auf den heutigen Tag sitzt bei ihnen eine königliche Frau auf dem Throne, die um Kopflänge alle überragt. Und vornehm, das muß man sagen, ist das ganze Benehmen dieser Dame. Sie geht nicht mit an die Arbeit und läßt sich selten außerhalb ihrer Residenz erblicken. Auch sieht man sie nicht anders, als von einem männlichen Hofstaate umgeben, der sie überall hin begleitet und sich wie sie um die Geschäfte der Arbeitsbienen nicht bekümmert. Mehrere Hundert solcher Hofleute, die man Drohnen nennt, leben an dem Hofe dieser Dame. Sie scheinen einem andern Geschlechte entsprossen, als der Hause der Arbeitsbienen. Diese hängen mit großer Liebe an der Gebieterin. Tiefe Trauer ergreift sie, ist die geliebte Königin gestorben. Als ob Gram ihr Herz erfüllte, stellen sie das Arbeiten ein, fliegen nicht mehr hinaus aufs Feld nach Honig und ihr sonst fröhliches Summen klingt jetzt dumpf, wie Grabgesang. Trauerboten laufen durch alle Straßen der Residenz und melden das Unglück, jedem noch emsig arbeitenden Gefährten mittelst der Zeichensprache der Fühlhörner, indem sie zitternd seinen Leib damit berühren, und kaum hat dieser die Trauerbotschaft vernommen, so ist auch bei ihm die Lust zum Arbeiten dahin. Ja, ist keine Thronfolgerin da, so legt sich die ganze, große Arbeiterschaar zu Grabe und stirbt mit ihrer Königin. In Freude aber verwandelt sich die Trauer, findet sich eine junge Königin ein, oder kommt die alte wieder zu sich.

Es muß doch wahr sein, daß kein Königreich ohne Gesetze bestehen kann, da selbst das Bienenkönigreich seine Gesetze hat. Die drei obersten ihrer Gesetze heißen: Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß. Manches Volk könnte in dieser Hinsicht von ihnen lernen.

Das Bienenvolk sondert sich in mehrere Stände. Der zahlreichste ist der Stand der Handwerker, Arbeitsbienen genannt. Sie sind die kleinsten, leichtesten, und darum flinksten im ganzen Bienenvolk. Kaum geboren, regt's sich schon in ihren Füßen und Flügeln. Ehe man sichs versieht, sind sie fort auf die Arbeit. Das Handwerkszeug bringen sie mit auf die Welt.

Es besteht aus einer Mauerkelle, einer Kugelform und mehreren kleinen Bürsten. Als Baumaterial nehmen sie den Blüthenstaub aus den Blumen. Ihr ganzer Körper, selbst die Augen nicht ausgenommen, ist mit kleinen Härchen besetzt, in welchen der Blüthenstaub hängen bleibt, wenn sie sich in den Blüthen munter herumtummeln. Wie Müller bestäubt, kommen sie aus den Blüthen hervor, setzen sich auf den bunten Rand derselben, nehmen die kleinen Bürsten, die in feinen Härchen an ihren Füßen sitzen, fahren damit in das bepuderte Haar ihres Leibes und haben, ehe man sich's versieht, den Blüthenstaub mit den Vorderfüßen zu einem Kügelchen zusammengefegt und es flink

zwischen die Hinterfüße geschoben. An diesen sitzt nach innen eine Vertiefung, Körbchen genannt. Da hinein packen sie das weiche Körnlein, und fliegen, schwer belastet, davon nach dem Bienenstocke, um dort goldgelbe Säle mit sechs Wänden zu bauen, die man Zellen nennt, und die von Wachs sind. — Der Blüthenstaub würde aber nimmer zu Wachs werden, wenn die Bienlein nicht auch eine Wachsfabrik hätten. Diese steckt im Innern jedes Bienenleibes und ist eine Art Magen. Sie verschlucken daher den eingesammelten Blüthenstaub, der dann gar bald in ihrem Wachsmagen zu flüssigem Wachs wird, das hierauf als Tropfen theils am Munde, theils an den Seiten des Leibes heraustritt. Diese Tropfen erstarren an der Luft und können leicht zu kleinen Kugeln geformt werden. Dazu bedienen sie sich der Kugelform, die vorn an ihrem Kopfe sitzt. Diese besteht aus zwei hornigen, mit ganz kleinen Haaren besetzten Kiefern, die vor dem Munde zusammenstoßen, schräg abgeschnitten und ausgehöhlt sind, so daß sie einen hohlen Raum beim Zusammenstoßen bilden. Haben sie nun ein Kügelchen geformt und es an den rechten Platz geklebt, so giebt die hornige, leicht bewegliche Zunge dem Ganzen das gehörige Geschick. Sie bauen aber alle nach demselben Risse. Zuerst legen sie natürlich den Grundstein und bald zeigt sich auf demselben ein kleines Sechseck, das immer höher wird, bis es die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Es dauert gar nicht lange, so ist ein Platz mit vielen Hundert Sälen erbaut.

Die großen Zellentafeln, welche sie bauen, nennt man Waben. Diese sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt. Einen Theil ihrer Wabensäle bestimmen sie zu Magazinen, worin sie die Wintervorräthe, nämlich Honig und Bienenbrot aufspeichern. Den Honig lecken sie mittelst der Zunge in kleinen Tropfen aus den Honigdrüsen der Blumen, sammeln den Honigsack im Innern ihres Leibes voll und kehren damit nach ihrer Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den Honig tropfenweis aus. Ist die Zelle gefüllt, dann wird sie noch mit einem Wachsdeckel versehen, damit sich der Honig den Winter über frisch erhält. Außer dem flüssigen, trinkbaren Honig speichern sie auch noch Bienenbrot in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blüthenstaub, mit Honig angefeuchtet. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräthen an. In der Bienenresidenz gibt es aber nicht bloß Vorrathssäle, sondern auch lange Reihen Kinderstuben. Reihe an Reihe stehen da die sechsseitigen Stuben, worin die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen werden, einen ganzen Stadttheil einnehmend. Geringer an Zahl, aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen gibt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die andern Häuser hervor.

Die Königin hält sich mit ihrem Hofstaate meistentheils in dem Stadttheile auf, wo die Kinderstuben stehen. Gravitätisch geht sie hier von Zelle zu Zelle, guckt in jede hinein und findet sie eine leer, so legt sie augenblicklich ein weißes Ei in dieselbe. Sie kann in ein Paar Monaten 12000 Eier legen und ist die Mutter sämmtlicher Bienen, da weder die Arbeitsbienen noch die Drohnen Eier legen können. Nach

einigen Tagen kommt aus dem Ei eine Made. Die Königin kümmert sich nicht um ihre Kinder, sondern überläßt sie den Arbeitsbienen. Diese nehmen sich ihrer denn auch treulich an und bringen ihnen den süßen Honig tropfenweis zu ihrer Nahrung herbei, den jungen Prinzessinnen aber am reichlichsten.

Nach acht Tagen verschließen sie jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf. Die Made macht, während die Bienen an der Thür der Zelle zimmern, ihre erste Arbeit, nämlich ein weißes, seidenes Gewand. Dies spinnt sie sich aus feinen Fäden und dreht dabei das Köpfchen, aus welchem diese Fäden kommen, immer im Kreise herum. In dieses Gewand eingehüllt, verpuppt sie sich. Nach ungefähr 10 Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße und kommt endlich als junges Bienchen mit zwei großen und zwei kleinen Augen aus ihrer Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, und er fühlt sich gleich so heimisch unter ihnen, daß er alsbald mit aufs Blumenfeld fliegt, und bleibt er nicht gar zu lange beim süßen Honig sitzen, so kann er noch sehen, wie seine Ammen sich's sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder in Ordnung zu bringen; die Königin aber legt ein neues Ei in die gereinigte Zelle. Zuweilen bekommen die Bienen auch Besuch von fremden Gästen z. B. von einem Mäuschen oder einer Motte, oder auch von Bienen aus einer andern Stadt. Dem Mäuschen und den Bienen gelüstet nach dem Honig, die Motte aber möchte für ihr Leben gern ihre Eier in den Bienenstock legen. Man kann es daher den Bienen nicht verdenken, wenn sie gegen solche unwillkommene Gäste keine Gastfreundschaft üben wollen, sondern von ihrer Waffe Gebrauch machen, die in einem feinen, hohlen Stachel besteht, der mit Widerhaken versehen ist, in einem Futteral steckt und mit einer Giftblase in Verbindung steht, so daß sie ihn vergiften können. Haben die Bienen das Glück gehabt, ein riesiges Mäuslein zu erlegen, so möchten sie wohl noch lieber einen Triumphzug anstellen, aber der erlegte Riese ist ihnen zu schwer. Der Todte bleibt daher als Mumie in ihrer Residenz. Sie haben nämlich schon eher als die alten Aegypter die Kunst des Einbalsamirens verstanden und gebrauchen dazu das Wachs.

Die Bienen gebrauchen aber ihre Waffen nicht bloß gegen ihre Feinde, sondern halten auch alljährlich über einen Theil ihrer Mitbürger eine Art Blutgericht. Dies geschieht im Spätsommer, wenn es mit den Blüthen auf die Neige geht. Dann fallen sie über die wehrlosen Drohnen her. Diese haben den Sommer hindurch nicht mit an den Arbeiten und dem Einsammeln Theil genommen. Ihr dicker, schwerer Körper, wenn er auch einmal ausflog, kehrte doch nie mit Blüthenstaub beladen zurück. Es fehlt ihren Hinterfüßen das Körbchen und dem Leibe die dichte Behaarung. Auch ist ihre Zunge zu kurz, um Honig zum Mitnehmen einschlürfen zu können. Geduldig haben sich dies die Arbeitsbienen bisher gefallen lassen, ja einige ihrer Zellen standen gleich Armenhäusern für die Drohnen geöffnet da. Jetzt aber werden sie um ihr eigenes Leben besorgt, und nun kennen sie kein anderes Mittel für ihre eigene Selbsterhaltung, als eine Anzahl überflüssiger Mitesser zu vernichten. Wüthend fallen sie über die Drohnen her, oft drei über eine,

und obwohl der Leib der Drohnen, wie der der übrigen Bienen, mit einem hornigen Panzerhemde bedeckt ist, so wissen die kriegerischen Arbeitsbienen doch den Eingeweiden des Leibes die tödtliche Wunde beizubringen.

Wie die Drohnen sich auch winden und krümmen, in wenigen Tagen ist nicht Eine mehr am Leben, da ihnen jede Waffe zur Vertheidigung fehlt. Leichenzug reiht sich nun an Leichenzug, und zu Hunderten liegen die Drohnen außerhalb der Stadt da. Diesen Bürgerkrieg nennt man die Drohnenschlacht.

Den in der Wiege so sorglich gepflegten Prinzessinnen braucht doch für ihr Leben nicht zu bangen? So sollte man meinen, und dennoch schwebt auch deren Leben in steter Gefahr. Die Arbeitsbienen bringen nämlich diejenigen von den Prinzessinnen ohne Weiteres um, denen die Flügel, oder sonstige Glieder verkrüppelt sind. Ja auch das Leben der stattlich gewachsenen Prinzessinnen schwebt in steter Gefahr, sobald sie zu Königinnen herangereift sind und Eier legen können. Da nämlich eine einzige Königin vom März bis zum Herbst 60 bis 70000 Eier legt, so kann bei mehreren Königinnen die Residenz oft so bevölkert werden, daß es an Platz fehlt und im Winter bei der Uebervölkerung Hungersnoth entsteht. Befürchten sie dies, so lassen sie ein dumpfes, eintöniges Gesumme durch die Straßen der Stadt ertönen, als ob die Aufruhrglocke gezogen würde.

Man sammelt sich alsbald in dichte Haufen, das Arbeiten wird eingestellt, und die Nacht im Zusammenschaaren durchwacht. Der Morgen bricht wohl an, aber keine Biene läßt sich vor der Stadt sehen. Die Luft wird in den engen Straßen, die nach keinem freien Platze auslaufen, immer schwüler und schwüler. Endlich schlägt es zehn Uhr. Ist da der Himmel heiter, fällt kein Regen herab, und schüttelt der Sturm nicht die Aeste der Bäume, dann sind die Königinnen gerettet. Es ist beschlossen, die geliebte, unter Mühe und Schweiß aufgebaute Stadt zu verlassen und anderswo eine Kolonie zu gründen. Dieses Auswandern nennt man das Schwärmen. Eine der Königinnen zieht voran; wer mit will, folgt ihr; wo sie sich niederläßt, da läßt sich das Gefolge auch nieder. So gehen oft mehrere Schwärme an einem Tage fort. Ist aber das Wetter zum Ausfliegen ungünstig, tritt Sturm und Regen ein, so wartet man wohl zuweilen noch etwas auf gutes Wetter, doch lange nicht. Bleibt der Himmel trübe, so ist es um das Leben der jungen Königinnen geschehen. Bis auf Eine werden sie gemordet, ja die alte Königin bringt oft selbst mit eigener Hand ihre Kinder um.

Zuweilen ist die Königin auch genöthigt, einen Zweikampf einzugehen, und ihr schlanker Leib ist dazu mit einer stattlichen Waffe ausgerüstet. Sie kämpft aber nur mit ihr Ebenbürtigen. Verirrt sich nämlich eine fremde Königin in ihre Residenz, was zwar selten, aber im Frühjahr doch dann und wann geschieht, so wird diese alsbald von den Arbeitern mit aufrührerischem Summen umringt. Die rechtmäßige Königin, dadurch aufmerksam gemacht, läßt nicht lange auf sich warten. Sie durchbricht den Kreis des Kampfplatzes, und nun entsteht ein Ringen und Kämpfen auf Leben und Tod; jede will siegen oder sterben; aber die Ruhe ist wieder hergestellt, selbst wenn die fremde Königin siegt und den erledigten Thron besteigt. Ja, man putzt sie, bürstet ihr den

Staub aus den Haaren des Kopfes und der Augen, gerade, wie der eigenen Königin, da allen Königinnen die Bürstchen an den Füßen fehlen.

Rückt der Winter heran, so begiebt sich unser fleißiges Völkchen zur Ruhe. Ist er nicht gar zu grausig, so haben sie eine Wärme in ihrem Gefängnisse, die der eines mäßig geheizten Zimmers gleich kommt und klopfst du in dieser Zeit an ihren Kerker, um dich zu erkundigen, ob denn den Sommer wieder Honigfahrten gehalten werden, so schallt ein langes, freudiges Summen als Antwort dir entgegen. Wird aber der Winter sehr streng, so liegen unsere Gefangenen wie Scheintodte in Erstarrung, eine an die andere gekettet. Brüderlich hat jede ihr Beinchen rechts und links der Nachbarin gereicht, als könnten sie selbst im Tode nicht von einander lassen. Erwachen sie nicht wieder aus der Erstarrung, so regt und rührt sich keine, du magst klopfen, so viel du willst. Aber nur selten macht der Winter ihr Gefängniß zum Grabe. Gewöhnlich können alle um Ostern das Auferstehungsfest feiern; denn klopft die Sonne mit ihren warmen Strahlen wieder an die Stämme der Bäume und Sträucher, daß es Zeit sei, aufzuwachen und den Frühling mit Blüthen zu schmücken, so hält unsere Bienchen nichts mehr in ihrem Korbe zurück.

Nach **Gude.**

90. Wanderungen der Vögel.

Zu den merkwürdigsten Wanderungen der Vögel gehören die der nordamerikanischen Wandertaube. Man könnte sie in mehrfacher Hinsicht die Häringe des Luftreiches nennen. Wie diese kommen sie in unermeßlichen Flügen; Niemand weiß zu sagen, woher oder wohin. Man findet sie über ganz Nordamerika verbreitet, von der Hudsonsbei bis zum Golf von Mexiko, vom atlantischen Ocean bis zu den Felsengebirgen. Gegen die Brütezeit vereinigen sie sich plötzlich, man weiß nicht wo, nicht wie, nicht warum, in Schaaren von Millionen, um sich einen passenden Aufenthaltsort zu suchen. Wilson beobachtete sie in einer Höhe, daß ein Flintenschuß sie nicht erreichen konnte, dichtgedrängt und in mehreren Schichten über einander. So weit das Auge reichen konnte, breiteten sie sich zur Rechten und zur Linken aus. Es war halb ein Uhr; Wilson setzte sich und beobachtete den Zug, der jeden Augenblick an Masse und Schnelligkeit wuchs. Nach einer Stunde setzte er seinen Weg fort in einer dem Fluge der Tauben entgegengesetzten Richtung; um 4 Uhr überschritt er den Kentuckyfluß bei Frankfurt und noch immer zog der Schwarm in unverminderter Menge über seinem Haupte dahin. Erst gegen 5 Uhr riß der Zug ab, und es erschienen in Pausen von 5 bis 6 Minuten einzelne ungeheure Schwärme von Nachzüglern, denen endlich gegen 10 Uhr Abends die letzten vereinzelten Marodeurs folgten. In dem Walde, den sie sich zum Brüteplatz ausersehen, brechen, wenn sie sich niederlassen, die stärksten Aeste von der Last. In Kurzem ist der Boden fußhoch mit ihrem Miste bedeckt. Eier und federlose Junge, aus dem Nest gestürzt oder mit den brechenden Zweigen herunterfallend, mästen die in den Wald getriebenen Schweine. Mit Steinen, Knütteln und Flinten werden viele Tausende von den Anwohnern getödtet, ohne daß sich ihre Zahl verminderte, ohne daß dieses

Bluthad auf die Ueberlebenden einen Eindruck machte. Und man wird das begreiflich finden und zugleich sich eine Vorstellung von der ungeheuern Verwüstung machen können, welche diese Thiere in den ihnen zur Nahrung dienenden Buchnüssen und andern Früchten anrichten, sobald man, mit Wilson, ihre Anzahl zu berechnen versucht. Nach der Dauer des Zugs und der Schnelligkeit der Fortbewegung bestimmte Wilson den von ihm beobachteten Schwarm auf eine Länge von 240 englischen Meilen, bei einer Breite von einer Meile. Nimmt man nun auf jede Yard nur 3 Tauben an, so enthielt jener Zug 2230 Millionen, welche Zahl wahrscheinlich noch sehr bedeutend hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Diese Zahl würde aber nach Wilson's Beobachtungen über den Inhalt ihres Magens täglich weit mehr als sechzehn Millionen Berliner Scheffel Buchnüsse verzehren. Solcher Züge beobachtete Wilson selbst unzählige in den verschiedensten Gegenden von Nordamerika, so daß die Menge der hier die Luft durchstreifenden Tauben, wie bei den Häringen, alle unsere Zahlenbegriffe übersteigen muß.

Nach **Schleiden.**

91. Der Specht.

Es giebt auch unter den Vögeln Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Fürsten und Könige und schlichte Handwerker. Der Habicht und der Falke ziehen mit krummen Schnäbeln und scharfen Klauen auf die Jagd, der Kranich und der Reiher gehen als Fischerleute zu dem Teiche, die Schwalbe baut als Maurer sich aus Erde das feste Nest, und tief im Walde wohnt der Holzhauer und Zimmermann der Vögel, der arme Specht. Vier Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben. Der größte heißt von seinem schwarzen Rocke der Schwarzspecht. Er hat ein feuerrothes Käppchen auf dem Kopfe. Schön grün und roth ist der zweite, er heißt nach seinem Kleide der Grünspecht, und die beiden andern sind schwarz und weiß, als sei ihr Kleid aus Flicken und Flecken zusammengesetzt, wie es bei armen Leuten wohl der Fall ist, einer derselben ist größer, der andere kleiner. Kümmerlich ist die Nahrung dieser Vögel. Nichts Gebratenes und Gesottenes kommt auf ihren Tisch, Würmer und Maden sind ihre Kost einen Tag wie den andern. Doch ist der Vogel dabei lustig und guter Dinge. Kaum graut der Tag, so eilt er an die Arbeit. Er fliegt in den dichten, finstern Wald, dorthin, wo die ältesten und stärksten Bäume sind, und sieht mit klugen Augen sie alle nach der Reihe an. Jetzt bemerkt er einen, der ihm tauglich scheint, und eilt auf ihn zu. Mitten am Stamme klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn und zwei nach hinten. Die Nägel an denselben sind ihm dabei von großem Vortheil. Sein Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, die denselben bilden, sind steif und hart. Er ist sein Stühlchen, auf dem er fest an des Baumes Borke ruht. Die Axt des sonderbaren Vogels ist sein fester Schnabel. Dieser ist ganz ähnlich einem Keil, wie ihn der Holzhauer in den Baumstamm schlägt, den er zerspalten will, nur ist er vorn mehr zugespitzt. Er sitzt an harten, starken Knochen des Kopfs, und mit ihm ist der Vogel nun im Stande, tief in die Rinde und das Holz des Baumes einzuhauen. Oft

pickt er nur durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen. Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamm und fressen das Mark des Baumes, der sich gegen diese heimlichen Feinde nicht wehren kann. Wenn der Vermehrung dieser Würmer nicht Einhalt gethan wird, zernagen sie den Stamm so, daß bald die Aeste absterben, die Knospen verwelken, der Baum weder Blatt noch Blüthen treibt und dann als todter Stumpf traurig dasteht. Der Obstgärtner und der Forstmann sehen diese verborgenen Feinde nicht eher, als bis sie am Absterben des Baumes ihre Gegenwart erkennen, wo es zu spät ist. Da kommt ihnen der Specht zu Hülfe. Sein Auge erkennt gar leicht die schädlichen Gesellen, sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz, fingerlange Splitter fliegen umher, und die Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter mit seinem Hämmern inne und läuft behende auf die andere Seite des Stammes; hier sieht er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Warum thut er dies wohl? Will er etwa sehen, ob er mit seinem Loch bald fertig ist, ob es bald durch den Baum hindurchgeht? Nein, die Würmer, die noch bis dahin seinem Schnabel entgangen waren, flohen, von ihrem eifrigen Verfolger erschreckt, nach der entgegengesetzten Seite des Baumes und wähnen sich hier sicher; doch er eilt auch dorthin, und sie werden hier seine Beute.

Alle Theile des Spechtes sind auf seine Lebensart berechnet. Seine Zunge ist lang und dünn und er vermag sie sehr weit aus dem Schnabel vorzustrecken. Sie ist nicht wie andere Zungen fleischig und weich, sondern hart und spitz, so scharf wie eine Nadel. Dazu ist sie wie ein Pfeil mit vielen feinen Widerhaken versehen. Mit dieser sonderbaren Waffe sticht er blitzesschnell in die kleinen Wurmlöcher, spießt die Käferlarven an, zieht sie heraus und verzehrt sie mit großem Wohlbehagen. Im Winter fehlt ihm freilich diese Fleischnahrung, und er muß sich nach anderer Kost umsehen. Dann sucht er Nüsse von Buchen und Haselsträuchern oder faßt mit den Füßen die Tannenzapfen und pickt die Samenkörnchen heraus.

Viele von den Löchern, welche der Specht bei seinem Würmersuchen in die Bäume einhaut, kommen anderen kleineren Vögeln sehr erwünscht, welche sie als Wohnung benutzen. Meisen, Staare und Kleiber bauen in denselben ihre Nester, und der letztgenannte Vogel klebt mit Lehm die große Oeffnung so weit zu, daß nur eben noch Platz genug übrig bleibt, um selbst durchzukommen. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Doch vergißt er auch nicht für sich selbst zu sorgen. Im Frühjahr sucht er in Gemeinschaft mit seinem Weibchen sich einen geeigneten Baum und hackt in ihn ein tiefes Loch wohl zwei Spannen lang schräg hinein, erweitert es dann nach innen und glättet ganz sauber die Wände dieses sicheren Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit kein böser Knabe es an ihnen merken soll, daß er hier seine Eier und seine Jungen habe. Auf die feinen Holzspäne oder das Wurmmehl legt das Weibchen dann schöne, weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen beide Alten dann umher und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

Nun — erzählt ein altes Märchen — muß der, welcher reich

werden will, ans Spechtnest gehen und, wenn der alte Specht nach Nahrung ausgeflogen, einen Holzkeil in die Oeffnung schlagen. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er eiligst fort und sucht die Springwurz, hält sie an den Nesteingang, und der Keil springt wieder heraus. Wird er jetzt erschreckt, so läßt er die Zauberwurzel fallen, und wer sie findet, vermag nun damit alle verzauberten Thüren aufzuschließen und die verborgenen Schätze zu heben und wird ein reicher Mann. Nun giebt es zwar nirgends ein Kraut, das solche Wurzeln trüge, und nirgends bringt ein Specht sie in dem Schnabel zu seinem Neste, aber wer aufmerksam auf das fleißige Treiben dieses arbeitsamen Vogels achtet, der von früh bis spät in die Nacht thätig ist, wer seine Liebe zu seinen Kleinen sieht, und seinen heiteren, lustigen Ruf dabei vernimmt, der kann daraus etwas lernen, was wenigstens eben so viel werth ist, wie eine Zauberwurzel. **H. Wagner.**

92. Die Lerche.

Kind: „Vogel da oben, nun sage mir schnell:
Wer lehrte dich singen so klar und so hell?

Vogel: „Wenn ich schwebe da unterm Himmelszelt
Und schau herab auf die schöne Welt,
Da wird mir das Herz so voller Lust,
Gleich kommt das Singen von selbst aus der Brust."

Da dachte das Kindlein: So geht mir's auch!
Wenn die Lüfte ziehn durch den blühenden Strauch,
Wenn die Lämmer dort auf der Wiese springen, —
Da muß ich gleich mir ein Liedchen singen. —
Und das Kind und der Vogel sangen zugleich,
Da freute sich Gott im Himmelreich. **Schmidt.**

Die Feldlerche kommt oft schon im März als Zugvogel zu uns und jubelt dann an sonnigen Tagen dem oft noch fernen Erscheinen der schönen Frühlingszeit freudig entgegen. Treibt aber der böse Winter noch sein arges Spiel, schickt er Kälte und Schnee, so finden sich die Lerchen, die sich gleich nach ihrer Ankunft geschieden hatten, in kleinen Schaaren wieder zusammen und fliegen nach Nahrung aus, müssen aber oft viel Hunger und Mangel leiden. Doch der Frühling kommt ja doch endlich; da verlassen sie uns wieder, ziehen sich paarweise zurück und suchen einen Ort, wo sie sich häuslich einrichten können. Aber nicht das Enge lieben sie, nicht das Dickicht der Wälder, — das große freie Feld ist ihr Revier, wo sie von oben herab weithin schauen und ihren Gesang fernhin können ertönen lassen. Hier im Felde bauen die Lerchen ihr einfaches Nest in die Vertiefungen des Bodens aus Haaren und Grashalmen. In dem Bezirke aber, wo sich ein Lerchenpaar angebaut hat, darf sich kein anderes niederlassen. Nähert sich eine Lerche, so entsteht unter ihnen ein Zweikampf und die Eigenthümerin ruht nicht eher, als bis der ungebetene Gast vertrieben ist. —

Das Weibchen legt nun 4 bis 6 graue, dunkelgefleckte Eier, welche es, von dem Männchen sorgsam gepflegt, in 14 Tagen ausbrütet. Die Kleinen kommen nackt aus dem Ei, erhalten bald ein Federkleid und lernen schnell laufen. Die Eltern verpflegen sie sehr zärtlich; man sieht sie über ihren Köpfen schweben und in Gefahr ängstlich hin- und herfliegen; gefüttert werden sie mit Insekten.

Den kleinen Lerchen wird es in ihrem Neste bald zu eng; sie verlassen dasselbe und schweifen einsam in der Nähe ihrer Eltern umher, denen die Versorgung dadurch erschwert wird. Häufig kommen sie auch auf diesen kleinen Streifzügen ums Leben. — Gewöhnlich ziehen die Lerchen in einem Sommer zwei, oft auch drei Bruten, wovon aber die erste zahlreicher ist, als die folgenden; alle zusammen geben wohl 10 bis 12 Junge — ihre Vermehrung ist also groß. —

Die Nahrung nimmt die Lerche aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Im Frühling verzehrt sie vorzugsweise die jungen Triebe niedriger Gewächse, sie fängt im Sommer Insekten, die sie auf der Erde sucht und fliegt im Herbste auf die Saat- und Rübenfelder, um sich hier Körner zu suchen. Häufig badet sie im Sande und verschluckt diesen auch zur Verdauung. —

Die Lerche ist unser fleißigster Singvogel. Des Morgens ganz früh, wenn da draußen noch Alles ruht und der Tag kaum graut, verläßt sie ihr Nest und steigt singend empor. Fast senkrecht steigt sie in die Höhe, hält sich dann wohl eine kurze Zeit mit zitternder Bewegung der Schwingen auf einer Stelle und entschwindet allmählich, wenn sie sich wieder hebt, dem beobachtenden Blicke. Ihr Gesang aber erklingt kräftig und schmetternd hernieder; ja es scheint, als bekomme sie, je höher sie fliegt, immer mehr und mehr Lust, sich dem Himmel zu nähern und immer herrlicher zu singen. —

Und lange bleibt sie dort oben, wird des Singens gar nicht müde, läßt erst nach Sonnenuntergang ihr letztes Lied erklingen. Wenn sie nun heruntersteigt, so sinkt sie zu Anfang langsam hernieder, fällt dann schneller und schneller und legt die letzten hundert Fuß so geschwind und geradlinig zurück, daß man fast glauben sollte, ein Stein falle herab. Dabei ist es merkwürdig, daß sie ihr Nest, in dessen Nähe sie sich herunterläßt, zu finden weiß, wenn sich die wogende Saatfläche auch noch so weit und gleichmäßig dahinzieht. Nie singt die Feldlerche im Sitzen; dadurch unterscheidet sie sich von ihrer Schwester der Haubenlerche, die, auf der Erde oder einem Pfahle sitzend, ihr Lied anstimmt, das freilich nicht so schmetternd, doch mit reicheren Abwechselungen, als das der Feldlerche, erklingt.

Die Lerche ist ein lebhafter, munterer Vogel, der es an einem Orte nicht lange aushält, bald hier, bald dorthin läuft und dann einmal wieder davonfliegt. Vor den Menschen sind diese Vögel scheu, obwohl sie in deren Nähe leben; werden sie aber gezähmt, so fressen sie aus der Hand und werden überhaupt sehr dreist, lernen auch fremde Melodieen singen. —

Im Herbste, ehe die Lerchen fortziehen, sammeln sie sich in großen Schaaren und durchstreifen die Stoppelfelder. Sie werden um diese Zeit recht fett, dazu ist ihr Fleisch auch wohlschmeckend. Das wissen die Menschen gar wohl auszubeuten; so werden die Lerchen in manchen

Gegenden, namentlich um Halle und Leipzig, in großer Zahl, ja zu Millionen, gefangen. Man rüstet sich dazu mit gewaltigen Netzen, wie zu einer Jagd, und überfällt sie im Schlafe, wenn sie auf den Stoppelfeldern sitzen; sie fliegen, wenn sie Gefahr merken, auf und sitzen in den Netzen fest. Darauf werden sie eingemacht und verzehrt, auch wohl als Leipziger Lerchen weithin verschickt. Nach **L. Heinemann.**

93. Der Storch.

„Auf unsrer Wiese geht ein Mann,
Watet durch die Sümpfe;
Er hat ein weißes Röcklein an,
Trägt auch rothe Strümpfe,
Fängt die Frösche: schwapp, wapp, wapp!
Klappert lustig: klapp, klapp, klapp!
Wer kann das errathen?“

Ja, der Storch ist gemeint. Sehen wir ihn genauer an! Er ist $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und eben so groß. Besonders auffallend sind die Beine, der Hals und der Schnabel. Dieser ist viel länger als der Kopf, mißt 6 bis 8 Zoll, ist etwas zusammengedrückt, vorn verschmälert, gerade, roth gefärbt und hat keine Nasenfurche. Häufig, besonders in der Brutzeit, schlägt der Storch die beiden Kinnladen des Schnabels zusammen, um Freude und Schmerz auszudrücken; dadurch aber bringt er ein weithin schallendes Geklapper hervor, weshalb ihn Kinder auch wohl Klapperstorch nennen. Die Zunge ist nur kurz und liegt tief im Schlunde. Einen schönen Gesang kann der Storch mit Hülfe derselben nicht anstimmen; dafür aber kann er mit seinem Schnabel Maulwürfe und Mäuse zerdrücken, ohne daß die Zunge dabei leidet. Die Nasenlöcher sind eng und spaltförmig. Der Kopf ist verhältnißmäßig nur klein. Ueber der hohen Stirn legen sich die Federn glatt an. Die mäßig großen Augen sind nicht ohne Schlauheit; um dieselben findet sich ein kahler, schwärzlicher Augenkreis. Der Hals ist länger, als der Rumpf, dünn, wird aber in der Nähe der Brust stärker. Beim Fliegen streckt ihn der Storch gerade aus. Der Rumpf ist eiförmig und im Verhältniß zur Größe des Vogels nur kurz. Er wird getragen von den langen Stelzenbeinen, deren Oberschenkel befiedert sind. Damit kann er nun in die Sümpfe steigen und sich Nahrung holen, — er ist ein Sumpfvogel. Sehr gut kommt ihm dabei aber noch zu Statten, daß die drei Vorderzehen mit einer Haut versehen sind; nun kann er schon in die schlammige Erde gehen, ohne tief hineinzusinken und stecken zu bleiben. Außerdem sind aber die Vorderzehen, wie auch die unbedeutende Hinterzehe, mit stumpfen Nägeln besetzt. Der Storch kann lange auf Einem Bein stehen, ohne daß die Muskeln dabei angestrengt werden. Wenn er marschirt, so geht er stolz dahin, indem er ein Bein vor das andere setzt; mit jedem Schritte, den er thut, nicken Kopf und Hals. Beim Fluge streckt er die Beine nach hinten. Dadurch wird dem schweren Vordertheile des Körpers das Gleichgewicht gehalten; dies ist aber um so mehr nöthig, da der Schwanz, der den Vögeln beim Fluge ja als Steuer dient, nur

sehr kurz ist. Die Schwingen des Storches sind groß. Will er auffliegen, so bilden gewöhnlich erst einige Sprünge den Uebergang vom Stehen zum Fliegen. Schön, leicht und fast feierlich segelt er nun durch die Luft dahin; oft, besonders im Spätsommer vor seiner Abreise, macht er, ohne die Flügel viel zu bewegen, einen herrlichen Kreisflug. Lange aber kann er dahin fliegen, ohne zu ermüden. Was für ein Kraftaufwand muß wohl dazu gehören, damit dieser große Vogel sogar Wochen hindurch in dem leichten Elemente der Luft sich bewegt! Da ist es nun der ganze Bau des Körpers, der ihn zu einem leichten Luftschiffe macht: der etwas zugespitzte Schnabel, der anschwellende Hals, die große Ausbildung der Athmungswerkzeuge, die mit Luft gefüllten Knochen, vorzüglich aber die Flügel, die sich weithin ausbreiten. So leicht ermüden die starken Muskeln derselben nicht; schwebt der Storch im Fluge dahin, ohne die Flügel zu bewegen, so ruhen die Muskeln und werden dadurch zu neuer Thätigkeit gestärkt. — Das Federkleid des Storches ist leicht und giebt ihm ein feierliches Ansehen. Der Schwanz und die Schwungfedern sind schwarz, sonst ist das Gefieder weiß; daher wird der Storch, von dem wir hier sprechen, auch wohl der weiße Storch genannt, der wohl von dem schwarzen zu unterscheiden ist. — Die kleinen Störche sehen dunkler aus, als ihre Eltern. Sie haben zuerst graue Schnäbel und Beine: die Röthe derselben stellt sich erst später ein.

Der Storch ist ein Zugvogel. Im Anfange des März, wenn der Frühling seinen Einzug halten will, kommt er aus fernem Lande bei uns an, und Jeder begrüßt dann gar gern den ernsten Frühlingsboten. Die Kinder jubeln ihm entgegen; weithin erschallt der Ruf: „Der Storch ist wieder da!“ Der Storch scheint aber auch zu wissen, daß ihn die Menschen gern haben; denn er nistet nur selten auf Baumstämmen und stumpfem Gemäuer, sondern fliegt in ihre Nähe, in die Städte, noch häufiger in die Dörfer und baut seine Wohnung auf den First eines Hauses.

Und weithin ist der Storch bekannt. In Europa fliegt er bis in den südlichen Theil von Schweden; außerdem lebt er noch in Afrika und im wärmeren Asien. In den Gegenden und Ländern, wo sich nur wenige Sümpfe finden, läßt er sich nur spärlich sehen. Wenn die Störche im Frühlinge ankommen, so erscheint das Männchen immer zuerst, durchspäht die ganze Gegend und sucht das alte Nest wieder auf. „Hat er den alten Dachfirst mit seinem Neste in Ordnung gefunden und die ganze Gegend durchmustert, so verschwindet er, um mit seinem Weibchen wieder zu erscheinen. Unter seltsamen Verbeugungen und mit fröhlichem Geklapper begrüßen sie das Nest und fangen sogleich den Ausbau desselben an.

Was nun die Kämpfe von Störchen aus verschiedenen Gegenden betrifft, so erzählt Jemand darüber Folgendes: „Alle Störche einer großen, weiten Gegend z. B. des Rheinthales im Canton St. Gallen und die am Rhein oder in dem gegenüberliegenden Liechtenstein und Vorarlberg erheben sich gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tode oder dem Abzuge der einen oder anderen aus der Gegend endigt. Eine Partei muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern. Die ganze Gegend wird unruhig, und Alles geräth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheines auf Feldern großen Rath. Es muß ein

Aufgebot ergangen sein. Sie plaudern viel mit einander und verstehen einander auch. Einige reden besonders viel, es sind die Senioren. Die Jungen schweigen; der Krieg wird beschlossen. Die Vorarlberger und Liechtensteiner in größerer Anzahl erheben sich, fahren über den Rhein und wollen die andern angreifen; Der Kampf wird in hoher Luft geführt; die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich auf einander los. Blutig und verwundet ergreifen die Schweizer die Flucht; die Vorarlberger sind vollkommen Sieger und zerstören die Nester der Geflohenen. Allmählich kehren diese jedoch wieder zurück. Später entsteht der Kampf von Neuem, worin aber die Schweizer siegen." — Als solcher Kriegsmann zeigt sich der Storch nur gegen seines Gleichen; sonst ist er ein scheues, friedliches Thier. Dem Sperling erlaubt er sogar, daß er sich in dem Reisig seines Nestes eine Wohnung einrichtet — und Beide wohnen da gar friedlich beisammen.

Thun wir nun auch einen Blick in das Familienleben des Storches, das bei ihm wohl so ausgebildet ist, wie bei keinem andern Vogel. Ist das Nest bereitet, so legt das Weibchen 3 bis 5 weiße Eier hinein, die fast die Größe der Gänseeier haben. Und dann geht's Brüten an. Das dauert 3 Wochen und geschieht von Mann und Weib abwechselnd. Ist der eine Storch nicht auf Nahrung aus, so leistet er dem andern treulich Gesellschaft. Sind nun so die 3 Wochen vergangen, dann wird's lebendig im Neste, und ein neues, thätiges Leben der Eltern beginnt. Sie holen abwechselnd Nahrung herbei, die bei ihnen überhaupt in Würmern, Schnecken, Schlangen, Fischen, Mäusen und besonders in Fröschen besteht.

Von der Liebe der alten Störche zu ihren Jungen werden manche schöne Züge erzählt. Geräth z. B. das Haus, auf dem das Nest sich befindet, in Brand, so tragen sie die Kleinen, wenn sie noch nicht fliegen können, fort. — Als liebende Eltern sorgen die Störche auch für die Ausbildung ihrer lieben Kinder. Diese müssen zunächst, wenn die Beine stark genug sind, das Gehen lernen; die Alten ertheilen ihnen selbst Unterricht darin. Sie marschiren auf dem First des Daches vor, die Kleinen müssen es nachmachen, so gut sie können.

Das wird ihnen freilich im Anfange schwer genug, sie wackeln ängstlich hin und her; aber es hilft nichts, sie müssen ausharren. Zuweilen zeigen sie sich auch wohl eigensinnig; dann aber sind die Eltern auch streng und strafen sie mit Schnabelhieben. So geht's nun längere Zeit hindurch, bis sich endlich auch bei den kleinen Störchen das Sprüchwort bewährt: „Uebung macht den Meister." Und darauf geht's ans Fliegen. Auch hierbei sind die Eltern wieder die Lehrmeister. Sie zeigen ihnen, indem sie in kleinen Kreisen das Nest umfliegen, die nöthigen Flügelbewegungen. Probiren es nun die Kleinen zuerst, so bedienen sie sich auch der Füße; sprungweise fliegen sie auf dem Dache geradeaus. Nach und nach aber strecken sie die Beine nach hinten und lernen allmählich, sich in längeren Räumen zu bewegen. Und ist das erreicht, dann führen sie die Eltern an die Sümpfe und auf die Wiesen; hier können sie sich ihr eigenes Brot suchen. Nur kurze Zeit bleiben sie noch unter der Obhut der alten Störche; sie können nun ihre eigenen Wege gehen, da sie doch mit Allem, was sie nöthig haben, wohl ausgerüstet sind.

Sind die Störche noch jung, so lassen sie sich sehr leicht zähmen. Sie werden dann zutraulich, hören auf den Ruf eines Namens und leben friedlich mit dem Federvieh des Hofes. Mit Kindern spielen sie gerne. Mit ausgestreckten Flügeln laufen sie ihnen nach und greifen mit dem Schnabel nach Rock und Aermel. Dann wenden sie sich selbst schnell um, laufen fort, sehen zu, ob die Kinder ihnen folgen und lassen sich von ihnen wieder fassen.

Das ist der Störche Leben und Treiben bei uns. Kommt Ende August heran, so zeigt sich eine eigene Unruhe bei ihnen. Bei den zahmen legt sie sich nach einiger Zeit, die wilden aber fliegen hin und her und sammeln sich zur Abreise. Vielfach hat man nun beobachtet, daß sie große Versammlungen halten, sich dabei nach einer bestimmten Ordnung aufstellen und einander untersuchen. Dann aber fahren sie, wie man vermuthet, auf diejenigen ein, welche schwächlich sind, und die Reise nicht mitmachen können, diese werden getödtet. Und nun gehts fort!

Ueber Flüsse und Meere und Berge und Thäler geht's hinweg. Gern aber ruhen sie unterwegs einmal auf einer Insel aus und freuen sich endlich, wenn sie im fernen Pyramidenlande ankommen. Hier finden sie nun in dem Schlamme, den der Nil nach seiner Ueberschwemmung zurückläßt, reiche Nahrung und entschädigen sich für die lange Reise.

Nach **L. Heinemann.**

94. Der Kukuk.

Es gab eine Zeit, wo man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kukuk sei nur im Sommer ein Kukuk, im Winter aber ein Raubvogel. Diese Ansicht ist im Volke auch jetzt noch vorhanden. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß er, sobald er völlig ausgewachsen sei, seine eigenen Eltern verschlucke. So gebraucht man ihn als ein Gleichniß des schändlichen Undanks. Der Kukuk ist ein höchst räthselhafter Vogel, ein offenbares Geheimniß, das aber nichts desto weniger schwer zu lösen ist, weil es so offenbar ist. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demselben Falle! Wir stecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beste der Dinge ist uns verschlossen.

Wir wissen von dem Kukuk, das er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgend eines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, das er es legt in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönchs, ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rothkehlchens und in das Nest des Zaunkönigs. Auch wissen wir gleichfalls, daß diese Vögel Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kukuk selber ein Insektenvogel ist und der junge Kukuk von einem Samen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kukuk, daß diese Vögel auch wirklich Insektenvögel sind, da doch alle diese Genannten sowohl in ihrer Gestalt, als in ihrer Farbe von einander so äußerst abweichen? Und ferner, wie kommt es, daß der Kukuk sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Bau und Wärme, auf Trockenheit und Feuchtigkeit so verschieden sind, wie nur immer möglich? Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß

jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben ohne Schutz; aber der junge Kukuk gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs ist dagegen äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wollen und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausfliegen gelassen.

Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kukuk gedeiht darin auf's Beste. Und wiederum, wie anders ist das Nest einer Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit Grashälmchen aus, so daß der junge Kukuk durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödlich wären, durchaus gleichgiltige Dinge sind! Und wie weiß der alte Kukuk, daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Nässe und Kälte sehr empfindlich ist? — Wir stehen hier vor einem Geheimniß.

Aber wie bringt der Kukuk sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und da er sich nicht selber darauf setzen kann? Er legt es auf irgend eine trockene Stelle und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch scheint er nicht bloß bei dem Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so zu thun. Denn auch die Nester der andern Insektenvögel, wenn sie auch oben offen sind, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große, langschwanzige Kukuk sich nicht darauf setzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kukuk ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein, als wäre es das Ei eines kleinen Insektenvogels, das ist ein neues Räthsel, das man im Stillen bewundert, ohne es lösen zu können. Denn sonst findet allenthalben in der Natur vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß statt. Das Ei des Kukuks aber ist nur ein wenig größer, als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insektenvögel es brüten sollen.

Wie viele Eier der Kukuk legen mag, darüber läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Der Vogel ist flüchtig, er ist bald hier und bald dort; man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ei. Er legt sicher mehrere; allein wer weiß, wo sie hingerathen und wer kann ihm nachkommen! Gesetzt aber, er lege fünf Eier, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß für fünf junge Kukuke wenigstens fünfzig Junge unserer besten Singvögel geopfert werden. Zunächst nämlich geht die erste Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kukuks-Ei, wie es wohl geschieht, mit ausgebrütet würden; so haben doch die Eltern über den entstandenen größeren Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche

Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus den Nestern verschwinden. Auch ist der junge Kukuk immer hungrig und bedarf so viel Nahrung, als die kleinen Insektenvögel nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange, ehe er sein vollständiges Gefieder hat und ehe er fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer drüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch nicht an die zweite Brut denken. Aus diesem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kukuk so viele andere Vögel verloren.

Der junge Kukuk wird übrigens, wenn er ausgeflogen ist, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben. Sobald er sein niederes Nest verlassen und einen Sitz etwa in dem Gipfel einer jungen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton von sich hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, der sonst beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen schlüpft, überwindet seine Natur und erhebt sich dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eichen. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen.

Dieses Füttern eines Fremden findet indessen nicht bloß bei den genannten Vögeln statt, sondern auch bei manchen andern, ja es scheint als etwas allgemein Gesetzliches durch die Natur zu gehen und ist ein Zeugniß der weisen und liebevollen Fürsorge Gottes, der auch der jungen Raben, die ihn anrufen, sich erbarmt und ihnen ihre Nahrung giebt.

Nach **Eckermanns Gesprächen mit Göthe.**

---

95. Der Hahn.

Je stiefmütterlicher das Huhn bedacht ist, um so bedeutender tritt dagegen der Hahn hervor, und deshalb war er auch schon der alten Sagendichtung ein willkommener Stoff. Das Feuer seiner Farbe und seines Blickes machten ihn schon frühe zu einem Gegenstande der Verehrung. Seiner Klugheit und Tapferkeit eingedenk, weiheten ihn die Römer dem Mars und der Minerva, unter den griechischen Helden vor Troja trägt ihn Idomeneus als Wahrzeichen auf seinem Schilde, wie der Hahn noch heute das Wappenbild der kriegslustigsten aller europäischen Nationen ist. — Des Hahnes hohen Sinn verräth schon das reiche Kleid.

„Goldhahn ist ein stolzer Ritter,
Trägt ein Wamms orangenfarben,
Goldnen Panzer, bunte Flitter,
Grüner Federn volle Garben.
Doch der Henne höchst vor allen
Will am Haupt der rothe Kamm,
Will am Fuß der Sporn gefallen,
Kühn zum Kampf gekrümmt und stramm!“

Es wölbt sich seine Brust wie ein Harnisch, sein Bart brennt wie Feuersgluth, sein Blick strahlt Kühnheit, sein Wandel ist stolzer Würde voll. Wahrlich zum Herrschen ist der Hahn geboren und jeder Zoll an ihm ein König. Er ist der Fürst der Vögel. Langsam und gemessen hebt er Fuß um Fuß empor, oft mitten im Schritt noch zögernd, das Auge achtsam hierhin nnd dorthin gewendet, daß nichts ihm entgehe. Zieht er durch ein Thor, unter dem ein Reiter hindurch könnte, so bückt er doch das Haupt, des Kammes Zierde nicht zu schädigen: so sehr fühlt er die innere Hoheit. Er gehe oder stehe, immer zeigt er die edle Art. Wie gedankenvoll erhebt er den kundigen Blick zu den wolkenverhängten Fenstern des Firmaments. Aber am vornehmsten ist er doch, wenn er sich anschickt zu singen „nach der Väter Weise." Er fliegt auf das Dach, der rechte Fuß tritt vor den linken, dieser bleibt halb hinaufgezogen. Die ganze Gestalt nimmt einen erhöhten Ausdruck an, Hals und Wedel richten sich auf, die Brust schwillt, die Flügel schlagen schallend an einander, das Auge sinkt verzückt zusammen.

Im Gesange liegt des Hahnes Mission, der Gesang erst erweist recht seine hohe Abkunft. Weithin schallt sein Schrei wie schmetterndes Erz. Vor ihm fliehen die Unholde der Nacht, es hört ihn auf dem Meere der Schiffer auf einsamem Pfade, und Freude kommt in ihre Seele, denn er bezeugt der Menschen heimische Nähe. Den Denker weckt er zur frühen Arbeit und den Frommen zum Gebet, er schreckt den Uebelthäter, ruft den Leichtsinnigen zur Reue, verkündet dem Landmann des Segens Erquickung und dem Kranken den tröstenden Morgen. Wenn Orion auf die Himmelswacht zieht, und an anderer Vögel Fittigen der Thau noch perlt, so ist er schon rührig und läßt sein Jauchzen erklingen. Ja, ein Heilsbote ist der Hahn und nimmer genug zu preisen. Sein Ruf zerreißt des Schlummers goldenen Trug und strafft die träge Sehne zu Arbeit, Kampf und Sieg.

Darum auch ist kein Thier so gefürchtet, keines wiederum so erhöhet worden. Die frommen Meister setzten sein Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wecker, und weise Lehrer schmückten damit des Fibelbuches Aufschlag, die Jugend zu mahnen, daß frühe beginnen müsse, wer das Gute wolle. Die Kriegsleute aber stellten ihn auf die Wagenburg, sich zuzurufen und abzulösen bei rechter Zeit. Und das ist des Hahnes schönster Platz, dahin gehört er. Denn er ist selber ein Krieger, streitbar, klug, wagemuthig, ausdauernd, wachsam ob seiner Ehre, wie kein anderes Gethier. Dringt ein anderer Hahn in sein Bereich, so zieht er ihm entgegen, schüttelt die Flügel und stürmt auf ihn los. Der Kamm schwillt, die Halsfedern sind aufgerichtet wie ein Schild, die Augen sprühen Feuer, mit gewaltigem Ansprung sucht er den Gegner niederzuwerfen und zu zertreten. Es ist eine lange, hartnäckige Schlacht. Zieht sich der eine zurück, so ists nur Schein, und der Kampf beginnt nur um so heftiger. Endlich erlahmen Flügel und Füße, da greifen sie zu der letzten, furchtbarsten Waffe. Hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald trieft das Blut aus Hals und Kopf. Zuletzt verläßt den Feind der Muth, er wankt, weicht, flieht, senkt den Schwanz, kriecht in einen Winkel, gaxelt um Gnade. Doch der Sieger läßt sich nicht bethören; er schlägt

mit den Flügeln und macht sich zur Verfolgung des Feindes auf, den nur die schnellste Flucht retten kann.

Die Schlacht ist entschieden. Triumphirend schwingt er sich auf die Mauer, und blutend, doch stolz emporgerichtet, verkündigt er seinen Sieg gleich einem Herolde mit lautem Trompetenstoß. — Wer wollte sich noch wundern, daß Indier, Chinesen und Britten sich's zu hoher Lust sein lassen, einem solchen wilden Kampfspiel zuzuschauen, und daß sich auch der kriegerische Sinn der Alten an des Hahnes Tapferkeit weidete und entzündete?

Aber im Kriege selber ist der Letzte nicht der Krieg. Auch der Hahn kämpft nur um des Friedens und des Regiments willen. Er ist absoluter Herrscher, aber mehr ein friedliebender Patriarch, als ein argwöhnischer Tyrann; er ist stolz, herrisch, doch weicheren Regungen nicht verschlossen. In seinem Gehöft, umringt von seinen Frauen, giebt er das Bild eines sorgsamen Gatten. Hat er einen Imbiß gefunden, so ruft er mit lauter Stimme die Seinen, denn er theilt auch das Kleinste mit ihnen; aber keine aus dem ganzen Volke darf ein Korn auch nur anrühren, bevor er selber das Mahl eröffnet, keine vorlaut ein Tischgespräch beginnen. Es ist noch ganz die strenge Hauszucht unserer Altvordern. Ein bloßer Blick des Herrschers reicht hin, die Henne, die es gelüstete, wider sein Gebot zu thun, zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Und das ist wahrlich nicht die Kleinste unter des Hahnes Tugenden.

Darum Ehre und Nachfolge dem Beispiel des Hahnes. Sieben Tugenden machten den echten, rechten Ritter; sieben machen auch den vollkommenen Hahn: er ist fürsichtig, weise, tapfer, ehrenhaft, fein, voll Liebe und der Herrschaft kundig.

H. Masius.

---

96. Das Schaf.

Vollendet hatte Zeus das Schöpfungswerk.
Auf seiner Tatze lag der Löw' und schlief,
Der Elephant hob drohend seinen Rüssel,
Der Eber wetzte seinen Zahn, der Stier
Wies seines Hornes Kraft mit wildem Blicke;
Rings um den Igel starrt 'ne Stachelwand.
Nur flehend hob das neugeborne Lamm
Den Blick zu Jovis Thron. — „Was fehlet dir?"
Sprach Vater Zeus, „du scheinst zu klagen, rede!"
Da sprach das fromme Lamm: „Was soll uns schützen?
Nur mir allein ward keine Waff' und Wehr." —
„In deinen Augen ruht der Unschuld Blick,
Leicht kräuselt sich der Wolle weißes Vließ
In tausend Löckchen um den runden Leib.
So stehest du in Unschuld schön. Getrost!
Ein höher Herz nimmt deiner wohl sich an."
— So sprach der Wesen Vater; — Sieh, es kam
Das erste Menschenpaar. Sie sahn das Lamm
Und trugen es auf sanftem Arm zur Hütte,
Bereiteten ein Lager ihm und sagten:

„Das hat gewißlich Zeus uns zugedacht,
Drum hat er ihm die Unschuld angebildet.“
So ward der Mensch des Lammes Schirm und Wehr.
Der Menschenunschuld Schirm und Wehr ist Gott.

Krummacher.

97. Das Schaf.

Das Schaf hat sich unter allen Thieren wohl am frühesten dem Menschen als Hausthier zugesellt; schon Abel ward ein Schäfer und opferte dem Herrn von den Erstlingen seiner Heerde. Das Schaf ist so zahm geworden, daß es nicht einmal mehr verwildern, daß es nicht mehr ohne den Menschen leben kann. Seine Dummheit und Geduld sind ja zum Sprüchwort geworden. Ohne Führer ist es nicht von der Stelle zu bringen; diesem folgt es aber auch in die augenscheinlichste Gefahr. Blindlings geht die ganze Heerde hinter dem Leithammel drein; was dieser thut, machen alle nach. Geduldig läßt es sich sein Junges nehmen; geduldig erträgt es die Mißhandlungen, die man ihm zufügt; fehlen ihm doch die Waffen, um sich zu wehren oder gar feindlich anzugreifen. Die hohlen Hörner des Widders sind nicht zum Angriff gemacht, die wiederkäuenden Zähne noch weniger und die schwachen, dünnen Beine sind eben stark genug, den Körper zu tragen. Unter solchen Umständen bedarf das Thier nothwendig des Schutzes und der Pflege der Menschen. Darum schmiegt es sich auch an ihn wie ein Kind, und schreit nach Hilfe, wenn es sich verirrt hat.

So hat der weise Schöpfer ein Thier, das dem Menschen so nothwendig ist, mit unauflöslichen Banden an das Menschenleben geknüpft, und die Wartung und Pflege, die es erfordert, wird dem Besitzer reichlich gelohnt. Alles, was das Thier in sich und an sich trägt, wird benutzt, selbst seine Gedärme, die sich ganz vorzüglich zu Violinsaiten eignen. Der vornehmste Nutzen besteht aber in der Wolle, deren Gebrauch außerordentlich mannigfaltig und ausgebreitet ist. Was sollten wir in unserm nordischen Klima anfangen, ohne die Wollstoffe, in die wir uns kleiden, durch die wir uns vor der Unbill der Witterung schützen? Wir hätten die Wahl zwischen den schweren und kostbaren Pelzen oder den leichten Baumwollkleidern, würden aber bald nicht Pelze genug schaffen können, wenn der Verbrauch sich ins Unendliche steigerte.

In den südrussischen Steppen führen die Schafhirten ein wahres Nomadenleben. Eine Heerde zählt oft 2000 Stück und noch mehr. Der Hirte führt stets einen oder zwei Wagen mit sich, die mit Ochsen bespannt, alle Lebens- und Heilmittel, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse, die Pelze der erlegten Wölfe hinter sich herführen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tartaren sehr ähnlich.

Zu Ostern zieht der Hirte ins Feld, und erst im Herbst kommt er wieder heim. Ein Reitpferd braucht er nicht, denn eine Schafheerde geht langsam vorwärts, bleibt auf dem kleinsten Raume beisammen und wenn sie geweidet hat, legt sie sich ruhig zum Wiederkauen nieder. Wo gute Steppen sind und ein Brunnen oder Quell in der Nähe ist, wird für

mehrere Tage Halt gemacht; die Hirten graben einen Herd zum Kochen und einen Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen sich wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht knarrend voran, und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist. Bei gutem Wetter ist die Leitung der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht, den Wagen begleitend, voran, der Oberhirte folgt hinterdrein und zur Seite gehen wieder zwei oder drei mit ihren wohl zwei Klafter langen Stäben. Die großen Hunde üben strenge Polizei und halten die dummen Vließträger in guter Ordnung. Die Hirten rufen sich beständig zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: No kudi? kudi? (Nun wohin, wohin?) die sie fast so oft ausschreien, als sie einathmen, aus denen aber die Schafe so viel entnehmen mögen, als ihnen zu wissen nöthig ist. — In schlechtem Wetter aber und besonders bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen sind die Schafe schwer zu lenken, und es kommen wohl ganze Heerden um, indem sie in Regenschluchten oder Flüsse getrieben werden. Aber auch ohne schlechtes Wetter giebt es bei der großen Dummheit und Tölpelhaftigkeit dieser Thiere eine Menge von Ereignissen, die ihre Leitung sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafherden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, die als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen, furchtsamen Schafe schrecken oft ohne Noth zusammen, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht in Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht Stand und gegen den Wind wollen sie durchaus nicht ziehen. In diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen, während diese vom Marsch ausruhen und wiederkäuen, für die Hirten mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen macht den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, den andern für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn Beides nicht in der Nähe zu haben ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist und läßt dann zur Freude der Hunde bald eine lange Flamme aufflattern. In das kochende Wasser wirft er die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht", dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig.

Die übrigen Hirten haben mittlerweile andere Beschäftigungen gehabt. Der eine hat ein Paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Berathung mit seinen Collegen ihnen Heilmittel eingegeben; der andere hatte einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen. Einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Die ge-

wonnene Milch stellen sie erst in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes, durcheinander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brinso“ bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen eigenthümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle streut man stets auf eine Lage Milch eine Lage Salz, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen.

Grube.

---

98. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Der Herr ist groß und herrlich in seinen Werken; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. Die Berge verkündigen seinen Ruhm, die Ströme rauschen von seiner Ehre, die Lilie des Feldes, die Blume des Thales predigt seinen Namen.

Wie schön ist der Züricher See, von grünen Hügeln umgeben, auf denen hie und da freundliche Landhäuser stehen, die sich in der klaren Fluth spiegeln; wie majestätisch ragen im Hintergrunde die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Felskuppen und Berge empor, um deren Häupter die Wolke des Himmels sich lagert! Ich hatte in der Frühe Zürich verlassen, war über die hölzerne Rheinbrücke bei Eglisau gegangen und näherte mich Nachmittags dem Dorfe Laufen. Lange vorher, ehe ich es erreichte, führte der Wind ein dumpfes Brausen an mein Ohr, das stärker wurde, je mehr ich mich dem Dorf näherte. Endlich stand ich vor dem Rheinfall, bewundernd und die Allmacht des Höchsten preisend. Eine ungeheure Wassermasse stürzt sechzig Fuß hoch über einen Felsendamm, zwischen einzelnen Felsmassen, schäumend und brausend und eine Wolke von Dampf aussprühend, in die sprudelnde Tiefe. Es hat etwas Sinnbetäubendes, das unaufhörliche Sprühen, Dampfen und Stürzen, das ohne Ende sich drängende Fluthen und Zerstäuben der Gewässer zu sehen, das unaufhörliche Brausen und Donnern zu hören; selbst nach längerer Betrachtung blieb meine Seele nicht ohne Aufregung. Auf leichtem Nachen ließ ich mich hinüberfahren, bis zu dem Fuße des Berges, auf welchem das Schloß Laufen liegt; ich betrat das hölzerne Gerüst, das an den Rand oder vielmehr in den Wasserfall selbst hinausgebaut ist, und der Eindruck den ich hier empfing, läßt sich durch keine Worte wiedergeben. Das Gerüst bebte unter meinen Füßen, die Felsen schienen zu beben, der feine Wasserdunst durchnäßte mich. Ich stand über eine halbe Stunde an dieser Stelle, wie könnte man die alle Gedanken übersteigende Schnelligkeit schildern, mit welcher unaufhörlich diese Fluthen hinabstürzen! Wie das Getöse, das Zischen, Brausen, laute Krachen, die tausend verschiedenen Töne der sich überfluthenden Wassermassen! Stumm und anbetend steht der Mensch neben diesem Wunderwerke des Schöpfers.

Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nachdem der Rhein unter

der Brücke bei Schaffhausen weggeströmt ist, ist das Bett des Rheins so abschüssig und der Fluß so reißend, daß er nicht befahren werden kann. Ich ging des andern Tages am Ufer entlang und betrachtete die zahllosen aus der Fluth hervorragenden Klippen, durch welche sich strudelnd und schäumend die Wellen hindurchzwangen.

Als mich der leichte Nachen wieder an das andere Ufer gebracht hatte, dämmerte es schon; ich setzte mich auf die Ruhebank unter einem Baume und betrachtete nochmals die ganze Breite und alle Abtheilungen des Falles. Der Mond stieg am Himmel auf und warf seine Strahlen auf die leuchtende und schimmernde Wasserfluth. Sein Licht brach sich tausendfach in den aufsprühenden Perlen, die weißen Punkten ähnlich erschienen. Sein Bild wiegte sich schaukelnd auf den auf- und niederwallenden Wellen; ich feierte einen der glücklichsten Abende meines Lebens auf dieser Stelle.

Fr. Hoffmann.

---

99. Der Vesuv.

Neapel, Dienstag, den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich, zum drittenmal den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinaufbegleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, Beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölbe die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich dann nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt, wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Gluthstrom von unten und, wie er weiter hinabfloß, von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie

mein Führer versicherte, sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonnenverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; da konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. **Goethe.**

---

100. Gestalt und Bildung der Erdoberfläche.

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große, schöne Natur um uns her mit ihren Bergen, Strömen, Blumen und vielerlei Thieren, mit Sonne, Mond und Sternen auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, das nur statt der Buchstaben, worin die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben sei. Auf jedem Blatte des großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; ebenso wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatt von Gottes Weisheit, Größe, Gnade und Heiligkeit.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben so wundervolles Zeugniß von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze, schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich

hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge Fallendem, mit der festen Erdmasse beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen gehen über 3000 Fuß in die Erde hinunter, also neunmal so tief, als der große Münsterthurm in Ulm, der 338 Fuß oder siebenmal so tief, als der große Thurm in Straßburg, der 438 Fuß hoch ist, und doch ist das wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkt. Denn diese Dicke beträgt über 20 Millionen Fuß oder fast 59000 mal die Höhe des Ulmer Münsterthurms.

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher; und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge haben, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Messungen der Sternkundigen fünfmal so hohe giebt, wie unsere höchsten, so ist doch schon der schöne Oertelerberg in Tyrol über 12000 und der Chimborasso in Amerika 20,100 Fuß hoch, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien, in Ostindien ist mehr als noch einmal so hoch, als der Oertelerberg; denn sein Gipfel reicht etwa 26000 Fuß hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun Alles das, was die Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunter dringenden Wassers und wegen der da unten verdorbenen und dicken Luft gar schwer ist, zusammennimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dies besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen, Höhlen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen, denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen z. B. im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte. Manche solcher Höhlen sind leer und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen leicht hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in Deutschland haben, wie die Baumannshöhle am Harz, oder die Nebelhöhle auf der Alb noch lange nicht die größten.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Theil unter dem Meeresgrund laufen, hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben, und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht eindringen kann, sondern eine andere selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdober-

fläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort. So bleibt auch auf dem Schwarzwald auf manchen Wiesen der Schnee nicht lange liegen, sondern es sieht immer wieder ein frisches Grün unter demselben hervor, aus welchem hier und da lauliche Quellen hervorbrechen, die nur in ziemlich geringerem Grade erwärmt sind, als die in Baden-Baden und Wildbad, welche dem unterirdischen Wärmeherd am nächsten sind.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten heraufdringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt hat in einen damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ganz ungeheuren Tiefe unten in einer weiten Höhlung drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrang. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen emporbringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch meilenweit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird meilenweit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Ein Theil der Quellen, besonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Wasser werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an sich ziehen, ebenso wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die Stube, beide feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen sind die heißen sprudelnden Quellen in einem der kältesten Länder Europas, auf der Insel Island. Einige derselben werfen mächtige Wassersäulen bis zu einer Höhe von 200 Fuß, also mehr als zweimal so hoch empor, als ein gewöhnlicher Kirchthurm, und zwar mit einem so krachenden Getöse, daß der Erdboden dabei zittert. Einige springen beständig, andere nur zu gewissen Zeiten, zum Theil in regelmäßiger Wiederkehr, und fast alle setzen eine Menge Kieseltuff ab, aus welchem sie sich nach und nach sowohl Röhren als Becken bilden. Die bekannteste unter diesen Sprudelquellen ist der Geyser. Schon in ziemlicher Entfernung kündigt er sich durch ein starkes Sausen, durch ein Rauschen, wie von einem über Klippen daherbrausenden Strom an. Seine Röhre hat eine Tiefe von 80 und sein zirkelrundes Becken einen Durchmesser von 74 Fuß.

Es giebt gar viele Quellen, die Salz, andere die Eisen- oder Schwefeltheile in sich haben. Es giebt auch Quellen, wie z. B. der

Bullenborn im Paderbornschen, die abwechsend in regelmäßigen Zwischenzeiten Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegene Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern.

Wenn man auf einmal das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grund nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große lange Sandflächen und Berge von Gips sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle häufig untermischt mit Muscheln und andern Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in und unter einem großen Meere gebildet sind. Viele von ihnen sind nämlich ganz erfüllt mit Muscheln und Seethierüberresten und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt meilenweit vom Meer landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen ist. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können.

Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus früherer Zeit herrühren, wo ein salziges Meer dastand.

Nach **Schubert.**

101. Das Erdbeben.

Denkt euch im Innern der Erde ein Zusammenrollen und lebendiges Wogen ihrer Eingeweide, wie oben auf ihren Berggipfeln Nebel in leichten Wirbeln sich rollen und wogen; denkt die zerreißende Schnelligkeit des Blitzes, die niederwerfende Kraft des Orkans, die wirbelnde Stromfülle des schwarzen Wolkenbruchs, in der Erde, im festen, jeden Gewaltstoß mit doppelter Gewalt und Schnelligkeit forttragenden Körper, zerreißend, erschütternd, wirbelnd, fliegend durch die Kette der Länder und Meere; und eine Ahnung wird euch durchschauern von dem Entsetzlichsten, was die kämpfende Natur ihre Kinder erfahren läßt, vom Erdbeben! — Da ist kein Entfliehen, kein Ableiten, kein sicherer Platz auf der ganzen unermeßlichen Erdfläche, denn unter unsern Füßen, gedeckt mit ewiger Nacht, verborgen in unerforschlicher Tiefe, ist der Feind, nicht eher erkennbar, bis seine schreckliche Gewalt schon Alles taumelnd ergreift.

Zwar der Luftkreis, welcher für den Erdkörper ist, wie das Nervengeflecht für den menschlichen Körper, der Vermittler alles Empfangens und Gebens, aller Eindrücke und Wirkungen, der Luftkreis empfindet den drohenden Kampf des unterirdischen Feuers, und giebt ihn getreulich warnend in allerlei Zeichen kund.

Dichte Nebel steigen auf und lagern sich vor die Sonne mit blutrothem Lichte. Eine drückende Schwüle erfüllt die Luft; stinkende Dämpfe breiten sich aus; Wolkenkreise besonderer Gestalt bilden sich; dicke Wetterwolken speien Blitze; Feuerkugeln durchziehen die Luft, oder bei heiter scheinendem Himmel rollt ein grauenvolles Getöse in der Höhe. Das Meer wird unruhig, und seine Bewohner, die Fische, taumeln wie sinnlos in die vorgehaltenen Netze. Der Mensch, im Stande der Bildung, gewöhnt, nicht nach dem, was er empfindet, sondern nach dem, was er sieht, zu urtheilen, fühlt die Veränderung, die um ihn vorgeht, sieht ihre Spuren, aber sein schwacher Geist vermag nachdenkend den Sinn nicht mehr zu finden, der für sein Gefühl verloren gegangen ist. Aber wohl erkennen die Thiere in dunkler Ahnung deutlicher die nahe Gefahr. Die Vögel flattern, ängstlich schreiend, ungewiß hin und her in der Luft; nicht die so mächtige Mutterliebe vermag ihr ahnendes Gefühl zu besiegen; sie verlassen das bebrütete Nest; und wenn sie vergebens Zuflucht gesucht haben, wo keine ist, in ihrer Heimath, in der weiten Natur, treibt sie ein inneres Gefühl von der geistigen Hoheit der Menschen in ihre Wohnungen, als vermöchten diese gegen die drohende Gefahr mehr, als sie selbst. Die Unglücklichen, welche Verzweiflung bald ungleich schrecklicher, als ihre gefiederten Gastfreunde, nach Rettung umherpeitschen wird! Die Heerden auf dem Felde laufen taumelnd gegen einander und im Kreise umher; die Hausvögel, Hühner, Gänse, legen sich schreiend mit ausgebreiteten Flügeln auf den Boden; Rinder, Maulthiere, Pferde in den Ställen scharren, brüllen, wiehern, reißen gewaltig an den Krippen; Hunde, Katzen stehen unbeweglich, mit starren Augen, mit gesträubtem Haar, unter lautem Bellen und Geheul.

Da kracht es wie donnernde Losung des Kampfes in der Tiefe. — Die zürnende Erde reißt sich aus den Banden ihrer eigenen Schwere und stößt von sich mit Gewalt, was doch nicht stehen und leben kann, ohne sich an sie zu halten; da hält kein Band, da widersteht keine Stärke, da ist kein Stützpunkt, da hören alle Gesetze des Gleichgewichts auf; es giebt nur taumelnden Fall für lebendige Körper und leblose Massen. Das unglückliche Thier, verrathen von seiner treuen Vormünderin Natur, verliert den Muth zu fliehen, weil es keinen festen Punkt der Flucht mehr finden kann, breitet zitternd die Füße aus und überläßt sich der Gewalt, die es auf- und niederwirft. Der Mensch, ergriffen und emporgeschleudert von der stoßenden Erde, stößt einen Schrei des Entsetzens aus, und strebt der Wohnung zu entfliehen, die er zur sichern Stätte seines Lebens und seiner Güter erkoren, und die jetzt aus ihrer Grundveste gehoben, aus allen Fugen sich reißend, mit Allem, was sie bewahrt, sinnlos zusammenfallend, ihn plötzlich zu verschütten droht. Väter, Mütter, greifen mit unsicherer Hand nach ihren Kindern und stürzen im Laufe auf wogender Ebene von Wand zu Wand geworfen, auf die Straße. Hinter ihnen krachen stürzende Balken, um sie herum fallen Trümmer, unter ihnen schwankt in stetem Donner die Erde, vor

ihnen öffnet sie sich weit im gähnenden Schlunde. Doch sie schließt ihn wieder zu; die Unglücklichen zaudern; der Abgrund öffnet und schließt sich aufs Neue; da wagen sie ihn zu überschreiten; aber der klaffende Schlund, abermals sich öffnend, erhascht den Vater und reißt ihn hinab, und der Schreck, stärker als die Liebe, treibt die Getrennten schreiend in die Flucht. So stürzen Tausende durch die Straßen mit Geheul der Verzweiflung und sehen im vorübereilenden Laufe die Kirche mit ihren Thürmen, die Paläste der Großen, die prächtigen Häuserreihen ihrer Straßen wanken, zerreißen und, in Trümmern umhergeschleudert, den Weg bedecken und ihr Leben bedrohen. Sie treten ins Freie — doch wo wollten sie der empörten Erde entrinnen! Sie sehen sie, dem Meere gleich, in schrecklichen Krümmungen sich wechselnd heben und senken, sie sehen da, dort, sie zerreißen und aus der Tiefe Wasserströme thurmhoch emporstoßen. Sie eilen an das Ufer des Meeres — es siedet und brauset, es eilt blitzschnell von dem erschütterten Lande weit, weit zurück und läßt die überraschten, verwirrten Fische am Boden. — Aber sieh', mit gewaltigen Wogenbergen stürzt es schneller wieder herbei und Niemand vermag seinem Anlaufe zu entfliehen; meilenweit bedeckt es das Land und begräbt, was die offene Erde nicht verschlang, die jammernden Menschen und ihre zertrümmerten Wohnungen in seiner Tiefe.

Kähler.

---

102. Der erste Anblick des Sternenhimmels.

In der ganzen Natur giebt es keinen Gegenstand, der das Gemüth des Menschen mehr zur Bewunderung hinreißt, als der Sternenhimmel. Bei diesen Gefühlen der Bewunderung bleibt indeß der Geist des denkenden Menschen nicht stehen. Angespornt von dem ihm eingepflanzten Triebe nach Erkenntniß, verlangt er mehr. Er will Aufschlüsse über die Flammenschrift des Himmels, er will eindringen in die Tiefen der Schöpfung und sich die Beschaffenheit und den Zusammenhang des Ganzen erklären. Kaum ist er daher aus dem seligen Traume, in den ihn der Anblick des Sternenhimmels versenkt hatte, zum klaren Bewußtsein seiner selbst zurückgekehrt, so beginnt er alsbald zu beobachten, zu vergleichen, zu forschen. In diesem Augenblicke beginnt in ihm die Wissenschaft der Sternkunde.

Stellen wir uns nun auf den Standpunkt der Beobachtung, so stellt sich uns der Himmel als ein großes, blaues Gewölbe dar, das auf den äußersten Rändern unseres Gesichtskreises aufliegt und an dessen innerer Wölbung die Sterne, gleich goldenen Nägeln, befestigt sind.

Einige dieser Himmelslichter funkeln in einem Glanze, der Alles übertrifft, was wir auf Erden kennen; andere leuchten in einem milderen, sanfteren Lichte, ohne Strahlenblitz; wieder andere, und zwar schon eine beträchtlich größere Anzahl, glänzen in einem stufenweise immer geringeren Grade, jedoch immer noch dem Auge unterscheidbar. Bei weitem die meisten aber senden aus den unabsehbaren Fernen des Weltraumes nur einen blassen Schimmer, der uns die Ahnung erweckt, als ob sie an diesen Stellen des Himmels schichtenweise hintereinander ständen. Auch die Farbe der Sterne erscheint einem scharfen Auge ver-

schieden. Zwar leuchtet der größte Theil derselben in einem weißlichen oder gelben Lichte, aber unverkennbar ist bei vielen auch ein röthlicher, bläulicher, goldfarbener oder grünlicher Schimmer. Alle scheinen in größter Unregelmäßigkeit am Firmamente vertheilt zu sein; denn während sie an einigen Stellen desselben vereinzelt stehen, bilden sie an anderen größere oder kleinere Gruppen, und in einer Gegend des Himmels, der sogenannten Milchstraße, stehen sie so dicht gedrängt, daß sie gleichsam wie ein großer, breiter Lichtgürtel das Gewölbe desselben zu umziehen scheinen.

Der Eindruck der Ruhe und Unbeweglichkeit, die der Sternenhimmel beim ersten Anblick auf unser Auge macht, zeigt sich uns indeß bei fortgesetzter Beobachtung als eine Täuschung. Denn, wenn wir uns einzelne Gegenstände auf der Erde z. B. einen Berggipfel oder eine Thurmspitze, über welchen wir gewisse Sterne erblicken, genau merken, so werden wir schon nach einer Viertelstunde wahrnehmen, daß diese Sterne von ihnen in der Richtung von Osten nach Westen weggerückt sind. In gleicher Weise, wie die Sonne aufgeht, ihren Himmelspfad wandelt und untergeht, so sehen wir auch das gesammte Heer der Sterne am östlichen Horizonte emporsteigen, in ruhigem, stets gleichmäßigem Laufe einen Bogen am Himmel beschreiben und sich dann im Westen wieder unter den Gesichtskreis hinabsenken. Am folgenden Tage, um die nämliche Stunde, erblickt man sie wieder an derselben Stelle des Osthimmels, und sie wiederholen auf die nämliche Weise denselben Lauf. Sie müssen also in der Zeit, in welcher sie unsichtbar waren, unter unsern Füßen herumgegangen sein, und so hat es den Anschein, als ob Sonne, Mond und Sterne sich in Zeit von 24 Stunden in der Richtung von Osten nach Westen rings um die Erde bewegten, und zwar so, daß dabei kein Stern seine Stellung gegen den andern verändert.

Diese allgemeine Erscheinung des Sternenlaufes erleidet jedoch bei fortgesetzter Beobachtung mancherlei Ausnahmen. Hierher gehören zunächst eine große Menge Sterne am nördlichen Himmel. Diese gehen nämlich in unseren Gegenden gar nicht auf und unter, sondern drehen sich beständig über dem Horizonte im Kreise herum, so daß man sie bald unten, bald seitwärts, bald oben von einem gewissen Punkte sieht, der das ganze Jahr hindurch unbeweglich stille steht. Dieser Punkt, den man sich vor allen Dingen merken muß, wenn man sich am Himmel zurecht finden will, scheint der Mittelpunkt zu sein, um welchen sich überhaupt alle Gestirne bewegen. Je näher sie ihm stehen, desto kleiner sind die Kreise, die sie um ihn beschreiben, je entfernter sie von ihm sind, desto größer werden diese Kreise. Man hat diesem wichtigen Punkte den Namen des nördlichen Weltpols gegeben. Die Stelle, wo er sich befindet, ist durch einen hellen Stern von mittlerer Größe bezeichnet, der ganz in seiner Nähe einen äußerst kleinen und für das bloße Auge gar nicht merkbaren Kreis um ihn beschreibt. Er führt den Namen Polarstern und wird auf folgende Weise gefunden. Wenn das Auge sich gegen die nördliche Himmelsgegend richtet, so fallen ihm vor allen andern Gestirnen sieben helle Sterne auf, welche den sogenannten großen Bären oder den Himmelswagen bilden; zieht man durch die beiden hintern Sterne, welche die Räder des Wagens bilden, in Gedanken eine Linie nach der Mitte des nördlichen Himmels, so führt dieselbe in ihrer

Verlängerung auf den Polarstern hin, den man leicht daran erkennt, daß kein anderer Stern von gleicher Helle in seiner Nähe steht.

Die Bewegung der um den Nordpol kreisenden Gestirne, welche niemals untergehen, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß auch die auf- und untergehenden Sterne sich in Kreisen bewegen, von denen aber immer derjenige Theil unter dem Horizonte verdeckt liegt, den der Stern von der Zeit seines Unterganges bis zu der seines Aufganges durchläuft. In gleicher Weise vermuthen wir, daß sich dem Nordpol gegenüber ein anderer und beweglicher Punkt am südlichen Himmel befinde, um welchen sich eine Anzahl von Sternen bewegt, welche niemals über unsern Gesichtskreis hinaufsteigen, wohl aber in südlichen Gegenden sichtbar sein werden. So gewinnen wir die Ansicht, daß uns immer eine ganze Hälfte des Himmelsgewölbes unter dem Horizonte liege, während wir die andere über demselben erblicken, daß also das Firmament keine halbe, sondern eine ganze Hohlkugel sei, welche den Erdball rings umschließt.

Die Sonne und eine Anzahl anderer Sterne wandeln durch die anscheinend stille stehenden Sterne von Osten nach Westen um das ganze Himmelsgewölbe herum; man nennt Letztere deswegen Wandelsterne oder Planeten, während man die am Firmament scheinbar befestigten durch die Benennung Fixsterne bezeichnet. — Das sinnliche Auge vermag durchaus nicht zu bestimmen, in welcher Entfernung sich die Sterne befinden; sie erscheinen uns darum alle gleichweit entfernt, und der halbe Himmel stellt sich uns in der Gestalt eines ungeheuern Domgewölbes dar, an dessen innerer Wölbung die Sterne befestigt sind.

C. Schmezer.

103. Die Wolken.

Wenn das Wetter längere Zeit schön gewesen ist, und das bis dahin hochstehende Barometer nun langsam zu sinken beginnt, so zeigen sich häufig auf dem blauen Himmelsgrunde feine, weit ausgedehnte parallele Fäden, die oft kaum zu erkennen sind und sich dabei meist gen S. oder SW., nach N. oder NO. erstrecken, bald als feine, weißliche Federpinsel, bald als gekräuselte Locken am Himmel erscheinen, bald sich netzförmig durchkreuzen. Diese feinen Trübungen des Himmels werden Federwolken oder Cirrus genannt. Zuweilen laufen parallele ähnliche Fäden zu beiden Seiten aus, wodurch die Wolken das Ansehen eines Pferdeschweifes und den Namen Windbäume erhalten. Meist haben diese Wolken eine bleibend weiße Farbe, daß man sie nicht unmittelbar, sondern nur in einem schwarzen Spiegel betrachten kann. Sie stehen unter allen Wolkenformen am höchsten, meist noch hoch über den Gipfeln der höchsten Gebirge. Mit der Bildung dieser Federwolken beginnt häufig eine Aenderung der Witterung, die Bildung anderer Wolkenformen. Die Fäden durchkreuzen sich in so großer Menge, daß die Wolken dichter und wie verfilzt erscheinen, wodurch die federigen Haufenwolken entstehen, jene zarten, runden in Reihen geordneten Wölkchen, die unter dem Namen Schäfchen bekannt sind; oder sie vereinigen sich zu weißgrauen dichtern Wolken in horizontalen Schichten, durch welche nicht mehr die Sonne zu dringen vermag, die aber immer

noch aus einer Menge zarter Wolken zusammengesetzt erscheinen; sie werden federige Schichtwolken genannt. Die Wolken werden nun dichter und dichter, immer dunkler und dunkler, sie senken sich tiefer und tiefer, nehmen durch Vereinigung an Größe zu, sie bilden Halbkugeln auf horizontaler Grundlage, die Haufenwolken, die sich wiederum mit einander vereinigen und am Horizonte wie Gebirge mit glänzenden Gipfeln erscheinen, mannigfaltig beleuchtet und beschattet, oder sie vereinigen sich zu dunkeln über einander aufgethürmten Haufenwolken, besonders bei Gewittern. Eine oben und unten horizontal begrenzte Wolkenschicht, die wir oft in den mannigfaltigsten Farben beim Untergang der Sonne sehen, nennt man Schichtwolke. Häufig geht die gethurmte Haufenwolke in die Regenwolke oder Nimbus über, die ein gleichförmiges, graues Aussehen und einen faserigen Rand hat, am Horizont oft als Wolkenwand aufsteigt, aus der sich dann der Regen weit öfter befeuchtend und befruchtend, als verwüstend und zerstörend herabgießt.

Geh', betrachte diese Segen spendenden Luftsegler, welche Mannigfaltigkeit ihrer Formen, ihrer Bewegung, ihrer Formenänderung! Wer läßt sie schweben, wer sie als Regen herunterträufeln? Ihr Schweben zu erklären, ist oft schon selbst den gelehrtesten Leuten schwer geworden.

Kämtz.

104. Das Leben des Lichts.

Begraben in der Finsterniß des Todes und starr in der Ruhe des Grabes lag das Weltall und harrte der Auferstehung. Da fuhr der Geist Gottes hernieder und schwebte über die Tiefen, wie ein warmer Frülingshauch über die Blumen weht, und es erscholl das Allmachtswort: Es werde Licht! Sieh! da kam Bewegung in die Ruhe und Leben in die Erstarrung, die Welten leuchteten, und Bäche und Ströme des göttlichen Lichtes ergossen sich durch den endlosen Aether, die Sterne tanzten ihren ersten Reigen und sangen ihren ersten Festgesang. Nun schäumten und tobten die Elemente nicht mehr wild durcheinander; des Todes Macht war gebrochen, und in der Tiefe regte sich Alles jetzt, aufringend zur Geburt. Als die Finsterniß sich schied von dem Lichte, da schied sich auch das Wasser von der Luft und der Stein von dem Wasser. Und das holde Licht wob oben im Aether das himmlische Blau und zeigte der Erde die Sonne, den Mond und die Sterne; und dann fuhr es hinab in die Tiefen der Erde und webte den Sonnenglanz des Goldes und den Mondenglanz des Silbers. Die Welten des Lichts flossen hinab und mischten sich mit den Wogen des Meeres; da ward das Meer erregt und bewegt von allerlei Thieren, groß und klein. Und aus der feuchtwarmen Erde hob sichs empor in tausend und abertausend sprießenden Keimen und das Licht entfaltete die Blätter, öffnete die Knospen und malte den Farbenteppich der Blumen. Die Bäume streckten ihre Arme aus, als wollten sie den Aether umarmen, und dieser schickte seinen Erstgeborenen, das Licht, herab, ihre Wipfel zu küssen. Da rauschten die Blätter und Blüthen voll Freude und Wonne, und in dem grünen Laubdache sangen die Vögel ein Loblied des Lichts. Und als das Licht die Tiefen des Meeres in die Höhen der Luft und alle Lande der Erde mit seinem Leben erfüllet hatte, kehrte es wieder zum Vater zurück, von

dem es gekommen war, und es geschahe das Wort: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei! Nun fuhr göttliches Leben in den irdischen Staub; ein Hauch Gottes gab dem Körper eine Seele, und ein Lichtfunke des ewigen Geistes entzündete die menschliche Vernunft. Das Angesicht des Menschen strahlte von diesem himmlischen Lichte, und ward schön, wie das Antlitz eines Gottes. Und dieses Gotteslicht leuchtet auch aus deinem Auge, wenn himmlische Freude dich beseelt, oder wenn du anbetend oder dankend vor Gottes Herrlichkeit niederknieest und dein Haupt erhebst zu dem, der da heißt „Vater des Lichts."

Ohne Licht kein Leben, und wo ein Leben sich entwickelt, da entwickelt sich auch das Licht. Weil Alles, die größte Sonne, wie das kleinste Sonnenstäubchen, im Aether beruht, so ist auch kein Ding ohne Licht, das wie eine Weltseele Alles durchdringt. Darum strebt auch Alles, was da lebt und leben möchte, empor aus der Erdennacht zum Lichte des Himmels, das alle Wesen kennen und alle lieben, weil es Allen wohlthut. Es zu schauen und zu begrüßen, strebt das Tannenpflänzchen und die junge Eiche des Waldes aufwärts, und ruht nicht eher, bis ihr Wipfel im reinen Aether rauscht, es zu schauen und zu grüßen, öffnet das kleinste Blümlein seine Augen, zerbricht der gefangene Samen seine Hülse, rankt der bleiche Keim der im Keller verborgenen Kartoffel so lange weiter, bis Licht und Luft ihn umwehen. Die Fische im Meere huldigen dem Lichte, wenn sie aus der blinkenden Fläche emporhüpfen, und den edlen Thieren der Erde wird der Schritt zum Fluge, wenn das Sehnen nach oben sie ergreift. Auch der Mensch wünscht sich Flügel der Morgenröthe, um mit den Wolken zu schiffen durch blaue Lüfte, wenn ihm die kleine Erde zu eng wird und das Herz für die Freude zu klein.

Aber, sag ich da nicht zu viel, wenn ich behaupte, jeden Körper durchdringe, in jedem Körper wohne das Licht? der Stein, womit die Straße gepflastert, das Holz, woraus der Tisch gehobelt ist, sind das Lichtkörper? Wohnt in dem Wasser oder in der Luft auch das Licht? Ist es nicht die Sonne, welche diesen dunkeln Körper erst erhellen muß? Nun siehe! Als das Stück Holz noch an dem Baume saß, von dem es genommen ist, als es in seinem Stamme oder in seinen Zweigen noch lebendig war: da tranken nicht bloß die Blätter des Baumes, sondern auch seine Rinde und seine Knospen das Licht in vollen Zügen, und wie der Saft in ihren feinen Gefäßen auf- und niederstieg, so verbarg sich das Licht in ihrem feinen Zellengewebe, und richtete sich dort eine Wohnung ein, in der es vor den Augen der Menschen verborgen ruhen konnte. So lange es in diesen geheimen Kammern schläft, wirst du seiner nie gewahr; reibst du aber ein Stück Holz an einem andern Stück stark und schnell, wie's die Wilden machen, wenn sie Feuer haben wollen: dann wird das Licht munter und wach und springt als lebendige Flamme aus dem Holze heraus. Der Kienspan, welcher dem Polarmenschen an den langen Winterabenden leuchtet, spendet dasselbe Licht wieder, welches er einst im südlicheren Walde aus dem sonnigen Aether aufgesogen hatte. Und hast du nicht selber schon einmal aus dem harten Feuerstein den darin schlafenden Licht- und Feuerfunken erweckt mit dem härteren Stahl? In der Luft, welche du athmest, in dem Wasser, das du

trinkst, steckt Feuer und Licht, obwohl du es nicht fühlst und nicht schmeckst und nicht siehst. Machst du aber an eine Windbüchse ein Glasfenster, so daß du in die dunkle Röhre hineinschauen kannst, so wirst du zu deiner Verwundrung bemerken, wie schon mit den ersten Stößen auf die zusammengepreßte Luft ein heller Lichtschein entsteht, als wollte das aufgeschreckte Licht vor dem harten Drucke sich retten. Ja das Wasser selbst ist ein Kind des Feuers, und wenn du es zu theilen verstehst in seine zwei Elemente, Sauerstoff und Wasserstoff, so kannst du das Wasserstoffgas durch das Sauerstoffgas zu heller Flamme entzünden, und hat das Feuer ausgebrannt, ist wieder das helle Wasser da. Das Licht haust also überall. Es blitzt aus der Wolke als zerschmetterndes Ungewitter; es tanzt in den Sümpfen als Irrlicht, und steigst du mit dem Bergmann in die Tiefen der Erde, so hüpft es auch dort als ein neckischer Geist dir entgegen.

Die Erde hat ihr eigenes Licht, unabhängig von dem Lichte der Sonne, des Mondes und der Sterne, und bei ihrem Nachtlicht findet oft der Wanderer noch seinen Weg, wenn der Himmel mit Wolken und Nebel tief verschleiert ist. Wenn der Mensch in vollster Finsterniß zu sein glaubt, ist es für die Augen einer Eule, Katze oder Hyäne noch hell genug, um bequem die Beute zu erjagen. Hätte die Erde in dem Oel und Fett, in dem Holze, in den Gasen, ja in allen ihren Kräften nicht einen ihr gehörigen Lichtstoff: was sollten wir des Abends und Nachts anfangen, wo uns die Sonne mit ihrem Lichte verlassen hat; was sollte der arme Eskimo beginnen, der fast ein halbes Jahr lang die Sonne nicht zu sehen bekommt? Und müßte er nicht bei seiner Thranlampe im Rauch und Qualm seiner Höhle verkommen, wenn ihm an dem Nachthimmel nicht noch ein anderes Licht leuchtete, als das der Sterne? Aber es wird in seiner langen Winternacht oft so hell, daß er im Freien Geschriebenes lesen, daß er den Fuchs und den Seehund jagen kann, um neuen Vorrath zu sammeln und frische Luft zu schöpfen. Woher nun dieses Licht? Das kommt aus den geheimnißvoll wirkenden Kräften der Erde, zu denen sich das Licht wie ein treuer Freund gern und willig gesellt. Das Licht ist kein mürrischer Einsiedler, sondern ein lustiger, froher Gesell, der da am liebsten weilt, wo es am lebendigsten hergeht. Daß es ein warmer Freund der Luft ist, habe ich schon erwähnt, aber unter seinen vielen andern Freunden stehen die Kräfte der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus oben an.

Von dem letzteren, dem magnetischen Freunde, laß dir zuerst Einiges erzählen. Hast du vielleicht schon einen Magnet-Eisenstein gesehen? Solch ein kleines Stück grauschwarzes Eisen trägt große Stücke von unserm gewöhnlichen Eisen, wenn man sie daran hängt. Wenn du einen solchen Magnet frei aufhängst, so wird er nicht bloß die anfängliche Last fest an sich halten, sondern du kannst nach und nach immer mehr Gewichte daran hängen, und es wird Alles von der unsichtbaren Kraft des Magnets getragen. Bestreichst du mit ihm einen gewöhnlichen Feuerstahl, so theilt der Magnet auch diesem die wunderbare Kraft mit, ohne aber von seiner eigenen auch nur das Mindeste zu verlieren. An diesen magnetisirten Stahl kannst du eine Nadel nach der andern hängen, und er wird sie alle anziehen und tragen. Nun siehe, dieselbe Kraft, welche in dem Magnetstein lebt, ist auch im hohen eisigen Norden be-

schäftigt, den Menschen in der Luft ein Feuer zu entzünden, und an dem Himmel bunte Lichter und glänzende Kerzen aufzustecken. Dort im Norden, wohin eine frei schwebende Magnetnadel wie nach ihrer Heimath ohne Unterlaß zeigt, dort kommen alle magnetischen Kräfte der Erde zusammen zu einer großen Gesellschaft, um sich zu vergnügen und einander zu sehen, und dort steigen diese rastlos wirkenden und webenden Erdgeister vom gefrorenen Boden auf in die kalte Luft, legen Festkleider an, aus Licht und Feuerfünkchen bereitet, und tanzen in die Runde unter einem prächtigen Zelte, das mit strahlenden Tüchern von blitzenden Diamanten durchwoben, umhangen mit schimmernden Laubgewinden und mit Blumen geziert ist und oben auf seiner Spitze eine Krone trägt, die noch schöner erglänzt, als die eines Königs von Gold und Rubinen. Die Säulen dieses Palastes erglühen in rother Feuergluth und schwingen auf und nieder, als wollten sie selber tanzen. Und ringsum stehen Blumen, gelb und sapphirblau und purpurroth, mit Blättern von Smaragd, und an den hohen Palmen wohnen Strahlenbüschel anstatt der Blätter. Ein Lichtwind fährt über das Ganze, wie durch unsere Wälder der Sturm, Funken sprühen und knistern, und das ist die Tanzmusik zum Tanze der Geister. Haben sich die magnetischen Feen und Elfen nach Herzenslust vergnügt, und hat der Mensch ihre Herrlichkeit geschaut, dann eilen sie wieder zurück in die finsteren Schlupfwinkel der Erde, um auszuruhen vom schnellen Wirbeltanze. Der Feenpalast wird wieder abgebrochen, eine Lichtsäule nach der andern fällt um, die goldene Krone verwandelt sich in einen graulich bleichen Flocken, als wäre sie wie ein Papier zu Asche verbrannt. Der Zunder verfliegt, und dann zeigt sich noch ein trübes Nebelgebilde, gleich den schwarzen Mauern eines niedergebrannten Hauses, die dem Feuer Trotz geboten haben. Aber auch diese Stützen des vor kurzem noch so prächtigen Lichtbogens sinken ein, nnd was zuletzt hoch am Himmel zurückbleibt, ist ein weißes, zartes, am Rande gefiedertes Gewölk, in rundlichen Haufen zusammengeballt; gleich den Schäfchen, welche du oft genug an unserm Sommerhimmel gesehen hast. An diesen weißen Schäfchen hat sich das magnetische Ungewitter entladen, wie bei uns die Blitze an den tiefen, schweren, schwarzen Gewitterwolken. Aber jenes magnetische Gewitter zersplittert keinen Baum, tödtet keinen Menschen, zündet kein Haus an: es ist das Nordlicht, von Gott gemacht, die Menschen zu erfreuen und die Nacht zu vertreiben. Dort, auf den öden Schneegefilden, läßt der Vater des Lichtes am Himmel grüne Wiesen und goldene Aehrenfelder aufsteigen, durchwirkt mit allerlei Blumen, lustig zu schauen und schöner, als ein Maler sie zeichnen kann.

Des Lichtes anderer Freund, dessen ich vorhin Erwähnung that, ist die Electrizität, eine Schwester des Magnetismus, aber viel heftiger, aufbrausender, gewaltsamer, als das milde und sanfte magnetische Wesen. Wenn der schnelle Blitz wie eine Riesenschlange durch die schwarzgrauen Wolken fährt, dann schrickt Mensch und Thier zusammen und schließt den Blick vor dem allzugrellen Licht. Und wenn dem furchtbaren Lichtstrahl der weithinrollende und krachende Donner folgt, so ist es, als zürnte der Weltgeist mit dem armen Menschengeschlecht. Und doch ist auch dieser electrische Funken ein Segensfeuer, aus der Hand

des Allerhöchsten auf die Erde gesandt, die matten Gefilde mit ihren Bäumen und Kräutern zu stärken und zu erquicken und die schwach gewordene Erde aufs neue zu stärken.

Wenn du ein Stück Siegellack oder Bernstein an deinem Rocke reibst, so wird das Stückchen Siegellack oder Bernstein warm, und es ist eine Kraft in ihm rege geworden, die vorher unthätig schlief. Bringst du dann kleine Stückchen Papier an den Bernstein, so zieht dieser dieselben an sich, als wäre er ein Magnet. Aber nach einem Weilchen macht er es umgekehrt wie der Magnet, er stößt die Papierstückchen wieder von sich, als wäre aus dem Freunde auf einmal ein Feind geworden. Könntest du mit den hellen Augen eines Engels auf den geriebenen Bernstein schauen, so würdest du auf demselben ein leuchtendes Wesen spielen sehen, das nach und nach auch in die Papierstückchen übergehen würde. Dieses Wesen, von dem Electron oder Bernsteinharz Electrizität genannt, ist freilich noch zu schwach in seinem Schimmer, als daß ein Menschenauge es sehen könnte; wenn du aber die große Glasscheibe an einer Electrisirmaschine zwischen den rauhen Stoffen, die sie reiben, drehst, so ist jenes wunderbare Wesen schon stärker geworden, sammelt das electrische Licht zu einem Tropfen und springt als ein feuriger Funke heraus, dem Auge sichtbar und dem Ohre hörbar. Reibt endlich der liebe Gott die tausend Millionen Wasserbläschen, welche in den Gewitterwolken schwimmen, aneinander, dann ist der Electron-Funke noch größer und stärker geworden, dann fährt er leuchtend und krachend durch die Lüfte hinab auf die Erde, daß die Felsen zersplittern und die Bäume zerschellen. Das blitzende Licht ist aber so schnell, daß der elektrische Funke dir wie eine gezackte Schlangenlinie erscheint. Der Mensch ist der Herr der Erde, und so hat er auch den furchtbaren Blitzstrahl gefangen, und sich dienstbar gemacht. So leitet er den Blitz nicht bloß in die Erde, wo er unschädlich verfliegt, sondern dieselbe elektrische Kraft muß ihm auch zur Lampe dienen, und mit der Helligkeit der Gasbeleuchtung wetteifern. Schon hat man in London den Versuch gemacht, das electrische Licht zu erzeugen, und alle Welt wurde überrascht von dem außerordentlichen Glanze. Der Lichtstrom war so blendend hell, daß alle Gaslampen davor wie der Mondschein vor dem Sonnenlicht erblichen und nicht bloß die Lampen einer Straße, sondern auch der benachbarten. Ein Leuchtthurm im Meere mit dem elektrischen Licht wird eine kleine Sonne sein.

Noch habe ich oben einen Freund des Lichts genannt, die Wärme. Die innige Freundschaft beider Wesen hast du schon oft genug erfahren, wenn im Frühling ein warmer Sonnenstrahl dich erquickte, oder im Sommer das Sonnenlicht dir zu heiß ward und der willkommene Schatten dich seiner Wärme entzog. Wo die beiden Freunde verbunden dir entgegentreten an einem irdischen Körper, und als helle Flamme aus ihm auflodern, nennst du diese Erscheinung „Feuer." Das Feuer ist nie ohne das Licht; wo der eine Gefährte erscheint ist auch der andere unzertrennlich bei ihm. Die erhöhte, stärkere Wärme, das Glühen, ist auch ein erhöhtes, stärkeres Leuchten, und wie die Gluth steigt, desto glänzender wird auch das Licht. Darum ruft der Mensch das Feuer herbei, wenn er nach dem Lichte verlangt, und ist jenes gekommen, ist auch dieses da.

So flammt denn das Licht wie ein allgegenwärtiger Geist im Schoß der Erde, auf den Spitzen der Berge und in und über den Wolken, im Stein, in der Pflanze, in der Luft. Aber es flammt auch im Wasser und in der Thierwelt. Wie es in der kalten Zone in Strahlenbüscheln die Luft durchkreuzt und in Strahlenbächen am Himmel fließt, in schönster, bunter Farbenpracht: so wird in der heißen Zone das Meer vom Licht durchströmt. Du hast wohl schon ein Johanniswürmchen gesehen, das in den Sommernächten als Feuerfunke im Grase schimmert und als leuchtendes Pünktchen die Luft durchzieht? Denke dir Millionen von kleinen Würmchen, aber kleiner noch als der hundertste Theil von einem Sandkorn, daß kein Mensch bei hellem Tage sie zu sehen vermag und daß Hunderte in einem Wassertropfen umherschwimmen, wie die Fische im See.

Siehe auch in diesen kleinsten Thieren lebt die Gotteskraft des Lichts, und jedes ist für sich eine kleine Sonne, belebt und bewegt. Ja, selbst Millionen verwesender, in Fäulniß übergegangener Thiere leuchten noch im Glanze des lebendigen Lichts und helfen dazu, das große Feuerwerk abzubrennen, das die Bewohner des Meeres in den lauen Nächten sich geben.

Tritt Windstille ein, dann wird das Meer so glatt wie ein Spiegel und es ist nichts vom Leuchten zu schauen; der Himmel mit seinen zahllosen Sternen schaut aus dem Wasser hervor, und das Schiff scheint im blauen Aether zwischen den flimmernden Sternen hindurchzusegeln. Erhebt sich aber ein frischer Wind und treibt das Schiff still gleitend durch die Fluth, so jagt dieses feurige Wellen vor sich her und zieht hinter sich silberhelle Furchen, und was im ganzen Umkreise bei Tage als weißer Schaum erschien, glänzt bei Nacht als ein sanftes schimmerndes Licht. Mit Lichtschaum bedeckt sich und kräuselt sich die überschlagende Welle, Diamantenfunken sprüht die weite Fläche und jeder Funke ist die Lebensregung einer unsichtbaren Thierwelt. So weit das Auge reicht, ist auf jede Welle ein silberner Kamm gesteckt, und der Glanz der vielen tausend Flämmchen strahlt selbst am Himmel wieder, als wäre der Mond dort aufgegangen.

Selbst Fische leuchten im tropischen Meere. Die Knurrhähne (Trigla) glänzen bei Nacht wie funkelnde Sterne, und wie die Schwärmer, welche die Knaben des Abends abbrennen, rechts und links im lustigen Zickzack dahinfahren, so huscht auch eine flackernde Flamme durch das Wasser hin, und diese Flamme ist jener Fisch.

Die feurigen Augen der Haie und der Rochen sind den Seefahrern längst bekannt, daß es aber auch leuchtende Haien giebt, darüber ist uns erst in der neuesten Zeit Kunde geworden. Bennet hat auf seiner dreijährigen Reise um die Welt zwei Exemplare gefangen, das erste zehn, das zweite achtzehn Zoll lang. Als dieses letztere noch lebend in ein dunkles Gemach auf dem Schiffe gebracht wurde, bot es ein überraschendes Schauspiel dar. Der ganze untere Theil des Körpers bis an die Schwanzspitze glänzte in lebhaftem grünlichen Schimmer, und das Thier hatte in seinem eigenen Widerschein ein fürchterliches, geisterhaftes Ansehen. Das Ausstrahlen des Lichts war anhaltend und dauerte drei Stunden lang bis zum Tode des Fisches fort.

Wunderbares Licht und wundervoller Glanz unserer Erdennacht! Und doch, was ist das arme, bleiche Erdenlicht für ein matter Schimmer

im Vergleich mit dem Sonnenlicht! Was ist überhaupt alle Größe und Herrlichkeit der Erde im Vergleich mit der Größe und Herrlichkeit der Sonne! Es müßten fast anderthalb Millionen Erdkugeln zusammengeschmolzen werden, wenn daraus ein Weltkörper werden sollte, an Größe der Sonne gleich. Und so ist auch das Sonnenlicht über alles andere Licht erhaben. Am heitern Himmel müßten 800,000 Mondscheiben leuchten, um eine solche Tageshelle über die Erde zu verbreiten, als die hoch am Himmel strahlende Mittagssonne. Und wolltest du am Abend, wenn du in einem Buche liesest, durch das Kerzenlicht eine gleiche Helligkeit gewinnen, wie sie dir am Tage der Sonnenschein gewährt: so müßte man dir 5363 Wachskerzen anzünden, und diese dürften von deinem Buche nicht weiter entfernt sein, als eine halbe Elle, während das Sonnenlicht noch so hell leuchtet, obschon es aus einer Entfernung von 20 Millionen Meilen zu uns kommt. Wäre für den Flug eines Adlers durch das Weltgebäude eine Bahn, so müßte dieser schnelle Vogel, selbst wenn er in jeder Sekunde 100 Fuß durchmäße, doch 150 Jahre lang fliegen, ehe er auf der Sonne anlangte. Und diesen weiten Weg durchfliegt das Licht in acht Minuten. Aber es ist auch gut, daß es so eilt, denn wenn es nicht viel tausendmal schneller reiste, als der Wind und der Vogelflug, so könnte die Sonne uns aufgehen, und wir würden nichts davon gewahr, als bis nach Jahrhunderten. Ganze Menschengeschlechter könnten darüber hinsterben, ohne die Sonne gesehen zu haben. Und wie lange müßten jene äußersten Himmelskörper, der Jupiter, Saturn und Uranus, die mit unserer Erde um die Sonne wandeln und dasselbe Licht von ihr empfangen, wie lange müßten diese auf die Gottesgabe warten, da sie fünf, zehn und zwanzigmal weiter von der Sonne entfernt sind, als die Erde. Aber die alldurchwirkende Macht des Sonnenlichts dringt mit Blitzesschnelle auch in diese Räume, ja zuletzt als Sternenlicht noch in tausendfältig größere Weiten hinaus.

Nun bedenke: die dunkle Erde mit ihren dunkeln Körpern, die Luft, die Steine, das Meer mit Allem, was darinnen lebt und webt, alle Geschöpfe, vom Würmchen bis zum Menschen hinauf, sie alle trinken durstig das Licht, das zu ihrem Leben gehört, wie Speise und Trank. Aber nicht bloß die Erde mit ihrem Monde, auch noch viele andere Planeten mit ihren Monden, und hunderte von Kometen, welche in ungeheuren Bahnen die Sonne umkreisen — sie alle zehren vom Sonnenlicht einen Tag wie den andern, ein Jahr, wie das andere. Was muß das für ein Lichtquell sein, der auf der Sonne sprudelt, der nie leer wird, immer von neuem, unerschöpflichem Leben überfließt! Das Sonnenlicht, das so vielen Dingen zum Dasein verhilft, woher nimmt es selber sein Dasein und Leben? Auf solche Fragen weiß der schwache, beschränkte Menschenverstand nichts zu antworten. So hell das Licht für das äußere Auge, so dunkel ist sein Wesen für das innere Auge der Erkenntniß. Das Licht der Sonne selber verhindert uns daran, zu erfahren, was denn das Licht eigentlich sei; nur da, wo es sich verfinstert und nicht ist, in jenen dunkeln Stellen der Sonne, unter dem Namen der „Sonnenflecken“ bekannt, hat der menschliche Geist einen Haltpunkt gefunden, etwas Näheres von der Sonne zu erfahren.

Aus den Sonnenflecken haben die Sternkundigen ersehen, daß der Kern der Sonne gleich unserer Erde dunkel ist, wie aber der Erdkörper

von einem Luftmeer umfluthet wird, so umwogt den Sonnenball eine Feuerluft, ein ungeheures Lichtmeer, das sich zuweilen öffnet bis zu einem Spalt von 10,000 Meilen und dann manchfache Fleckengruppen gleich schwarzgrauen Punkten sehen läßt, bald darauf sich aber wieder schließt, um sich an einer andern Stelle zu öffnen. Denn das Meer der Sonnenluft wogt auf und nieder, gleich dem von Stürmen gepeitschten Ocean unserer Erde. Wie auf unsern sturmbewegten Meeren auch wohl hier und da eine Welle haushoch sich aufthürmt und daneben sich ein tiefer, schwarzer Abgrund bildet: so thürmen sich auch im Lichtocean der Sonne Wellen auf, aber meilenhoch, und wir erblicken dann hellere Streifen in der Sonnenscheibe und nennen sie „Sonnenfackeln."

Aber muß es in dieser Feuerluft und auf dem Boden dieses Lichtmeeres nicht heiß sein, wie in einem Schmelzofen? — So möchtest du vielleicht fragen. Ich glaube nicht; denn erst dann, wenn der zarte, ätherische Sonnenstrahl die dicke, tiefere Luft unserer Erde berührt, vermag er die in unserer Erde schlummernde Wärme zu erwecken. Je höher ein Berg sich über den Meeresspiegel erhebt, desto kälter wird die Luft, desto machtloser der Sonnenstrahl, den Erdboden zu erwärmen. Ob aber — so möchtest du ahnungsvoll weiter fragen — auf der großen, herrlichen Sonne auch lebendige Wesen wohnen, geistiger und vollkommener, als wir Erdbewohner, Wesen die das Licht einathmen, wie wir die Luft und der Fisch das Wasser? — Das bleibt uns Menschen ein tiefes Geheimniß und ewiges Räthsel, welches nur Gott, der Vater des Lichts, zu lösen vermag. **Grube.**

V.

Geographische Bilder.

105. Die nördlichsten Gegenden der Erde.

Die Länder in der Nähe des Nordpols zeichnen sich aus durch viele Merkwürdigkeiten und seltene Naturerscheinungen. Das Eis, welches dort gleichsam seine Heimath zu haben scheint, wird dem Schiffer schon in der Entfernung sichtbar, als ein weißer, heller Schimmer, der sich am Horizonte hinzieht. In einigen Gegenden laufen große Eisfelder in einer unabsehbaren Länge fort. Im Jahr 1715 unternahm ein kühner Russe, Namens Markof, mit neun andern beherzten Männern eine Reise nach dem Nordpol zu und kam sehr weit, bis unermeßliche Eisfelder ihn aufhielten. Hier erstieg er noch einen Eisberg aber nirgends sah er ein Ende der Eisfelder und war genöthigt, wieder umzukehren. Auch nach dieser Zeit wurden Reisende durch solche Eisfelder und Eisberge zum Umkehren gezwungen, wenn sie es wagen wollten, zu weit gegen den Nordpol vorzudringen. Von diesen zusammenhängenden Eisfeldern reißen sich zuweilen Stücke los, die aber nicht selten

mehrere Quadratmeilen groß sind; diese werden dann durch Strömungen fortgerissen und bilden das Treibeis, das, wenn es sich in Menge anhäuft, ganze Meerbusen ausfüllt, und von welchem die Ostküste von Grönland gleichsam umschanzt und ganz unzugänglich gemacht worden ist. Auch die Durchfahrt zwischen Ost- und Westgrönland, die ehedem offen war, ist durch ein ungeheures Eisfeld verstopft, dessen Glanz wie ein Nordlicht, viele Meilen weit in die See hinausstrahlt. Dort findet sich eine Brücke von Eis, die vier deutsche Meilen lang, eine Meile breit und zwanzig bis sechzig Faden hoch ist. Von dieser Brücke herab sieht man überall nur Eisfelder, unter denen öfters ein heftiges Krachen und Donnern gehört wird, welchem ein Geräusch, wie das Brausen eines Wasserfalles folgt. Mit der Annäherung des Sommers kommen aus diesem Eiskanale große Blöcke hervor, die sich an der Insel Island anlegen, welche kaum dreißig Meilen davon entfernt ist. Auch findet man in den nördlichen Meeren große Eisblöcke, die sich durch ihre größere Dichtigkeit, sowie durch ihre blaue und grüne Farbe von jenem weißen Eise unterscheiden. In der Hudsonsbai sind beständig solche Eisblöcke von 500 bis 600 Ellen dick vorhanden. Forster zählte einmal vom Mastkorbe aus 186 solcher Eismassen, zwischen denen sich Eisfelder befanden, und die wie Berge, Thürme, Schlösser, ja wie ganze Städte aussahen.

Zuweilen reichen diese Eismassen bis auf den Grund des Meeres und stehen dann fest wie Felsen. Wenn mächtige Strömungen oder Stürme solche Eismassen gegeneinander treiben, so zerbrechen sie mit einem gewaltigen Krachen. Befinden sich Balken dazwischen, so werden diese zusammengerieben, daß sie in Flammen ausbrechen; Wallfische werden zerschmettert und von den Küsten große Felsenstücke, ja zuweilen selbst kleine Inseln mit fortgerissen.

Im Winter kommt in diesen Gegenden die Sonne nie über den Horizont herauf; doch wird durch die Strahlenbrechung der Luft, gleichsam wie in einem Spiegel, die Sonne einige Wochen vorher sichtbar, ehe sie wirklich aufgeht. Zur Erleuchtung in der langen Winternacht tragen jedoch die Nordlichter etwas bei, welche dort sehr häufig sind und die Nacht fast in hellen Tag verwandeln. Der Sommer hat in den Ländern am Nordpol gar keine Nacht. Ueber den 64 Grad nördlicher Breite geht die Sonne schon im Mai nicht mehr unter. Im Juni ist zwar ihre Wirkung noch sehr schwach; aber im Juli löst sie den starren Frost des Bodens, und dann keimen die Pflanzen, wachsen und kommen in kurzer Zeit zur Reife. Die Mitternachtssonne der Polargegenden ist aber ganz ohne den Glanz, welcher dem Auge so wehe thut; sie kann, wie der Mond, mit bloßen Augen betrachtet werden. Die Erzeugnisse des Pflanzenreiches sind dort sehr gering. Schon in Island findet man nur noch verkrüppelte Tannen und Zwergbirken, die höchst selten die Dicke eines Mannesarmes haben. In Grönland wachsen nur einige Weiden, die aber wie Haidekraut auf der Erde hinkriechen. Ehedem muß die Natur dort mehr hervorgebracht haben; wenigstens gab es in Island schon bedeutende Wälder, wovon man noch einen Ueberrest in dem Suturbrandur, oder sogenannten isländischen Ebenholze sieht, das man in großen Lagen unter der Erde findet, und das ganz aus verkohlten Bäumen besteht.

Erhard.

106. Ostseeprovinzen.

Vergegenwärtigen wir uns die Gestade der Ostsee, jenes großen Binnensees, der sich im Westen und Norden an das feste Gestein der skandinavischen Gebirge anschließt, und dessen Ufer im Osten und Süden in ein weites hügeliges Flachland verlaufen, das terrassenförmig bis zu einer Höhe von fast 1000 Fuß aufsteigt, so haben wir einen Anhalt für die Formation unseres Bodens. Während von den mächtigen skandinavischen Bergen geborstene Massen in losen Anschwemmungen, in Gerölle und sogenannten erratischen Blöcken, sei es durch Eis, sei es durch Fluthen zu uns gelangten, fanden die schichtenweisen Ablagerungen statt, die unsern Boden bilden und ihm die weiche, wellenförmige Gestalt geben.

Zahlreiche und bedeutende Flüsse führen aus Osten und Südosten ihr Wasser in das Ostseebecken. Durch sie erhielt es in früherer Zeit jene Ueberfülle, die den Durchbruch in die Nordsee und den Atlantischen Ocean zur Folge hatte; wenigstens weisen einzelne Merkmale mit Bestimmtheit darauf hin, daß das Ostseebecken früher fester geschlossen war und Schweden mit Dänemark enger zusammenhing. In dem Maße, als sich das Wasser zurückzog, legte es jene Ländergebiete trocken, die wir heute mit dem Namen der Ostseeprovinzen Rußlands bezeichnen. Sie waren nach den Berichten der ältesten Geschichtschreiber einst mit zusammenhängenden Waldungen bedeckt, über denen eine kimmerische Finsterniß schwebte. Nadelhölzer füllten die feuchten Niederungen und beschatteten die Höhen; Laubbäume von der Erle bis zu den riesigen Eichen, deren älteste Zeugen vielleicht bis an die Grenze jener Periode reichen, wucherten in den fruchtbaren Thalgründen. Ueber diesen Wäldern lagerten sich die Wolken tiefer, und in den Thälern bargen sich Nebel- und Schneemassen sicherer gegen die Strahlen der Sonne und gegen jede Luftbewegung. Das Wasser mehrte die Vegetation, aber auch die Versumpfung, so daß Flüsse und Seen in Ueberfülle gespeist wurden. Die versunkenen Wälder im Boden der Seen und Flüsse lassen auf großartige Veränderungen schließen, welche auf der Oberfläche dieser Länder einst stattfanden.

Es giebt Gewässer, in deren Grunde große Massen versandeter und verschlämmter Baumstämme der verschiedensten Holzgattungen liegen. Flüsse und Seen hatten in früherer Zeit sichtlich ein ungleich breiteres Bett; ja einige sind nach und nach durch ein dichtes Gewebe von Pflanzen und Wassermoosen zu stehenden Flächen geworden, deren schwankende Decke in manchen Jahreszeiten kaum noch den Fuß des Wanderers trägt. Es giebt Moorgründe von ungeheurer Ausdehnung, in denen unter ellenhohen Torflagern Ueberreste von Bäumen in Masse begraben liegen. Alles weiset darauf hin, daß die wässerigen Niederschläge eine Vegetation erzeugten, wie wir sie jetzt nicht mehr sehen. Sumpf- und Wasserpflanzen jeder Art, Farrenkräuter und Moose wucherten in üppigem Wachsthum, und wo sie ihre Grenze fanden, schlossen sich ihnen unsere umfangreichen Grasgründe an, umsäumt von Erlen, verschiedenartigen Weidengattungen und mannigfaltigem Gesträuch, überragt von Birken, Linden und jenen edlen Laubbäumen, die eine Zierde unserer Landschaften sind. Es blieb kein Fuß breit ohne eine Pflanzendecke, und wäre sie auch nur aus Haide und festem, Beeren tragenden Gestrüpp gebildet gewesen.

So glichen unsere nordischen Gegenden einem verwilderten Garten, in dem üppiger Baum- und Graswuchs Berg und Thal deckte.

Bewohnt waren diese Wildnisse von den uns bekannten Thiergattungen in zahlloser Menge. Auf den Seen und Mooren nisteten Schwäne, Gänse, Kraniche, wie noch jetzt viele Ortsnamen bezeugen; in den Wäldern Adler und Reiher; und neben diesen flüchtigen Bewohnern baute in den verborgenen Flußgründen der Biber seine künstlichen Wohnungen, hausete die Fischotter und grub sich der Dachs in den Boden, während der Edelmarder von Baum zu Baum sprang und Elenne, Bären und Luchse mit ihren geringeren Gattungsgenossen sich herumtummelten. Alle diese Thiergattungen sind jetzt selten geworden; andere finden sich gar nicht mehr. Dazu gehören Hirsche, Damhirsche und Wildschweine, über deren Vorhandensein uns historische Nachrichten aufbehalten sind; vielleicht auch der völlig verschwundene Riesenhirsch, der „grimme Schelch“ der Nibelungen und der Ur.

Wenigstens finden sich noch Knochenüberreste von übergroßen Dimensionen, wie sie auf kein lebendes Thier mehr passen.

Auch das Meer und die Seen bargen größeren Fischreichthum in sich. Der Häring machte seine jährlichen Züge in die Ostsee, und der Lachs drängte sich in großer Menge an die Ufer und in die Flüsse. Das war der Schauplatz für die menschlichen Bewohner jener Zeiten.

Zur Zeit als in der Schweiz, in Norddeutschland und Irland die ersten Pfahlbauten entstanden sein mögen, wohnte hier nach den ältesten Nachrichten ein Geschlecht, das kaum erst das Steinbeil zur Hand hatte, wie es sich zuweilen in den Gräbern unserer Gegenden vorfindet. Es gehörte nach Schädelbildung und alten Urkunden dem finnischen Volksstamme an, der bestimmt gewesen zu sein scheint, die ersten geringen Kulturstufen in unserm Norden anzubahnen. Er ist später gegen Norden bis an den äußersten Saum des bewohnbaren Landes verdrängt worden und behauptet sich dort noch jetzt in dem Besitze eines breiten, wüsten Erdgürtels um das Eismeer in Asien, Amerika und zum Theil auch in Europa. Von diesem Menschenstamme macht Tacitus, ein Geschichtschreiber der Römer aus der ersten Kaiserzeit, eine Beschreibung, die zunächst auf die damaligen Finnen geht, aber in ältester Zeit ohne Zweifel auch auf benachbarte Stämme paßte. Er sagt: „Sie sind von ungewöhnlicher Rohheit und bemitleidenswerther Armuth. Sie besitzen weder Waffen, noch Pferde, noch Hausgötter. Kräuter dienen ihnen zur Nahrung, Thierhäute zur Kleidung, der Erdboden zur Schlafstätte. Ihr einziger Verlaß sind ihre Jagdgeschosse, die sie aus Mangel an Eisen mit Knochen schärfen. Die Jagd nährt Frauen und Männer; denn sie schweifen abwechselnd umher und theilen ihre Beute. Ihre Kinder haben keinen andern Schutz gegen wilde Thiere und Regengüsse als Zweiggeflechte. Dahin kehren die Jünglinge zurück, darunter bergen sich die Greise. Jedoch halten sie eine solche Lebensweise für vorzüglicher, als mit Ackerbau sich abzumühen oder im Hause abzuarbeiten und sein und Anderer Gut unter Hoffnung und Furcht zu hüten.

So sah es vor 1800 Jahren in unseren Landen aus, da Tacitus lebte; zu einer Zeit, wo Griechenland und Rom die schönsten Blüthen ihrer Kunst und Wissenschaft bereits längst entfaltet hatten. Das konnte

jedoch nicht hindern, daß sich lichte Fäden der Civilisation bald auch durch die dunkle Nacht dieser Urwälder hinzogen.

Es gab damals zwar keine religiösen Beweggründe, die dazu trieben, wilde Naturvölker aufzusuchen, um sie zu bilden, aber ein Interesse gab es auch damals, das ein wichtiger Hebel zu jeder Zeit gewesen ist und die entferntesten Gegenden einander nahe gerückt hat, wo es einen Vortheil galt: den Handel. Die Natur hatte diesen Gegenden in reichem Maße gegeben, was andern fehlte, besonders ein unscheinbares Produkt an einem schmalen Küstenstriche, nach dem sich Aller Augen richteten, den Bernstein. „Lange lag er," — so schreibt der oben erwähnte römische Schriftsteller, „unbeachtet unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis unser Luxus ihm Berühmtheit gab. Die Aestyi (Esten) sammeln ihn und bieten ihn roh, wie er ist, feil. Staunend empfangen sie den hohen Preis (für ein so geringes Ding)." Schon Phönizier und Griechen hatten ihn hier aufgesucht und deshalb kühne Seereisen unternommen. Die Sage hatte ihre zauberhaften Gebilde darüber gebreitet. Man wußte sich von einer unermeßlich großen Insel Basilia (wahrscheinlich Oesel) zu erzählen und von Raunonia (Runo). Dadurch bahnten sich auch von der Landseite Handelswege an. Man folgte dem Laufe der Ströme und suchte den Verkehr mit den Eingeborenen in Gang zu bringen. Viele uralte Münzen an der Düna und den Ostseegestaden geben davon Zeugniß. Was der Osten und Süden damals diesen rohen Naturvölkern bieten konnte: Schmucksachen aus Bronce, Glasperlen, Stein- und Metalläxte und mancherlei Hausrath, wurde feilgeboten und dagegen kostbare Waare an Pelzwerk, besonders aber der mit Gold aufgewogene Bernstein eingehandelt; vielleicht auch das blonde Haar der Eingeborenen, ein damals von den römischen Damen sehr gesuchter Schmuck. Mit der Zeit bildeten sich auf diesen Wegen Stationen und Märkte, wie die Orte schließen lassen, wo man am zahlreichsten und aus den verschiedensten Zeiten und Weltgegenden alte Münzen gefunden hat.

A. Döbner.

107. Die Seen der Ostseeprovinzen.

In dem nördlichen Theile unserer Ostseeprovinzen gehören die Landseen zu den größten Seltenheiten; je weiter man aber südwärts kommt, desto häufiger finden sie sich. Die Entstehung der Seen ist eine verschiedene und bedingt ihre landschaftliche Bedeutung. Die Seen sind ebenso wenig, wie die Menschen, gleichen Charakters. Einige sind nur die tiefsten Stellen großer Moore und daher uferlos; nach der Menge des schmelzenden Schnees oder des fallenden Regens verändert sich auch die Ufergrenze; sie sind nur im Winter erreichbar und nützen weder durch Fischreichthum noch als Viehtränke; keine menschliche Wohnung siedelt sich hier an. Aus einem solchen See und in ihn ergießt sich kein Fluß.

Andere Seen sind durch plötzliche Einsenkungen der Erdoberfläche entstanden. Unterirdische Flüsse unterspülen das Erdreich, und wenn allmählich eine tiefere Schicht fortgewaschen und in ein benachbartes Tiefthal hinaus geschwemmt ist, so senkt sich plötzlich ein ganzes Stück Erdreich, und es entsteht ein sogenannter Erdtrichter, estnisch Kurrismus

genannt. Füllt sich eine solche Erdsenkung mit Wasser, so giebt es einen See. Ein solcher unterirdischer Fluß erstreckt sich in Allentacken von dem Gute Erras bis in die Nähe von Neu-Isenhof und sein Lauf ist an der Erdoberfläche durch die Richtung einer Menge von Kurrismussen bezeichnet. Als Beweis einer directen Verbindung erzählt man, daß einst eine Ente auf diesem fünf Werste langen Tunnel aus Erras nach Isenhof geschwommen sei.

Eine andere Reihe von Seen liegt parallel oder erstreckt sich nach einer Himmelsgegend; so z. B. die Seen von Kukkulm, Sadjerf, Ellistfer u. s. w. Diese haben ein erhabenes Hügelufer, auf dem stolze Güter, Schlösser und Burgen sich erheben. Solche Seen haben ihre Quellen, sie können ihre Herkunft, ihre Abstammung beweisen und herleiten.

Betrachten wir unsere baltischen Seen in landschaftlicher Beziehung, so ist der Unterschied zwischen den großen Binnenseen und den kleinen Landseen außerordentlich groß. Die ersteren, der Peipus und Wirzjerw, sind wahrhaft trostlose Wassersteppen, flüssige Prairieen, die, eben durch ihre uferlose Fläche und Leblosigkeit, den Eindruck der Oede, der leeren Unermeßlichkeit, einer fürs Auge unabsehbaren, und für den Verstand doch beschränkten Größe, mit einem Worte, den Eindruck der Langeweile hervorrufen. Aber die Natur hat überall ihre Lichtpunkte und so auch unsere großen Binnenseen. Es ist z. B. ein prachtvoller Anblick, wenn die Frühlingsstürme die Eisdecke zerreißen und nun gegen das Land herantreiben. Dann bilden sich ungeheure, meilenlange Eisgebirge, etwa eine bis zwei Werste von dem Flachufer entfernt, am Tiefrande des Sees; denn diese Seen gleichen, am nördlichen Ufer besonders, einem Suppenteller. Sie haben einen flachen Rand, auf dem man eine bis zwei Werste hineinwaten kann, und dann fallen sie plötzlich tief ab. An diesem Tiefrande thürmen sich nun die Eisfelder empor, indem eine Masse von einer noch größeren Masse in die Höhe geschoben wird, so nämlich, daß ein von einer Welle aufgehobenes Eisfeld schräge ein anderes faßt und mit einem Rande in den Grund stößt, während der andere Rand sich majestätisch in die Luft hebt und wie die Mauer eines diamantenen Feenschlosses in der Morgensonne erglänzt. Und das kracht, donnert und braust durch einander, es ist ein Erdbeben im Wasser, ein Eisbeben. Die Paläste erheben sich, zerbersten und fallen in Trümmer zusammen. Ich erinnere mich eines solchen Schauspiels. Es war in der Station Nennal. Die Ost- und Südstürme hatten einen solchen Eiswall längs dem nördlichen Tiefrande des Peipus emporgesteilt. Wir gingen ans Flachufer, und man gab uns Pistolen loszuschießen; dann horchte Alles. Nach einigen Sekunden kam der Schall im Eisgebirge an, und nun lief das Echo längs demselben hin mit Schüttern und Brausen. Es schien uns, als ob tausend Schüsse dort abgefeuert würden; der Widerhall verfing sich in den sonderbaren Hohlräumen und Eisschollen, und es schien, als ob die Eiskeile und Splitter, in welche die Eisblöcke immer im Frühjahr zerschellen, wie Lawinen, nur die leiseste Lufterschütterung gebraucht hätten, um klirrend auseinander zu fallen.*)

*) Durch diese Eisfelder werden auch die ungeheuern Steine aus dem Grunde des Sees emporgehoben und ans Land getragen; der hohe, pyramidenförmige Block bei dem Gesinde Tiriko, zwischen Nennal und Tschornaja, steht noch nicht 35 Jahre am Strande. Er stand eines Morgens urplötzlich da.

Im Winter ist der Peipus eine breite Brücke, die das Gouvernement Pleskau mit den baltischen Landen verbindet und auf deren Fläche auch Schlachten geschlagen wurden. Wer eine Fahrt hier gemacht hat, dem wird sie unvergeßlich bleiben. Die breiten und weiten Risse im Eise, das unheimliche Krachen bei der Spaltbildung, wenn eine strenge Kälte die unendliche Eistafel in meilenlangen Strecken platzen macht, das Zischen, Knattern und leise Donnern, das von allen Seiten ertönt, hat etwas außerordentlich Unangenehmes, an das die Nerven des Reisenden sich erst allmählich gewöhnen. Wie froh ist man da, ein einsames Fischerhäuschen zu erreichen, das wie ein kleiner, verlorener Punkt in der Erde dasteht, ein Pharus im Meer!

Man kommt näher, und der Pharus verwandelt sich in die sonderbarste aller Equipagen. Ein ganzes Haus ruht auf Schlittensohlen! Die Fischer bespannen es mit mehreren Pferden und schleppen es 20 bis 30 Werste weit in die Mitte des Sees; die Pferde werden dann zurückgeschickt, und die Fischer bleiben auf dem See, machen überall ihre Löcher im Eise, werfen ihre Reusen aus, und wenn der Schneesturm über die Fläche saust und die Nacht hereinbricht, versammeln sie sich in ihrem Schlittenhaus, wo in der Mitte eine Lage von Ziegelsteinen und eine Blechplatte ihnen erlaubt, ein Feuer anzumachen, dessen freundlicher Schein dem verirrten Reisenden schon in weiter Ferne Erquickung und Trost spendet.

Bertram.

108. Rußlands Flüsse.

Die Wolga ist eine völlig ununterbrochene, überall ziemlich tiefe Wasserstraße, ohne alle Wasserfälle, Stromschnellen und Felsen, von 430 Meilen Länge und es ist jammerschade, daß ein so wundervoller Schiffahrts-Kanal keine andere Weltstellung hat, als die durch seine Mündung ins kaspische Meer bedingte. Alle zum schwarzen Meer gehenden Flüsse, sowie die in die Ostsee fließenden, kommen ihr an Größe nicht im Entferntesten nahe. Die Ostseeflüsse sind fast alle sehr seicht. Die Donau und der Dniepr sind wegen ihrer Felsen und Wasserfälle sehr schwer nutzbar; der Don leidet den größten Theil des Jahrs an Wassermangel, die „Mutter“ Wolga dagegen ist in jeder Hinsicht vorzüglicher; doch hat sie leider nirgends eine natürliche, offene, freie Communication mit irgend einem mit dem Oceane verbundenen Weltmeere. Sie ist daher für den Welthandel weit weniger nutzbar, als irgend einer der andern Hauptströme Europas. Für den Binnenhandel des russischen Reichs dagegen ist sie um so wichtiger und einflußreicher, und es ist wahrscheinlich, daß über die Hälfte des ganzen russischen Binnenhandels auf dem Wasserstreifen der Wolga hin und her pulsirt.

Der Don ist 195 Meilen lang. Er entspringt in der Nähe der Oka-Quelle. Sein oberer Stromlauf bis zum südlichen Landrücken, gehört wie der der Wolga dem Kernland des russischen Reichs an. Nach seiner eigenthümlichen Krümmung gegen Osten ergießt er sich in das asow'sche Meer, einen Busen des schwarzen, der mit diesem durch die Straße von Kertsch in Verbindung steht. Der Fluß hat eine geringe Wassermenge und viele seichte Stellen. Die Gegenden des unteren Stromlaufes sind von Kosaken bewohnt.

Der Dniepr ist nächst der Donau der bedeutendste Strom, der seinen Wasserreichthum ins schwarze Meer schüttet. Sein Stromgebiet ist dreimal so groß, als das von Rhein und Elbe, 10000 □Meilen; die gekrümmte Entwicklung seines Stromlaufs 214 geographische Meilen; der gerade Abstand seiner Quelle von der Mündung 134 Meilen. Da sein Stromgebiet so außerordentlich erweitert ist, so ergiebt sich eine große Fruchtbarkeit als natürliche Folge.

Der Dniestr, sein westlicher Nachbar, ist an Größe geringer und hat auch einen ganz andern Charakter, als jener. Der gerade Abstand der Quelle von der Mündung beträgt 81 geogr. Meilen; sein ganzer Lauf, alle Krümmungen mit eingerechnet, beträgt 96 geogr. Meilen; seiner Stromrinne fehlen alle bedeutenderen Zuflüsse und seinem Gebiet alle Mannigfaltigkeit der Verhältnisse; er selbst ist weder geographisch noch historisch von Bedeutung und kaum schiffbar.

Wenden wir uns nun von der pontischen Südseite nach dem baltischen Nordwesten.

Der Niemen entspringt am nördl. Rand der litthauischen Niederung und mündet nach einem Laufe von 116 Meilen mit Deltaarmen in das kurische Haff. Seine Schiffbarkeit, die schon unfern seiner Quelle beginnt, wird in den Gegenden seines Durchbruchs durch den nordrussischen Landrücken von Felsen und Stromschnellen unterbrochen. Sein unterer Lauf, die Memel, befruchtet durch starke, aber vom Menschen beherrschte Ueberschwemmungen eine gut angebaute Niederung.

In den Busen von Riga ergießt sich die Düna; sie hat mit der Wolga denselben Quellbezirk und 140 Meilen Stromlänge. Ihr Lauf durch den Landrücken zeigt dieselben Erscheinungen, wie sie beim Niemen bemerkt worden sind. Das Gestade des Niemen bis jenseits der Düna zum Peipussee begreift die Provinzen Kurland, Livland und Estland, in welchen die Kuren, die Liven, die Esten, mit Gothen und Finnen vermischte Slaven, die ursprüngliche Bevölkerung bildeten, die aber später gegen die deutsche Kultur zurückgetreten ist.

In den finnischen Meerbusen mündet die tiefe Newa. Aus dem Onegasee führt der Swir, aus dem Ilmensee der Wolchowfluß und aus einer Menge finnischer Seen die Woxa das Wasser in den Ladogasee. An der Newa liegt St. Petersburg, die Hauptstadt Rußlands; nur wenig südlich davon, wo der Wolchow aus dem Ilmensee tritt, liegt Nowgorod.

Sehen wir zuletzt noch auf das Stromsystem der Weichsel, welche dem Ostseebecken die größte Wassermasse zuführt und, mit Donau, Elbe und Rhein die vier mächtigsten Wasser Mittel-Europas bildet. Der Größe nach steht die Weichsel dem Rheinstrom am nächsten und zwar zwischen Elbe und Rhein. Der gerade Abstand ihrer Quelle von der Mündung beträgt 72, die Stromentwicklung 123 geographische Meilen.

Der größte der nordrussischen Flüsse ist die Dwina. Sie entsteht aus der Vereinigung der Suchona und Wytschegda. Jene, der Hauptarm, kommt aus dem kubinskischen See, unfern der Scheksna, diese kommt von Osten, da wo der nördliche Landrücken in den Ural übergeht. Die Suchona nimmt noch den Jug auf, welcher den Landrücken von Süden her durchbricht. Die Dwina hat eine Länge von 160 Meilen und ergießt sich in einer breiten und tiefen Mündung bei Archangel in

das weiße Meer. Von allen Flüssen im nördl. Rußland hat sie wegen der vielen Sümpfe ihres Stromgebiets den größten Wasserreichthum, so daß ihre größeren Zuflüsse selbst bis an die Quelle schiffbar sind. Archangel war bis zur Gründung von St. Petersburg der einzige russische Hafen, ist aber jetzt nur noch für den Handel nach Sibirien von Wichtigkeit. Dorthin schickte Peter der Große das Kriegsschiff von 60 Kanonen, welches unter seiner Aufsicht in Amsterdam gebaut worden war.

109. Petersburg und die Newa.

Die Newa ist einer der schönsten und prachtvollsten Flüsse, welche es giebt. Sie kommt aus dem Ladogasee und trägt fast bis zu ihrer Quelle große Schiffe. Aehnlich der großen Stadt, welche sie bespült, erhebt sie sich plötzlich und rollt in die Ferne; wie diese, war sie lange Zeit unbekannt, und wie diese, hat sie jetzt einen europäischen Ruf. Es ist ein thätiger, aristokratischer Fluß, der nicht auf dem Rande eines öden Ufers einschlummert und keine schlechten Hütten bespült. Prachtvolle Kais umschließen ihn mit ihrem doppelten Walle, Leuchtthürme und Paläste spiegeln sich auf jeder Seite in seinem klaren Wasser, vergoldete Mastenspitzen funkeln auf seinen Fluthen, wie Sterne. In einiger Entfernung von Petersburg theilt er sich in mehrere Arme, aber die Flüsse, welche sein Bett verlassen und sich, wie muthwillige Kinder, nach allen Seiten hinwenden, machen ihrem Ursprunge keine Schande; sie umschließen, wie silberne Armspangen, die Inseln, wo sich jeden Sommer die hohe Gesellschaft von Petersburg versammelt; sie schleichen an den kaiserlichen Parks und den schönen Landsitzen am Fuße der duftigen Linden und Syringen vorüber. Der Hauptarm des Flusses verfolgt indessen seinen feierlichen Lauf; er trägt nationale Produkte nach dem Meere und bringt die Werke der Kunst und Industrie des westlichen Europa, welche sich hierauf durch die Kanäle und Seen bis in die entferntesten Provinzen des Reiches verbreiten. Petersburg ist der Herd der europäischen Bildung in Rußland, und die Newa die fruchtbare Straße, auf welcher diese Bildung mit den Segel- und den Dampfschiffen, mit Waarenladungen und Reisenden ankommt. Dieser so klare Fluß giebt jedoch, wie die Rhone zu Lyon, im Frühjahre durch sein Treibeis und im Herbste durch seine Ueberschwemmungen stets Anlaß zu Besorgnissen. Im Jahre 1824 bedrohte er die Stadt mit einer völligen Verheerung. Die erschrockenen Einwohner stiegen auf die Dächer und suchten eine Zuflucht auf den Baumwipfeln; es war eine eigentliche Sündfluthsscene. Auf allen Seiten hat man die Höhe bezeichnet, bis zu welcher das Wasser stieg. Einige Zoll mehr, so wäre die Stadt verloren gewesen.

Die Perspective von Newsky ist die längste, lachendste und belebteste Straße von Petersburg. Sie endigt auf einer Seite gegen die Façade des Admiralitätsgebäudes und erstreckt sich bis über die Anischoffbrücke. Sie ist die Hauptstraße dieser nordischen Hauptstadt, der Herd des Luxus, der Mittelpunkt der Bewegung. Hier enthüllt sich besonders der eigenthümliche Charakter jener mehr europäischen, als russischen Stadt. Bunte, mit Inschriften in allen möglichen Sprachen bedeckte Schilde, französische,

deutsche und englische Buchhandlungen, fünf Kirchen, die fünf verschiedenen Religionen angehören, die Hôtels großer Herren und Magazine, die von Waaren und Pariser Modeartikeln schimmern; neben dem Bijoutier von Tula der Schneider von Berlin; dem Händler mit Astrachan-Fellen gegenüber Porzellan von Sevres und russisches; der reiche englische Bazar, welcher jährlich 50,000 Rubel Miethzins zahlt, neben dem russischen Conditor. Die Straße läuft in gerader Linie, wie eine wahre Perspective. Ihrer ganzen Länge nach ist sie mit einem ausgezeichneten Pflaster und mit breiten Trottoirs versehen. In der Mitte befindet sich der ungeheure Gastinoi-Dwor-Bau, eine Stadt von Boutiken und Comptoirs, wo unermeßliche Lager von allen möglichen Lebensmitteln des Nordens und Südens, sowie alle Produkte der nationalen und ausländischen Industrie aufgestapelt sind. Hier ist stets ein verworrenes Gedränge von Kaufleuten und Müssiggängern, erfahrenen Spitzbuben und vorsichtigen Käufern, Juden und Christen, Bürgern und Soldaten. Ich kenne keine malerischeren Scenen, als hier jeden Augenblick vorfallen. Es ist gleichsam ein Panorama, dessen verschiedene Bilder immerfort wechseln, ein Kaleidoscop, dessen Figuren und Farben sich unaufhörlich unter neuen Formen und neuen Schattirungen darstellen. Ihr seht den rasirten, parfümirten und in seine Kaschemir-Weste eingezwängten Dandy neben dem Muschik mit weitem Kaftan und langem Barte, der einen Stolz darein setzt, das alte Kostüm und die ehrwürdigen Gebräuche seiner Väter beizubehalten. Der Mahomedaner geht mit aufrechtem Kopfe an der Kirche vorüber, welche der Russe mit drei Kreuzes-Zeichen grüßt. Der plumpe Karren des finnischen Bauern fährt langsam hinter der polnischen Kibitka. Ein Feldjäger, den grauen Mantel um die Schultern und die weiße Feder an dem Hute, fährt im Galoppe, Gott weiß, nach welchem Distrikte. Diese Feldjäger sind die Privatkouriere des Kaisers; in unglaublicher Schnelligkeit legen sie die unermeßlichen Strecken zurück, welche Petersburg von den Grenzen des Reiches trennen. Auf einem schlichten Karren, ohne Federn und Rückenlehne sitzend, den sie überdies noch auf jeder Station wechseln müssen, unternehmen sie Reisen von mehr als tausend Meilen und fahren Tag und Nacht, ohne Ruhe oder Schlaf zu genießen. Es ist eines der mühseligsten Gewerbe, die man sich nur denken kann; die Feldjäger werden aber auch gut bezahlt. Es sind meistens Söhne von Soldaten, die von der Regierung erzogen wurden, und die dann als Unteroffiziere in dieses Couriercorps eintreten. Ste tragen die Depeschen des Kaisers nach Norden und Süden und lassen in einer Zeit von einigen Tagen einen Befehl ihres Herrschers jenseit des Urals oder am Fuße des Kaukasus ausführen; dafür werden sie bald Offiziere, und wenn man bedenkt, mit welchem Eifer sie ihre Aufträge besorgen, und welchen Mühseligkeiten sie sich unterziehen, so muß man eingestehen, daß ihre Epauletten der Lohn eines beharrrlichen Muthes sind.

Was der Perspective einen besonders seltsamen und in der Welt einzigen Anblick verleiht, ist die Menge bordirter Offiziers- und Soldaten-Uniformen, denen man bei jedem Schritte begegnet. Es giebt zu Petersburg sechzigtausend Mann Infanterie, Cavallerie, Tartaren und Kosaken, Deutsche und Tscherkessen, und eine Abtheilung, bestehend aus fünf Mann von jedem der Regimenter des Reiches ausgezogen, welches

gleichsam ein Muster aller Uniformen und sämmtlicher Armeecorps darstellt. Die schönste und reichste ist die der tscherkessischen Garden. Sie tragen ihr Nationalkostüm, die mit schwarzem Pelze verbrämte Faltenmütze, den Kaftan und blauen Pantalon mit breiten Silberborten, im Gürtel den ciselirten kaukasischen Dolch, auf der Brust sechzehn in eine silberne Büchse eingeschlossene Patronen. Die Offiziere dieses Corps sind meistens Fürsten, Klanshäuptlinge, der europäischen Civilisation ergeben, und neben den neuen Ideen, welche sie in Rußland adoptirten, einen besondern Charakter, ein kräftiges natonales Gepräge bewahrend.

X. Marmier.

110. Der Winter in Petersburg.

Das Klima in Petersburg schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze und im Winter der Frost bis auf 30°. Es giebt dies eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60°. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Unterschiede so groß. Gewöhnlich geht aber das Leben im Winter, es mag regnen, oder schneien, frieren oder thauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen; einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum; beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20° herabgesunken," dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23° bis 24° wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu erhalten und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen; denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25° hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen sehr bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als wenn sie die wichtigsten Geschäfte hätten, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn Alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt Jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eines der verschiedenen Glieder des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, deine Nase!" erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein, und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher

eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergießt. — Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln erbaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 100 und mehr Fuß darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, ein Mal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht, und sie haben kein anderes Instrument, als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorne bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause gibt es einen, oder ein Paar Ofenheizer, die den ganzen Tag nichts weiter zu thun haben, als den Ofen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herrn des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten, alten, dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Man kann sich denken, welche wichtige Rolle auch der Ofen in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch- Heiz- und Bratapparat dient. Rund herum laufen Bänke zum Genießen der Wärme, und es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in ihm angebracht, um tausenderlei Dinge daran zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum.

Nicht wenig tragen zum Zusammenhalten der Zimmerwärme die doppelten Fenster bei, die in Petersburg, so wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im Oktober der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Oeffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen abgenommen werden und die Fenster zum ersten Male wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß, wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den Doppelfenstern pflegt man Salz, oder Sand auszustreuen, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Saatbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die ebenfalls so lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten. Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen auch drei und vierfache.

Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr der Kälte sehr; denn Trunkenheit und Schlaf sind bei Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterem, ruhigem Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30° Kälte seinen „schönsten, heitersten" Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner, blinkender Eiskrystalle hindurch schießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern, und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dick erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als ob Alles aus Zucker gebacken wäre. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Krystallstaubes. Alles Wasser gefriert, so wie man es ausgießt, und die Brunnen, Pferdetränken, Schöpfmaschinen, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen — Alles erscheint weiß in Eis inkrustirt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodieen, und alle Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt," — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eis kommt. **Kohl.**

---

111. Moskau.

Moskau hat für das russische Volk eine ganz außerordentliche Bedeutung; es ist der Mittelpunkt aller volksthümlichen und religiösen Gefühle der Russen. Es giebt keinen Großrussen in dem unermeßlichen Reiche, in Archangel wie in Odessa, in Tobolsk wie in Nowgorod, der nicht von Moskau mit tiefer Achtung, mit schwärmerischer Liebe spräche! Jeder russische Bauer, wenn er Hunderte von Meilen hergezogen zuerst die Thürme von Moskau erblickt, wird ehrfurchtsvoll seine Mütze abnehmen und sich segnen. Aber es ist nicht bloß der gemeine Russe, dem diese Anhänglichkeit angeboren ist, man findet sie fast ohne Ausnahme bei allen Klassen des Volks, bei Hoch und Niedrig, Gebildeten und Ungebildeten.

Der Anblick, den Moskau schon in der Ferne gewährt, erregt die Bewunderung aller Reisenden. Die unendliche Menge von Thürmen, die sich bald mit vergoldeten oder grün angestrichenen Kuppeln, bald in der Form von Minarets erheben, die vielen Gärten und Bäume zwischen den Häusern geben der Stadt ein ganz orientalisches Ansehen. Man übersieht sie am besten von dem Iwan Welikoi, dem großen Iwansthurm in dem Kreml, welcher den Mittelpunkt der Stadt bildet. Dieser liegt mit dem östlich daran grenzenden Kitai-Gorod (der sogenannten mittleren Stadt) auf dem hohen nördlichen Ufer der Mos-

kwa, und zwar an der äußeren Seite eines nach Norden gerichteten Bogens, welchen ihr Lauf hier bildet. Den Kreml und Kitai-Gorod umgiebt an der dem Flusse abgewandten Seite hufeisenförmig der Beloi-Gorod (die weiße Stadt), und diesen wiederum ringförmig der Semlenoi-Gorod (die Erdstadt), der auch auf das jenseitige linke Ufer der Moskwa hinüberreicht. An den Semlenoi-Gorod schließen sich nach allen Seiten die weitläufigen Vorstädte an, an deren Ostseite sich eine bebaute hügeligte Landschaft hinzieht, wogegen an der Westseite den Horizont eine Hügelreihe, die Sperlingsberge genannt, über welche die Straße nach Smolensk führt, begrenzt. Der Kreml, welcher den Flächenraum einer mäßig kleinen Stadt einnimmt und etwa eine halbe Stunde im Umfange hat, enthält den alten Zarenpalast, mehrere Kathedralen, Kirchen und Klöster, das alte und neue Arsenal und eine Menge anderer Krongebäude. Er ist mit einer dicken und hohen Mauer, die ein unregelmäßiges Vieleck darstellt und an jeder Ecke mit einem Thurm besetzt ist, umgeben, und statt der ehemaligen Wälle zieht sich um diese Mauer eine schöne und breite Allee hin.

Auch der Kitai-Gorod ist noch mit einer Mauer umgeben, dagegen ist der Beloi- und der Semlenoi-Gorod mit Boulevards eingefaßt, die schöne Spaziergänge darbieten. Der Kitai-Gorod ist gedrängt gebaut, und seine Häuser schließen eng aneinander; hier befindet sich der ungeheure Gostinoi-Dwor oder der Kaufhof, und hier herrscht überhaupt die größte Geschäftigkeit und das meiste Leben; die übrigen Stadttheile sind weitläufiger gebaut und die Häuser häufig durch Gärten von einander und von den Straßen getrennt, wodurch der Anblick Moskaus von der Höhe ein überaus freundliches Ansehen erhält, die Entfernungen der verschiedenen Theile von einander aber noch größer, als in Petersburg werden.

Der Kreml selbst zählt 32 Kirchen und 170 Thürme und Kuppeln. Vor allem ist der achteckige Glockenthurm Iwan's des Großen berühmt, der die bedeutende Höhe von 38 russischen Faden (228 Fuß) hat und wie schon erwähnt eine sehr schöne Fernsicht über die ganze Stadt gewährt. Unter der Menge von Glocken, die er enthält, ist eine, der Himmelfahrt Mariä geweiht, welche 4000 Pud wiegt. Neben dem Glockenthurm aber befindet sich die größte aller Glocken, deren Gewicht nicht weniger als 12,327 Pud beträgt. Ihre Höhe mißt 21 Fuß, ihre Breite 22 Fuß 8 Zoll.

In dem neuen Arsenal im Kreml befindet sich der Schatz, in welchem die Kronen, Scepter, Throne, Waffen und Trinkgefäße der Großfürsten und Zare Rußlands nebst anderen neueren Merkwürdigkeiten aufbewahrt merden. Er bildet eine Sammlung von Kostbarkeiten, die wegen ihres zum Theil sehr hohen Alters und ihres Kunstwerthes für den Alterthumsforscher und Künstler von großer Wichtigkeit und wegen des Reichthums an Edelsteinen, mit denen sie besetzt sind, gleichzeitig für den Mineralogen von Interesse sind. Die Kronen ruhen auf Kissen, welche auf besonderen Piedestalen liegen, die Throne stehen an der Wand des Saales auf besonderen Erhöhungen. Die Kronen sind mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Türkisen und Perlen besetzt; die größten Edelsteine befinden sich gewöhnlich auf der Spitze der Kronen unter dem Kreuze.

Die älteste Krone, welche sich in dem Schatze befindet, ist die, welche der griechische Kaiser Alexius Comnenus im Jahre 1116 dem Großfürsten Wladimir Monomachus nach Kiew sandte, wo sie zur Krönung des Größfürsten diente. Die Masse von Kostbarkeiten, die hier aufbewahrt wird, ist erstaunlich und vielleicht die größte, die an irgend einem Orte gesammelt ist.

Die Zahl der Thürme von Moskau ist außerordentlich groß, da jede Kirche gewöhnlich deren mehrere und außerdem noch einen Glockenthurm hat. Man zählt im Ganzen an 600 solcher Thürme. Sie haben, wie die russischen Kirchthürme überhaupt, meistentheils ein eigenthümliches Ansehen, indem sie gewöhnlich sich in Spitzen endigen, die eine zwiebelförmige Erweiterung und auf derselben ein Kreuz tragen. Diese zwiebelförmigen Erweiterungen sind mit grün angestrichenem Eisenblech oder Kupferblech gedeckt, bei der Kathedrale des Kremls sind sie aber stark vergoldet und außerdem befindet sich über denselben noch ein nach oben gekehrter Halbmond, auf welchem dann erst das Kreuz steht. Bei diesem allgemeinen Aussehen weichen die Formen der Thürme doch im Einzelnen sehr von einander ab, wie dies besonders bei der Kirche Wassili Blaschenni (des seligen Basilius) im Kitai-Gorod der Fall ist, deren Bedachung fast aus lauter Kuppeln und Thürmen besteht, die alle von einander verschieden sind, und durch die Sonderbarkeit der Formen in ihren bunten contrastirenden Farben auffallen, aber bei alledem in hohem Grade Bewunderung und Interesse erregen.

Der Zar Iwan Wassiljewitsch, der Grausame, ließ diese Kirche im Jahre 1554 zum Andenken an die Eroberung Kasans durch einen Italiener bauen.

Was den Baustil der russischen Kirchen überhaupt betrifft, so ist derselbe, wie Alles, was sich auf den orientalisch-katholischen Gottesdienst bezieht, auf ziemlich feststehende Normen eingeschränkt, von denen man früher fast nie abwich. Die älteren Kirchen in Rußland sind daher gleichartig und haben etwas Monotones, wiewohl der Stil eigentlich einfach und edel ist. Auf dem fast viereckigen Schiff der Kirche ruht in der Mitte, von Säulen im Innern getragen, eine hohe Kuppel, die in den ältesten, z. B. bei der Kathedrale in Nowgorod, der Sophienkirche in Kiew, wahrscheinlich nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel, im Innern der Kuppel einen die Welt segnenden Christus in Fresko zeigt. Das Innere ist durch die Ikonostase, eine dünne Wand, von oben bis unten, mit Heiligenbildern geziert und 3 Thürme enthaltend, in zwei Haupttheile getheilt, wovon der vordere dem Volke angehört, der hintere in drei Theile getheilt, nur für die Priester bestimmt ist. Der mittlere Theil des letzteren enthält den freistehenden Altar. Neben der Kuppel stehen auf dem Schiff der Kirche wenigstens noch 2 kleinere, in der Regel aber noch 4 kleine Kuppeln in jeder Ecke, ja es giebt Kirchen mit 13 Kuppeln. Das ist nicht willkürlich, sondern hat eine symbolische Bedeutung! Die 3 Kuppeln bedeuten die Dreieinigkeit, 5 Kuppeln Christus mit den 4 Evangelisten, endlich 13 Kuppeln Christus mit den 12 Aposteln. Die Glocken hängen in der Regel in einem eigenen, frei neben der Kirche stehenden Thurme; wo ein solcher nicht vorhanden ist, in den Nebenkuppeln, die dann auch meist einen thurmartigen Ausbau haben; natürlich nie in der Hauptkuppel, da diese

einen Theil des Inneren der Kirche bildet. In den alten Kirchen giebt es eigentlich im Schiff der Kirche keine Fenster, nur hin und wieder findet sich hinter dem Altare eines oder einige sehr schmale. Das Licht fällt nur durch die Kuppel ins Innere. In allen russischen Kirchen ist daher ein magisches Halbdunkel. Das Tageslicht ist schwach, sie werden mehr durch die Wachslichter des Altars und der Ikonostase erleuchtet.

Die neueren Kirchen Rußlands sind im Aeußeren meist dem Stile der Peterskirche in Rom sich annähernd erbaut.

Ganz besonders sind es die vielen Thürme, welche Moskau ein so eigenthümliches Ansehen geben. Sie sind alle von Stein aufgeführt und größtentheils auf freien Plätzen gelegen, so daß sie im Jahre 1812 von den Flammen nicht ergriffen wurden. Daher hat Moskau durch jenen Brand nichts oder wenig von seinem nationalen Aussehen verloren, zumal da auch derjenige Theil des Kremls, welcher durch Napoleon gesprengt wurde, ganz in dem nämlichen Stil, wie früher, aufgeführt ist.

H. Kletke.

112. Kiew.

Worte vermögen kaum ein echtes Bild von dieser originellen Stadt zu geben. Schon ihre Lage zwischen dem Gebirg und der Steppe, durch die der Dniepr seine mächtigen Wogen rollt, ist ganz eigen schön. Nicht eine einzige Stadt — eine Vereinigung von Städten — scheint sie zu sein, in jedem ihrer Theile wird man an einen andern wunderbaren Ort der Welt erinnert.

Eine Fülle prächtiger Ansichten entfaltet sich vor meinen Blicken. Am meisten fesseln meine Augen die goldenen, silbernen und grünen Kuppeln, die glänzend in den blauen Himmel ragen. In Gruppen und ganze Wälder sind sie zusammengedrängt, oft sechs, acht bis zwölf über einer Kirche strahlend, ein Anblick, doppelt schön, weil sich diese Kirchen nicht bloß neben einander in der Ebene, sondern über- und untereinander auf den hohen und niedrigen Bergen erheben. Wie Christbäume mit goldenen und silbernen Früchten aus einer Weihnachtsbescherung, so ragen diese Kirchen mit ihren glänzenden Domen über die hellen Häuser und grünen Dächer in die blaue Luft empor. Alles sieht so strahlend festlich aus, Alles giebt ein Gefühl vom Morgenlande: diese Weite, diese Freiheit, dies Athmen der Bergluft, dies Erblicken der Natur mitten in der Stadt! Hier giebt es keine engen Gassen, keine dunkeln Winkel, keine verborgene Höhle für menschliches Elend, wie in andern großen Städten. Die reine Luft durchdringt Alles, das klare Auge der Sonne sieht überall hin!

Hier erst ist das wirkliche Rußland, ja vielleicht nirgend so wie hier, in der Wiege seiner Religion, dem Ziele seiner Pilger, dem slavischen Rom. Wohl verdient Kiew diesen Namen auch wegen seiner Lage, seiner Umgebung. Dort die weite unbewohnte Steppe, in deren Mitte die Stadt thront, wie eine einsame Wüstenkönigin — das ist die Campagna. Jene blauen Berge, mit manchem Kloster und Gemäuer gekrönt, sind die Albaner Berge, und wie die ewige Stadt sich auf ihre sieben Hügel, so hat auch diese sich mit Kirchen und Häusern auf die kahlen

Höhen gelagert. Hier wie dort hört man Tag und Nacht die Glocken von hundert Kirchen und Klöstern; hier wie dort ziehen unaufhörlich Pilgerschaaren durch die Straßen und lagern an den Kirchen und Brunnen, und auch hier wandern allerwärts Nonnen und bärtige Mönche in dunkler Verhüllung. Ja, um diese Aehnlichkeit mit der italienischen Hügelstadt noch lebhafter zu fühlen, sieht man überall Männer und Frauen mit Körben am Arm und auf der Schulter, in denen die Orangen so goldig frisch glänzen, als hätten sie sie in ihren eigenen Gärten gepflückt.

Begleitet mich denn auf einigen Wanderungen durch diese neue Welt! Laßt uns zuerst hinab gehen in das tiefer gelegene Podol. (Die Thalstadt). Wir wandeln auf einer breiten, großartig angelegten, von Wagen und Fußgängern belebten Straße, die in sanften Windungen den Berg hinabgeht. Zur Seite links gehen die Berge des Staro Kiew (Alt-Kiew) steil empor, rechts senkt sich die Höhe zum Dniepr nieder. Da aus einer kleinen Schlucht voll Gestrüpp und Tannen erhebt sich ein Monument, ein unschöner schwerfälliger Obelisk; er ruht auf einem hallenartigen Unterbau, unter welchem eine Art Taufbecken steht, und trägt auf seiner Spitze ein Kreuz. Dahinter ruht der Dniepr, noch vom Eise gefesselt, jenseits die Steppenwälder, und auf beiden Seiten im Vorgrunde steigen kahle Bergrücken empor. Hier ist die Stelle, von wo die Sonne des Glaubens und der religiösen Gesittung zuerst für Rußland aufging. Von hier stieg im Jahr 1000 Fürst Wladimir zum Strome hinab und empfing von christlichen Geistlichen die heilige Taufe. Hier war es, wo er im Augenblick der Christenweihe das verlorene Augenlicht wieder erhielt, hier auch, wo seine Unterthanen von nahe und ferne sich sammelten und nach dem Gebote und Beispiel des Herrschers durch das Wasser des geheiligten Stroms für ein neues Leben geweiht wurden.

Das Podol ist belebter als die übrige Stadt; hier wohnen die Handwerker und Kaufleute; Alles regt sich in Handel und Betriebsamkeit. Vor den Thüren großer Magazine stehen die Kaufleute mit bärtigen, frischen, freundlichen Gesichtern und laden zum Kaufe ein. In den großen Gewölben sieht man weniger elegante, als solide Waaren, besonders in Eisen und Leder, aufgehäuft. — Die Häuser, meist durch Gärten von einander getrennt, stehen hier in regelmäßigen Reihen und ziehen sich vom Fuße der Berge bis zum Dniepr, der ihnen durch häufige Ueberschwemmungen gefährlich wird.

Die Magazine sind reich ausgestattet, besonders die mit den Hauptprodukten der Gegend, den Confitüren und getrockneten Früchten. Unter den vielen Kirchen des Podol, die meist mit Klöstern verbunden, und von großen Vorhöfen umgeben sind, ist die Bratzki-Kirche die am meisten besuchte und berühmt wegen ihres Chorgesanges. Aus dem Podol gehen wir die Berge hinan zum Staro-Kiew, mächtig angezogen von der lieblichen Andreas-Kirche, die schon während des ganzes Weges über uns schwebte und uns hinaufwinkte.

Eine wahre Paradiesluft weht hier oben, der reine frische Hauch aus Osten!

Einige Tage später gehen wir von einer andern Seite nach Staro-Kiew hinan, durch eine weite Esplanade, die den Berg hinauf führt, auf

dessen breiter Fläche die Universität liegt, ein großes, neues Gebäude in griechischem Stil; gewaltige jonische Säulen tragen das Frontispice, in welchem der kaiserliche Doppeladler schwebt.

Ebenso interessante Eindrücke bieten die Spaziergänge durch das Petschersky (die Höhlenstadt) zu dem mehrere Straßen aus dem Kreschtschatik (der Kreuzesstadt) emporführen, alle mit freundlichen neuen Privat-Häusern und verschiedenen großen öffentlichen Gebäuden besetzt.

Auf den Bergen, die sich zwischen der Hauptstraße des Kreschtschatik und dem Dniepr hinziehen, und bis zu ihm hinabgehen, liegt der kaiserliche, öffentliche Garten mit Alleen und Waldpartien. Schon wehen laue Winde, schon ist das blaue Band des Stromes breiter geworden; bald wird selbst die öde Steppe grünen und der Frühling mit bekannten Farben und Tönen die Fremde schmücken und uns heimisch in ihr machen.

Nach vielen feuchten Apriltagen ist das Wetter frühlingshell geworden; der Dniepr hat sich vom Eise befreit und dehnt sich in glänzendem Blau bis weit hinüber zur Steppe. Es ist herrlich jetzt zu gehen in klarer, östlicher Luft unter goldenen Kuppeln, auf grünenden, veilchenduftenden Bergen! — Schön ist es auch bergauf und bergab durch die hellen Straßen zu fahren, an einem Festtag besonders, wo geputzte Menschen und reiche Equipagen Alles beleben und die Glocken weithin erschallen.

Die Straßen füllen sich immermehr. Wie bunt sieht es schon unter unsern Fenstern aus! Jenseits auf allen Pfaden der Gartenabhänge schimmern die hellen Gewänder spazierender Frauen und Kinder. Auf der Straße reitet ein Regiment Kosaken vorüber, hohe, kräftige Gestalten mit braunen Gesichtern, langen Schnurrbärten, dunkeln Augen, über denen die runden, mit Pelz geränderten Mützen sitzen, mit langen Piken in der Hand. Fremdartig aussehende Offiziere, mit gleichen Gesichtszügen, in gleicher Tracht, sprengen nebenher. Vier- und sechsspännige Equipagen mit Damen in eleganter Toilette rollen hin und wieder. Offiziere und Studenten zu Pferd und in Droschken fliegen vorüber; langsamer rasseln die Telega's der Bauern. Eisverkäufer gehen hin und her und rufen ihre Waaren aus. Schwarzgekleidete Mönche und Nonnen, Gefangene mit klirrenden Ketten, von Soldaten geführt, Pilger und Bauern in grünen, weißen oder braunen Kaftanen, polnische Bürgermädchen oder russische Kaufmannsfrauen in farbigen Röcken und Kassawaikas — Alles bildet ein buntes, anziehendes Durcheinander. Neulich war ein Feuer in der Nähe ausgebrochen, da konnten wir die Pompiers bewundern, die zum Löschen mit Blitzesschnelle herbeieilten. In einer enganliegenden, grauen Kleidung mit vergoldeten Helmen auf dem Kopf, stehen, sitzen sie in malerischen, flüchtigen Stellungen auf den langen, schwarzen Wagen mit den Leitern und Löschmaschinen, die ein Dreigespann schwarzer Pferde brausend dahinführt. Es sieht aus, wie römische Soldaten auf einem Kriegswagen. Auf vielen Höhen der Stadt stehen Feuerthürme, an denen durch Flaggen, Nachts durch Laternen, von verschiedenen, bestimmten Farben, das Signal gegeben wird, worauf die Pompiers mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Ordnung herbeieilen. Ohne Trommeln, ohne nervenzerreißenden Lärm, ohne Zulauf von Neugierigen, die nicht geduldet werden, löscht man das Feuer meist in kürzester Zeit.

Am Fuße hoher, romantischer Berge, näher der Stadt, arbeiten viele hundert Gefangene an Dämmen und Kais und mit herbem Mißton klingt das Rasseln der Karren und Ketten neben dem feierlichen Wellenrauschen. Weiter hinab, unterhalb der Festung, ist ein prächtiger Bau begonnen, die große Dnieprbrücke, welche durch kolossale Ausdehnung und solide, prächtige Konstruktion ein Wunder der Welt werden soll.

So wird auf allen Seiten das gegenwärtige Kiew in ein neues, schöneres verwandelt und kann in einigen Jahrzehnten eine der prächtigsten Städte der Welt sein. In allen Stadttheilen sind Bauten und Anlagen begonnen, hier die gewaltigen Festungsgebäude, die Brücken und die Kais, dort in Staro-Kiew das zweite Gymnasium, das Kadettenhaus, die Reitschule, die Universitätsanlagen. Auch von der Erbauung eines prächtigen kaiserlichen Palastes wird gesprochen. Dabei steigen allerwärts immer neue, schöne Privathäuser empor. So zeigt sich Leben, Regsamkeit und Fortschritt hier, wie irgendwo in europäischen Städten.

Nach **Biernatzki.**

113. Reval.

Reval gewährt, aus der Ferne gesehen, namentlich wenn man sich der Stadt zur See nähert, einen eigenthümlichen, großartigen Anblick. Schon viele Meilen entfernt, erblickt man die Spitze des hohen St. Olai; kommt man näher, so tritt man in eine runde Bucht, groß genug, um die größten Flotten in sich aufzunehmen, und sieht in einem weiten Panorama hier die schönen Ruinen des alten Klosters der heiligen Brigitta, weiterhin auf dem grünen Grunde eines Wäldchens und eines kleinen Höhenzuges, des Laksberges, eine Menge hübscher Landhäuser, mit bunten Flaggen geziert, dann den Hafen und in größerer Entfernung rechts die auf einer Anhöhe liegende Stadt mit ihren vielen schmucken Thürmen. Ein Einheimischer wird bei solchem Anblick unwillkürlich an den Krieg von 1854 und 1855 erinnert, als die Engländer und Franzosen mit ihrer gewaltigen Dampferflotte auf der Reval'schen Rhede hinter der Insel Nargen Halt gemacht hatten; denn aus jener Zeit stammt der vernachlässigte Zustand der sogenannten Kesselbatterie, einer kleinen Festung mitten auf der Rhede, welche das russische Militär damals Preis gab, weil dieselbe den gesteigerten Anforderungen der heutigen Kriegskunst durchaus nicht mehr genügen konnte; als sie den Sprengungsversuchen tapferen Widerstand leistete, wurde ihre Zerstörung dem Zahne der Zeit überlassen. Aus jenem für die Revalenser so denkwürdigen Jahre rührt auch die Zerstörung einer Vorstadt, der Reperbahn, welche auf der rechten oder südlichen Seite die Bucht mit Landhäusern umkränzte. Da militärische Gründe das Abbrechen derselben nothwendig machten, ward sie zum Kummer ihrer Besitzer, welche in den hübschen Häusern hart an der wogenden See so gerne geweilt hatten, niedergerissen und ist auch später nicht wieder aufgebaut worden; doch bot die russische Regierung durch eine angemessene Geldentschädigung den Eigenthümern Ersatz für die Einbuße an ihrer Habe.

Tritt man zur Stadt hinein, so findet man noch vielfache Anklänge an längst vergangene Zeiten; noch stehen einige Thore mit in Stein gehauenen oder gemalten Wappen aus der Zeit der Herrschaft

des deutschen Ordens oder der Schweden; zu beiden Seiten der schmalen, winkeligen Gassen erheben sich Häuser mit hohen Giebeldächern, mehrfachen Stockwerken von Bodenräumen, hohen spitzbogigen, hin und wieder mit Schnitzwerk verzierten Portalen. An einzelnen Häusern sieht man noch runde Bilder von Heiligen aus katholischer Zeit; die Vorhäuser sind häufig groß und zuweilen mit mächtigen Bildern von Königen oder anderen Personen und Gegenständen und mit Schiffen, welche von der Decke herabhängen, ausgestattet. Die lutherischen Kirchen sind alle in gothischem Stile erbaut, und unter ihnen macht besonders die Olaikirche, deren Thurm über 400 Fuß hoch ist, durch ihre würdige Bauart sowohl nach ihrem Aeußeren als Innern einen mächtigen Eindruck; im Allgemeinen haben die protestantischen Kirchen hier den Vorzug, daß sie weniger als in andern Städten den übrigen Häusern nahe gerückt, dem Beschauer einen guten Standpunkt darbieten und hohen Kastanien- und Lindenbäumen in ihrem Umkreise freien Raum lassen. Auch das Schwarzenhäupterhaus, das Rathhaus und das Haus der großen Gilde mit seinem schöngewölbten Saale, sind dem Aeußeren und Inneren nach ganz alterthümlich. Bei den Privathäusern aber ist das Alterthümliche jetzt stark im Verschwinden begriffen; die großen Vorhäuser und mächtigen Bodenräume weichen jetzt bequemer und geschmackvoller ausgebauten Wohnzimmern. Sie hatten früher als Niederlagen für die großen Waarenvorräthe gedient, zu einer Zeit als Revals Handel nicht durch St. Petersburg beeinträchtigt wurde und die Bewohner sich noch mit kleinen zum Hofe hin schauenden Zimmerchen begnügten, zu denen schmale steinerne, oder breitere hölzerne, oder aber mit vielen Absätzen und Gallerien versehene Treppen führten. Auch an die Stelle der hohen Giebel treten nach und nach flachere Dächer.

Die Krone von Reval bildet der Dom. So heißt der älteste Theil der Stadt, welcher, um die alte Dom- oder Marienkirche, auf einem Felsplateau von mehr als 100 Fuß Höhe erbaut worden ist. Er wird von der Unterstadt durch eine hohe Mauer geschieden, während er nach den andern Seiten hin schroff und steil abfällt. Hart am Abgrunde, ja an einer Stelle sogar über denselben in gefährlicher Weise hinüberragend, stehen in weitem Umkreise die Häuser, unter denen sich einige durch ihre schöne Bauart, andere, wie das alte Schloß mit dem „langen Hermann," einer Thurmruine, durch die denkwürdigen Ereignisse, welche sich in historischer und sagenhafter Beziehung an dieselben knüpfen, auszeichnen. Alterthümliche Thore, zu deren einem man auf Treppen hinaufsteigt, führen an den beiden Endpunkten der erwähnten langen Mauer vom Dom zur Stadt.

Zwei Werst vom Mittelpunkt der Stadt entfernt und mit dieser durch eine Vorstadt in Verbindung gesetzt, liegt das schöne Katharinenthal, ein Lustschloß der kaiserlichen Familie, welches von Peter dem Großen in einer fruchtbaren Gegend am Fuße des Laksberges angelegt und zu Ehren seiner Gemahlin benannt wurde. Der zum Schlosse gehörige, großartige Park enthält mächtige Eichen und andere große Bäume in reicher Fülle, bietet die schönsten Aussichten auf das Meer und bildet einen Lieblingsaufenthalt der Städter und Fremden. In der nächsten Umgebung des Parks liegen eine Menge Landhäuser und der Badesalon, in welchem durch die vielen Badegäste aus St. Petersburg und

andern Städten Rußlands, und durch die Revalenser selbst im Sommer viel Leben herrscht. Außer Katharinenthal zählt Reval in seiner Umgend noch mehrere andere Orte, welche durch ihre schöne Lage sich auszeichnen, wie das liebliche Kosch am Brigittenbach, das durch Kunst verschönerte Schloß Fall und andere, die im Sommer häufig zu Ausflügen benutzt werden.

P. Jordan.

114. Riga.

Der Fremde, der aus Norddeutschland durch die Ebenen Litthauens und Kurlands nach Riga kommt, wird durch das deutsche Gepräge dieser alten Hansastadt angenehm überrascht. Wie in Lübeck und Bremen schauen auch in Riga alte, hohe Thürme auf krumme enggewundene Gassen herab; auf jedem Schritte, den der Wanderer durch die Altstadt thut, entdeckt er manchfache Spuren einer ereignißreichen Vergangenheit; nirgends begegnet man Zufälligkeiten, ohne Bedeutung, überall thut es sich kund, daß der Beschauer es mit einer Stadt zu thun hat, die durch harte Schicksale in den verflossenen Jahrhunderten sich allmählich bis zu ihrer jetzigen Culturstufe emporgearbeitet hat.

Wir brauchen kaum die allbekannten Hauptbegebenheiten aus der Geschichte Rigas aufzuzählen: daß diese Stadt im Jahre 1200 von dem Bischof Albert gegründet wurde und bis 1522 unter dem Ezbischof, dann aber bis zum Jahre 1561 unter der Oberhoheit des Ordens stand, von 1561 bis 1581 eine stolze Unabhängigkeit behauptete, sich sodann den Polen unterwarf, 1621 von Gustav Adolph belagert und gewonnen wurde und endlich 90 Jahre später nach hartnäckiger Vertheidigung in die Hände Peters des Großen fiel.

Das Schicksal der Stadt brachte in buntem Wechsel schwere und glückliche Zeiten und Ereignisse über sie: Liven, Letten, Ordensritter, Polen, Schweden und Russen haben sie nach einander neunmal berannt und dreimal eingenommen, immer aber erst nach tapferem, mannhaftem Widerstande. Kaum daß der Kampf beendet war, blühten Handel und Wohlstand schnell wieder auf, und nichts vermochte den fleißigen Bürger von seinem Gewerbe, dem er eifrig nachging, zurückzuhalten. Feuersbrünste und Krankheiten zogen öfters in die Thore Rigas ein und rafften die Menschen zu Tausenden dahin, aber immer nahm die Bevölkerung mehr und mehr zu. Da entstanden und erweiterten sich die Vorstädte, früher vereinzelte Hütten, die erst nach und nach durch Straßen verbunden wurden, heutzutage aber einen bedeutenden Flächenraum mit ihren hölzernen Häusern einnehmen. Auch sie wurden im Kriege mehrere Mal, zuletzt im Juni 1812, eingeäschert, um dem Feinde keinen Vertheidigungspunkt gewähren zu können.

Im Allgemeinen ist die Lage der Stadt eine günstige zu nennen. Die Nähe des Meeres mildert das rauhe nördliche Klima und lockt den Kaufmann mit seinen Waarenschiffen hinaus, Gold und Reichthum hineinzuholen. Die stolze Düna bildet die Verbindungsstraße zwischen der Stadt und der Ostsee, und vielfach ist man bemüht, dem Versanden des Stromes vorzubeugen. Riga's blühender Handel übertrifft den der meisten übrigen Ostseestädte — ihm verdankt die Stadt Ansehen, Reichthum und das schnelle Wachsen der Bevölkerung.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Hanf und Leinsaat, Korn, Flachs, Masten und Balken, und Tausende von Schiffen tragen diese Rohprodukte hinaus in aller Herren Länder. — Eine breite Floßbrücke bildet im Sommer, wenn die Eisdecke geschmolzen, eine bequeme Verbindung zwischen der Stadt und der Mitauer Vorstadt.

Sehr viel ist in den letzten Jahren für die Verschönerung der Stadt gethan worden, deren enge, schmale Gassen den Ansprüchen unserer Zeit nicht mehr genügen wollen. Der Festungsgürtel ist gefallen, ein neues Riga wächst um den alten Kern herum, und ein frischer Wind streicht über die Stelle, wo sonst feuchte düstere Mauern und verpestende Gräben Seuchen und Krankheiten über die Bewohner Rigas brachten. Zwei stattliche neue Gebäude findet der Beschauer innerhalb der alten Ringmauer, die Gildenstube und die Börse. Am westlichen Ende der Stadt steht das vom Ordensmeister Walter von Plettenberg in den Jahren 1494 bis 1515 erbaute Schloß. In der Nähe desselben befinden sich die katholische und die neue englische Kirche. Letztere ist im rein gothischen Stil erbaut und nimmt sich von der Düna gesehen unbeschreiblich malerisch aus. Weiter gelangen wir zum alten ehrwürdigen Dom, dem ältesten Gebäude der Stadt (erbaut 1204) einem Koloß aus ältester katholischer Zeit. Der Dom lag bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts außerhalb der Stadt; an ihn schließt sich der Domesgang, ein bogenbedeckter Kreuzgang, der bis zum Jahre 1861 die Domschule, an der einst Herder wirkte, beherbergte. In dem Dome liegen Meinhard, der erste Apostel Livlands und Markgraf Wilhelm, der letzte Erzbischof Livlands begraben. Die Haupt- und Kathedralkirche der Stadt ist die im Jahre 1406 erbaute St. Petrikirche, im reinsten gothischen Geschmack erbaut, mit einem 440 Fuß hohen Thurm, der von drei Säulengallerien durchbrochen ist. Das Innere der Kirche ist mit zahlreichen Grabmälern und Familienwappen geziert und neuerdings durch einen geschmackvoll geschnitzten Hochaltar mit Gemälde verschönert worden.

Außer den genannten städtischen Kirchen befinden sich in dem Bezirke der Stadt: die vom Staate unterhaltene Jakobikirche, die der lettischen Gemeinde eingeräumte St. Johanniskirche und drei griechische Kirchen.

Von Interesse ist endlich noch der in der großen Sandstraße befindliche rothe Pulverthurm, in welchem drei, angeblich von Peter dem Großen eigenhändig abgefeuerte Kanonenkugeln stecken; das Rathhaus und das schon 1390 gegründete Schwarzhäupterhaus, das die Schwarzhäuptergesellschaft schon seit 1460 anfangs miethweise, seit 1721 aber als Eigenthum inne hat.

Zwischen der Altstadt und der Peterburger Vorstadt hat sich in den letzten Jahren ein prächtiges Gebäude erhoben, das neue Theater, das durch seine Größe, Schönheit und den Reichthum seiner Ausstattung den Vergleich mit den besten Provinzialbühnen des Auslandes auszuhalten vermag. — Nicht weit von demselben befindet sich der Wöhrmannsche Park, ein beliebter Vergnügungsort der Rigenser mit dem in der neuesten Zeit der früher etwas vernachlässigte, von Peter dem Großen angelegte kaiserliche Garten zu wetteifern angefangen hat.

Riga hat vier Vorstädte: die Mitauer, die St. Petersburger, die Moskauer Vorstadt und die sogenannte Vorburg; am bedeutendsten unter

denselben ist die St. Petersburger Vorstadt, da die wohlhabende, gebildete Stadtbevölkerung, die nicht gerade durch ihr Geschäft an die Altstadt gebunden ist, gerade hier mit Vorliebe ihren Wohnsitz aufzuschlagen beginnt.

Da die Rigenser die heißen Sommermonate gerne „im Grünen" verbringen, so finden sich in der Umgegend der Stadt viele Höfchen mit wohl eingerichteten Landhäusern. Wer es jedoch möglich machen kann, zieht im Sommer nach dem nahen Badeort Dubbeln, zwischen welchem Orte und Riga Dampfboote hin- und hergehen und einen leichten Verkehr ermöglichen.

Nach J. Eckardt.

115. Mitau.

Sechs Meilen südwestlich von Riga, in öder sandiger Gegend an der Aa liegt Mitau, lettisch Jelgawa, die Hauptstadt von Kurland. Die Stadt hat 24,000 Einwohner, darunter ein Fünftel Juden und empfiehlt sich dem Fremden weder durch großartige Bauten noch durch eine reizende Umgebung. Sie erscheint um so unbedeutender, je majestätischer sich von Norden aus das prächtige ehemalige herzogliche Residenz-Schloß ausnimmt. Es liegt auf einer langen und schmalen Landzunge, zwischen den Flüssen Aa und Drixe, welche sich weiter unterhalb vereinigen und bei großem Wasserstande die zwischen liegenden Schloßwiesen überschwemmend, einen gemeinsamen breiten Strom bilden, aus welchem das Schloß mit dem es umgebenden Garten wie eine Insel heraustritt, die nur durch den von großen italienischen Pappeln eingefaßten Schloßdamm und die über die Drixe führende „grüne Brücke" mit der Stadt verbunden ist.

Auf derselben Stelle baute vor 600 Jahren, im Jahre 1265 der Ordensmeister Conrad von Mandern oder Medem das „Haus Mitau," um einen festen Ort zu gründen gegen die Einfälle der Semgallen und Litthauer; aber erst 70 Jahre später wurde dieses Ordensschloß von Eberhard von Monheim vollendet.

Die Glanzperiode des Schlosses fällt in die Zeit der kurischen Herzoge, nachdem es öfters durch Eroberung und Feuersbrünste schwer gelitten hatte. Bis zur Regierung des Herzogs Jakob beschränkte sich die ganze Befestigung der alten Burg auf ihre eigenen Mauern und einen Graben; von ihm erst wurde sie mit regelmäßen Festungswerken umgeben. Während des Kriegsgedränges in der Mitte des 17. Jahrhunderts war Mitau der einzige friedliche und sichere Ort und als solcher der Mittelpunkt der Verhandlungen zwischen Polen, Schweden, Rußland, Dänemark und England, und Herzog Jakob trat öfter als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auf, entging aber selbst kaum der Gefahr, unter schwedische Botmäßigkeit zu gerathen. Seine Hofhaltung im Schlosse war glänzend; doch wurde er darin noch von seinem Sohne Friedrich-Casimir übertroffen, der 1697 die Freude hatte, Peter den Großen auf seiner Reise ins Ausland in seinem Schlosse zu bewirthen.

Nach seinem Tode residirte Prinz Ferdinand als Onkel und Vormund des unmündigen Herzogs Friedrich Wilhelm und als Administrator des Landes nur kurze Zeit im Schlosse. Seine Zerwürf-

nisse mit dem Adel veranlaßten ihn, Kurland zu verlassen und 1701 nach Danzig zu gehen, von wo er nie wiederkehrte.

Vierzehn Tage nach seiner Abreise ließ Karl XII. Mitau besetzen und befestigen, und die Schweden behaupteten sich ohne Mühe, bis die Russen heranrückten. Am 15. August zog Peter der Große in Mitau ein. Er ließ das Schloß angreifen und bombardiren, bis es sich am 4. September ergab.

Die Russen fanden die fürstliche Grabstätte im Schlosse von den Schweden erbrochen, die Leichen der Herzoge aus ihren Särgen herausgeworfen und beraubt. Im Jahre 1709 kam Peter der Große abermals nach Mitau und verlobte seine Nichte, die Großfürstin Anna mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm, der jedoch bald nach der Hochzeit erkrankte und starb.

Unter beständigen Streitigkeiten mit dem Adel regierte nun Herzog Ferdinand Kurland von Danzig aus, während die Herzogin Wittwe Anna ihren Aufenthalt in Mitau nahm und viele Bewerber um ihre Hand und um das Herzogthum auftraten. Nach dem Tode Ferdinands im Jahre 1737, als die frühere Herzogin Anna bereits Kaiserin von Rußland geworden war, wurde der Kammerherr und Oberhofmeister, Reichsgraf Ernst Johann von Biron einstimmig zum Herzog gewählt.

Auch dieser regierte nicht im Lande, sondern von Petersburg aus; um sich jedoch eine seiner Würde angemessene Residenz zu schaffen, ließ er die alte Ordensburg in die Luft sprengen und am 14. Mai 1738 den Grundstein zu dem jetzt stehenden Schlosse legen.

Während der Verbannung des Herzogs in Sibirien wurde der Sohn des Königs von Polen Prinz Karl als Herzog von Kurland eingesetzt; der jedoch, nachdem Ernst Johann Biron nach Kurland zurückgekehrt war im Jahre 1763 Mitau wieder verlassen mußte. Gebeugt von Unglück, Alter und Kränklichkeit, entschloß sich der Herzog im Jahre 1769 zu Gunsten seines Sohnes Peter abzudanken.

Dieser wählte im Jahre 1782 das Lustschloß Würzau zu seinem beständigen Aufenthalte und kam nur bei besondern Veranlassungen nach Mitau. Im Jahre 1793 trug die Ritterschaft Kurlands nach Auflösung des polnischen Staats, ihre Unterwerfung der Kaiserin Katharina II. an; der Herzog entsagte freiwillig seiner Würde und verließ 1795 sein Herzogthum auf immer, um den Rest seiner Tage auf seinen Gütern in Schlesien zu verleben.

Das Schloß enthält gegenwärtig die Locale der Kronsbehörden, der Kreisrentei und die Wohnung einiger Beamten.

Das Begräbnißgewölbe der ehemaligen Fürsten Kurlands befindet sich im Eckvorsprunge des südlichen Flügels im Kellergeschoß. In 30 zum Theil zinnernen und kupfernen Särgen sind hier mit Ausnahme des letzten Herzogs Peter und seiner drei Frauen, alle übrigen Herzoge nebst ihren Gemahlinnen und mehreren Kindern beigesetzt.

Die Stadt Mitau hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr zu ihrem Vortheile verändert; viele freundliche Gebäude sind entstanden, die Straßenwinkel haben sich immer mehr in gerade Linien gefügt und überall erblickt man Ebenmaß, Geschmack und Ordnung. Die Stadt ist der Sitz der Gesellschaft für Literatur und Kunst, des Museums und

Athenäums mit schätzbaren Sammlungen von Alterthümern, Gemälden und Medaillen. Sie hat namhafte Schulanstalten, darunter das Gouvernements-Gymnasium und eine Realschule, eine Menge wohlthätiger Anstalten, Stiftungen, Legate, eine Sparkasse u. s. w. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten Mitaus gehören: der Paradeplatz, der eine wahre Zierde der Stadt ausmacht, das geräumige Schauspielhaus, der stattliche Ballsaal im Clubhause, der sich durch seine Größe, Höhe, Eleganz und schöne Architektur auszeichnet, der Fischmarkt und das ganz von Quadersteinen eingefaßte und von einem eisernen Geländer umgebene, Bassin auf dem Marktplatze.

Die Einwohner sind gastfreundlich und zuvorkommend gegen Fremde; doch hat durch das auffallend schnelle Wachsthum der jüdischen Bevölkerung die Stadt ein eigenthümliches Gepräge erhalten. Handel und Gewerbe sind in wenigen Jahren meist in die Hände der Juden übergegangen, da die schwerfälligeren und gemächlicheren Deutschen von diesem rührigen und praktischen Volke hierin weit übertroffen worden sind. Nur solche Gewerbe, die eine ganz besondere Zuverlässigkeit erheischen, wie das der Apotheker, Bäcker, Baumeister, Schlosser, Schornsteinfeger, sind im ausschließlichen Besitze der Deutschen geblieben.

Interessant ist auch die Spaltung der jüdischen Bevölkerung in Reformjuden und Rechtgläubige, welche einander schroff gegenüber stehen. Uebertritte zum Christenthum kommen bei der weiten Kluft, die zwischen den beiden Religionsgenossen liegt, fast nicht vor. Mitau steht eben im Begriffe, eine neue Stadtverfassung zu erhalten, in welcher die Juden bis auf das Steuer- und Armenwesen in den allgemeinen Gemeindeverband mit aufgenommen werden sollen; ebenso sind denselben schon jetzt die christlichen Schulen geöffnet.

Am lebhaftesten geht es in Mitau während der Johannis zeit zu, wo der Adel des Landes zur Stadt kommt, um seine Geschäfte abzumachen, wenngleich zugegeben werden muß, daß es vor 30 Jahren noch ganz anders war, als jetzt. Von jener Zeit sagt ein Schriftsteller: „Um Johanni werden fast alle Kontrakte abgeschlossen, um Johanni gehen alle Miethen oder Pachten an oder zu Ende, um Johanni werden Zinsen bezahlt, um Johanni sind die meisten Kapitalien fällig, um Johanni entstehen oder verschwinden Sorgen und Hoffnungen, Freuden und Leiden, und Jeder kann sagen, ob er reicher oder ärmer geworden. Da sieht man fröhliche und trübe Gesichter, die ganze Stadt ist auf den Beinen; jedes entbehrliche Stübchen ist besetzt oder vermiethet, und man hat Gelegenheit, über dies bunte Gewühl zu staunen. Schon acht Tage vor Johanni zieht in langer Wagenreihe der Adel Kurlands von seinen Gütern in die Stadt. Dazu kommen noch Kauf- und Geschäftsleute aus Riga und andern Städten. Gast- und Privathäuser sind mit Fremden überfüllt; Vergnügungen folgen auf Vergnügungen und die Damen besuchen am Vormittage die eleganten Kaufläden; Concerte finden statt und überall auf der Straße stößt man auf Musikanten, Drehorgeln, Harfenisten u. s. w. Das Theater beginnt um 6 Uhr seine Vorstellungen; nach Beendigung desselben strömt die ganze vornehme Welt nach einem Lustgarten, der Markt erglänzt in schimmerndem Lichtglanz, die Bäume flimmern in reizender Beleuchtung und der Lärm dauert bis zum Johannistag, der nebst den beiden folgenden Tagen den Geldge-

schäften gewidmet ist.“ Mitau würde in kurzer Zeit für die Ostseeprovinzen und namentlich für Kurland eine weit höhere Bedeutung erlangen, wenn die schon seit Jahren projektirte Eisenbahn nach Riga zur Ausführung käme.

Nach Dr. **Possart** u. dem **Album baltischer Ansichten.**

---

116. Dorpat.

Hat die Sage Recht, so steht Dorpat auf uralt geheiligtem Grunde. „Die Ufer des Embach sind ein klassischer Boden der Esten. Hier war der Wonnesitz der ersten Menschen, hier sang der Gott der Dichtkunst seinen herzergreifenden Hymnus, hier wurden die Sprachen gekocht, und in einem nahen Bächlein liegt das blinkende und singende Schwert des Kalewiden, des Heros der Esten. Der Dom war, bevor ihn die Musen ihrem Dienste weihten, der Parnaß nordischer Götter, und die dichtende Sage hat ihn mit einem Blüthenkranze umgeben, der fast um ein Jahrtausend älter ist, als der schattige Baumgang, zwischen dessen Zweigen das entzückte Auge des jungen akademischen Bürgers heute auf das nordische Heidelberg hinabsieht. Doch schon am Eingang des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung mußte diese Götterwelt vor der Macht der Wirklichkeit vergehen.

Die Burg Dorpats soll Jurjew geheißen haben. Hier hauste um 1220 ein russischer Vasall, der mit dem livländischen Orden im Kriege lag. Der tapfere Ritter Johann von Apeldern, Bruder des Riga'schen Bischofs, bestürmte und eroberte die Festung und begründete hier ein dauerndes Regiment. Bald darauf ließ sich Hermann, Bischof von Leal, an diesem Orte nieder, und aus den Trümmern der alten Estenstadt erwuchs Dorpat, wo Hermann die schönste Kirche, welche jemals die Ostseeländer besessen, den Dom, erbaute. Im Jahr 1245 war alles umliegende Land dem Bischof unterthan, und seine Grenzen reichten bis in das russische Gebiet hinein.

Die Glanzepoche Dorpats beginnt um diese Zeit. Hinter den dreifachen Mauern, welche die Stadt umgaben, entfaltete sich ein frisches Leben. Handel und Gewerbe nahmen einen kräftigen Aufschwung und beförderten die Ausbildung eines tüchtigen, freiheitsliebenden Bürgerthums. Vor Allem war es der Handel, der Dorpat groß und berühmt machte. Am Ufer des Embach bildete sich ein wichtiger Stapelplatz für Waaren aus Ost und West. Die Stadt trat der Hansa bei und beschickte als einflußreicher Stand die livländischen Landtage. Sie prägte ihre eigenen Münzen und hatte das Recht über Leben und Tod. Die Einwohnerzahl war so groß, daß eine Seuche, die einst über 15000 Menschen dahinraffte, doch die Stadt nicht ganz entvölkerte. Elf schöne Kirchen mit ihren hochragenden Thürmen verkündigten den frommen Eifer, aber auch die politische Bedeutung der Stadt. Der Metropolit Isidor von Moskau berichtet im Jahr 1437, daß er die Stadt mit Bewunderung angeschaut und noch nie dergleichen gesehen habe.

Als aber der Zar Iwan Wassiljewitsch III. von Moskau das Tartarenjoch abgeschüttelt und die russischen Theilfürstenthümer vereinigt hatte, zog er mit großer Heeresmacht gegen Livland. Rauchende Trüm-

mer bezeichneten seinen Weg, und das Bisthum Dorpat war der am schwersten bedrohte Theil des Bundesstaates. Nur der Muth, die Siege und die weise Politik des großen Plettenberg wandten das Unheil noch einmal ab. Darnach fand auch in Dorpat die Reformation unter mancherlei Kämpfen Eingang. Sobald indessen der von Plettenberg mit den Russen abgeschlossene 50-jährige Waffenstillstand zu Ende ging, begann der russische Krieg mit erneuter Wuth. Auch dieses Mal hatte das Bisthum Dorpat am meisten zu leiden. Russisch-tartarische Kriegeshorden überschwemmten das Land und verwandelten die blühenden Ebenen in traurige Einöden. Bald wurde Dorpat selbst belagert und 1558 von den Russen eingenommen und halb zerstört. In den darauf folgenden 67 Jahren wurde die Stadt noch sechsmal abwechslungsweise von Schweden und Polen belagert und dadurch fast gänzlich zu Grunde gerichtet.

Eine neue Zeit aber begann mit dem Jahr 1626. Im Herbste dieses Jahrs erschien nämlich Gustav Adolph in Dorpat und machte dem vieljährigen Jammer der schwergeprüften Stadt ein Ende. Ihm verdankt Dorpat ein Landgericht, ein Hofgericht, eine königliche Schule, das Gymnasium und die Universität, die am 15. October 1632 eingeweiht wurde. Wenn auch Dorpat die Ausdehnung und Bedeutung, die es im Mittelalter gehabt, nicht wiedergewann, so war es doch wieder in geordnete Zustände eingetreten, und schon die Zahl und Wichtigkeit der segensreichen Einrichtungen, zu denen 1633 noch das livländische Oberconsistorium kam, machten es zur zweiten Stadt des Landes.

Als jedoch im Kriege gegen Karl XII. die Russen abermals sich der Stadt näherten, floh die gesammte Universität nach Pernau, wo sie noch elf Jahre ein kümmerliches Dasein fristete.

Im Jahr 1705 wurde Dorpat von den Russen eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen. 1708 befahl Peter der Große die Zerstörung der Dorpater Festungswerke und die Abführung sämmtlicher Einwohner in das Innere des Reichs.

„Der Aufbruch erfolgte bei strenger Kälte am 18. Februar; als die letzten Schlitten die Stadt verlassen hatten, wurden die Kanonen auf den Wällen gelöst. In den folgenden Tagen sprengte man die Festungswerke und verbrannte die Stadt.

Doch Dorpat sollte nicht in ewige Nacht begraben werden. Der Energie und Ausdauer des deutschen Charakters haben wir es zu danken, daß auf den Trümmern des alten ein neues Dorpat erblüht ist, dessen Name bis an das Eismeer und die Kaukasischen Berge hin dankbar wiederholt wird.

Auf beiden Seiten des Embach, zum Theil im Thal, zum Theil auf den umliegenden Anhöhen erstreckt sich die freundliche, offene Stadt in einer Ausdehnung von 3 Werst Länge. Breite, gerade Straßen, viele freie Plätze, saubere, meist steinerne weiße Häuser mit rothen Ziegeldächern, erfreuen Auge und Herz des Beschauers. Beide Hälften der Stadt sind durch zwei Brücken verbunden; die eine, aus mächtigen Granitquadern erbaut, bildet eine Hauptzierde der Stadt. 21,000 Einwohner haben hier ihre Heimath und erfüllen den Ort mit regem Leben. Vier Kirchen, drei lutherische und eine griechische, sammeln das christliche Volk zur Andacht. Zahlreiche Schulen, unter ihnen ein Gymnasium und eine Kreisschule dienen zur Heranbildung der Jugend. Auch der

Handel blüht. Auf dem großen, schönen Marktplatz, den das Rathhaus mit seinem silberglänzenden Thurme beherrscht, reiht sich Laden an Laden. Am Embach erhebt sich, im Quarrée gebaut, ein großer Kaufhof, der aus lauter Buden und Speichern besteht. Zugleich haben in Dorpat sämmtliche Behörden des ganzen Kreises ihren Sitz. Doch man braucht nicht lange in der Stadt zu weilen, um zu bemerken, daß alle diese Dinge hier nicht den Mittelpunkt des Lebens bilden. Die Sonne Dorpats ist die Universität. Diese nicht nur für die baltischen Provinzen, sondern für das ganze russische Reich höchst wichtige Anstalt wurde am 12. April 1801 von Kaiser Alexander I. neu begründet. Dieser hochsinnige Regent hat sich damit ein bleibendes Denkmal in dem Herzen Livlands errichtet. Seit mehr als 60 Jahren hat bereits die Hochschule im Segen gewirkt. Eine lange Reihe bedeutender Männer sind während dieser Zeit aus Deutschland zu Lehrern an diese Anstalt berufen worden und haben in Gemeinschaft mit den einheimischen Professoren das Licht der Wissenschaft im hohen Norden hell leuchten lassen. Tausende von wackern Jünglingen aus allen Ständen des In- und Auslandes haben sich in Dorpat die für ihren späteren Wirkungskreis erforderliche Tüchtigkeit erworben, haben in den verschiedensten Berufszweigen als Staatsmänner, Aerzte, Prediger, Lehrer, Juristen gewirkt, oder sind noch jetzt zur Ehre ihrer Bildungsanstalt und zum Heile ihres engeren und weiteren Vaterlandes thätig. Die Erinnerung an die alma mater macht auch die Herzen ergrauter Männer, die sich hier gebildet hatten, warm und zaubert das goldene Bild ihres Lebensfrühlings in immer frischeren Farben vor ihre Seele. Gegenwärtig lehren an der Universität zu Dorpat nahe an 60 Professoren und Docenten, und gegen 600 Jünglinge sammeln hier in freudigem Streben die Schätze der Erkenntniß und der Gesinnung zur künftigen Verwerthung in des Lebens ernster Arbeit. Am Fuße des Domberges erhebt sich das stattliche Universitätsgebäude mit seinem von Säulen getragenen Portale und einer neuerbauten Universitätskirche. Es enthält außer der großen Aula zahlreiche Säle für die Vorlesungen, die Auditorien, und viele wissenschaftliche Sammlungen.

Wie die meisten Universitätsstädte des Auslandes Etwas haben, was als Eigenthümlichkeit angemerkt zu werden pflegt, so hat auch Dorpat Etwas, was keine andere Stadt in ähnlicher Art aufzuweisen vermag, nämlich seinen Dom. Dieser Dom ist aber nicht etwa eine Kirche, sondern eine mit den schönsten Parkanlagen und schattigen Alleen gezierte Anhöhe, welche durch einen Graben von dem sogenannten wilden Dome getrennt wird. Der Domgraben, jetzt ein bequemer, vielbenutzter Fahrweg und auf der einen Seite zum Theil mit geräumigen und schattigen Anpflanzungen für Spaziergänger geschmückt, hat durch seine Umgrenzung einen eigenthümlichen Reiz für den Wanderer, der in den heißen Tagen des Jahres gerne seine Schritte hierherwendet, um in schattiger Einsamkeit dem Geräusch der Stadt zu entfliehen. Der Reisende, welcher Dorpat kennen lernen will, begiebt sich am Besten auf den 210 Fuß hohen Domberg, da er von hier aus einen Ueberblick über das Ganze gewinnen kann. Hier überschaut er die vor ihm liegende Stadt, das Embachthal, den Fluß, wie er als ein schmales, niedrig umbordetes Band von Westen kommend mit einer leichten Wendung an Häusern und offenen Plätzen vorüberzieht, um in östlicher Richtung hinter

Bäumen und Häusern wieder zu verschwinden; er überschaut mit Einem Blicke die nördlichen Anhöhen mit ihren Gräbern, Windmühlen und Vorwerken; über den Horizont erheben sich, in bläulichen Duft gehüllt, da und dort höher gelegene Waldgruppen, die uns daran erinnern, daß das Land gegen Norden hin ansteigt. In allen Jahreszeiten bietet Dorpat einen freundlichen Anblick dar. Ueberall auf dem Dome wechseln Höhen und Vertiefungen, überall sind die Gänge mit schönen dichtbelaubten Bäumen besäumt, und dazwischen erheben sich die anmuthigen, neuerdings zum Theil wieder ausgebauten Ruinen der alten Domkirche, die dem ganzen Berge seinen Namen gab und jetzt der ganzen Ansicht ihren eigenthümlichen Charakter verleiht. Außerdem sind mitten in dem Grün der Bäume mehrere zur Universität gehörige Gebäude errichtet. Zu diesen gehört die hochragende Sternwarte, das im Halbkreis erbaute, mit einer Kuppel gezierte Anatomicum, das Universitätskrankenhaus u. a.

Auf der andern Seite des Embachs, etwa eine Werst von der Petersburger Straße, liegt der deutsche Gottesacker. Der Reisende wird wohl daran thun, ihn nicht zu übersehen. Er ist mit sinnigem Geschmack angelegt und mit schönen Monumenten geschmückt, so daß er ebenfalls zu den Zierden der Stadt gerechnet werden kann. Hier liest man auf Kreuzen und Steinen manchen Namen, der einmal einen größern oder kleinern Theil der Welt mit seinem Ruhm erfüllte, und mancher dieser Namen wird noch genannt werden, wenn Kreuz und Stein längst verwittert sind. Hier wurde die Chronik der Universität in Stein und Erz gegraben; möge ihr Name noch dauern, wenn diese Chronik in Stein und Erz längst verstummt sein wird!

Nach **J. Eckardt, dem Album balt. Ansichten u. A.**

---

117. Naturbilder aus Estland.

Wie die Nähe des Meeres für die Ostseeprovinzen ein milderes, doch freilich unbeständigeres Klima bedingt, als für die Entwicklung der Feld- und Gartenkultur wünschenswerth ist, so ist die Färbung des Himmels auch meistens der Art, daß dieselbe weder mit dem tiefblauen Himmel Italiens noch mit der lieblichen Himmelsbläue Deutschlands verglichen werden kann. Es ist jedenfalls wahr, daß unser nordischer Himmel einen großen Theil des Jahres, wie eine bleierne Decke über der Erde liegt und von dem Grün und den Farben der Pflanzenwelt den lieblichsten Schmelz verwischt. Daher kommt es, daß unsere nordische Landschaft fast immer ein Gefühl eigenthümlicher Schwermuth und leisen, unerklärten Sehnens in dem Gemüthe des Nordländers hervorbringt. Es fehlt dem größeren Theile des Volkes schon von der Wiege an jene übersprudelnde Fröhlichkeit des Herzens, jener leichte Sinn, der ein Erbtheil aller Völker eines heitern, glücklichen Himmelsstriches ist. Trübe, wie sein Himmel, ernst, wie seine Natur, sind auch seine Empfindungen, sind seine Lieder, ist seine Musik. Alle Naturbilder der Esten, so wenig auch deren bekannt sind, oder so fremd ihnen an sich ein gefühlvolleres Eingehen auf die Natur sein mag, sind trauriger,

schwermüthiger Art. Ihre Melodieen sind mehr ein Klageruf, ein Schmerzensschrei, als ein Gesang.

Es ist von Personen, denen es vergönnt gewesen, die Schönheiten anderer Länder im Lenze zu schauen, unserm Estlande vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß ihm der schönste Reiz des Jahres, der Frühling, fehle und sich die Eintheilung der Jahreszeiten hier einfach auf einen kurzen Sommer und einen langen Winter beschränke. Es ist dies ein böswilliger und undankbarer Ausspruch! Bedingt auch die geographische Lage des Landes eine ganz natürliche Beschränkung des Frühlings, so raubt sie uns doch durchaus nicht die Annehmlichkeiten einer Jahreszeit, welche durch das Wiedererwachen der ganzen Natur aus dem langen Winterschlafe die ersehnteste und gefeiertste vieler Nationen werden konnte. Freilich ist die Bezeichnung unseres Monats Mai als „Wonnemonat“ unpassend; aber dafür entschädigt unsere Natur nach der wohl recht ermüdenden Einförmigkeit eines langen und strengen Winters uns meistens durch eine überraschend schnelle Entfaltung der ganzen Pflanzenwelt, wie sie nur bei den taghellen Nächten ermöglicht wird. In diesen wunderschönen Nächten des nordischen Sommers liegt einer der unvergleichlichsten Reize der nordischen Zone; insbesondere über unserer Waldlandschaft, über ihrem Duft und Grün ruht in solchen Nächten ein Zauber, der allein schon mit so manchen andern Entbehrungen unseres Naturgenusses versöhnen kann. Wenn wir im Anfang des Juni in die estländische Natur hinaustreten und den Blick sich ergehen lassen auf den blumigen Wiesen, über denen die Birke träumerisch die hängenden Aeste wiegt, auf den saftigen Feldern, über denen sich die Lerche in die durchwärmte Luft schwingt, zu den frischen dunkelgrünen Wäldern, welche die Fernsicht begrenzen und den Rahmen um das liebliche Gemälde bilden — und wenn wir den Pfad verfolgen, welcher, eingesäumt mit Erlen und Weidengesträuch, uns vorüberführt an den buntesten Bildern, bald der Haide und des Moores, bald der Wiesen und der Felder, vorüber an den Hütten des estnischen Landvolks, wie an den geschmackvoll gebauten Höfen, die aus dem Schatten hoher Linden, Kastanien und Eichen als die Pflanzstätten deutscher Kultur und Sitte hervorsehen: dann müssen wir auch freudigen und dankbaren Herzens gestehen, daß auch bei uns hier die Natur reich und schön und würdig genug ist, daß wir sie lieben und an ihr hängen und uns mit ihr so vertraut als möglich machen mögen.

Und werfen wir endlich einen aufmerksamen Blick auf die Gestaltenwelt, „die da kriecht und fliegt,“ und auf die Blumen und Kräuter, die aus dem heimischen Schoß der Erde sprossen, wie lehrreich und lohnend kann er für den Wißbegierigen, wie befriedigend wird er für den Forscher sein! Da sollte Mancher erröthen, daß er so gleichgiltig und nichtachtend an so vielen Schönheiten vorübergehen kann, wie es leider vielfach geschieht; die Natur unseres Landes hat das nicht verdient!

Haben wir nun in der angenommenen Weise unsern Pfad verfolgt, stehen wir vor den Thoren des Waldpalastes, und wenden wir noch einmal den Blick rückwärts, wie verändert stellt sich uns dann wieder das Bild der Gegend dar, welche wir eben durchwandert haben! Vielleicht blitzt uns aus der Ferne ein silberner Streifen des Meeres entgegen, oder aus einem Kranze von Laubkronen schimmert der einfache

Thurm einer ländlichen Dorfkirche hervor, und der Anblick einer weidenden Heerde vervollständigt uns das schöne Gemälde des Friedens.

Zitternd fällt der Lichtstrahl durch die schattige Nacht der Baumwipfel und Zweige des Waldes, den wir betreten, als fürchte er die hehre Ruhe der Waldeinsamkeit zu stören. Und über Waldblumen und üppige Moose irren wir wieder hinein in den immer dichter und wilder sich verzweigenden Wald. Riesige Stämme, vom Sturme abgebrochen, versperren oft unsern engen, ungebahnten Pfad; üppig sprossende junge Tannen bilden fast undurchdringliche Mauern, kein Laut regt sich in der Wildniß, in welcher Pflanzengeschlechter der seltensten Art ungesehen und unbeachtet kommen und vergehen. Ringsum aus dem feuchten Schatten des Dickichts erhebt sich ein Heer wunderlicher Formen von Pilzen in bleichen und unheimlichen Farben.

O möchten doch Alle, die sich sehnen nach den Herrlichkeiten einer fremden Welt, nur einmal hinaustreten in unsere Wälder, sie würden beschämt umherblicken und verwundert stille stehen! Aber nicht immer scheint die Sonne; nicht immer fächelt eine laue, linde Luft das Laub der Aeste und spielt mit den herabhängenden Zweigen der Birke. Im Aufruhr der Elemente, im Brausen des Herbststurmes, wenn die gelben und rothen Blätter fallen, dann ist der Anblick unserer Waldungen ein furchtbarschöner und ergreifender. Und auch zu solcher Zeit muß man die Natur belauschen wenn man sie verstehen lernen will. Die Natur ist überall groß und schön; sie ist ein offenes Buch göttlicher Offenbarung, und in diesem Buch sollen wir lesen und lernen, wo und wie wir können.

Es versteht sich von selbst, daß der Herbst auch hier wie überall den Anblick der Fluren und Wälder auffallend verändert und seine bunten Farben über das ganze Land ausstreut. Ueber die Stoppeln jagt der Herbstwind und verweht die Blätter des Lenzes und in engere Kreise zieht sich die Thätigkeit der Bewohner zusammen. Die hellen Nächte weichen kurzen trüben Tagen, Schaaren von Wandervögeln ziehen in frischer Wanderlust der wärmeren Heimath zu, und, wie in der Außenwelt, wird es auch in dem Gemüthe der Menschen stiller und trüber.

Wer aber endlich den Norden in seiner Herrlichkeit kennen lernen will, der trete endlich mitten im tiefen Winter aus der Stadt und wage sich muthig hinaus in die estnische Winterlandschaft. Eine weiße Schneedecke liegt auf der ebenen Gegend, der leichte Schlitten fliegt vogelschnell über die funkelnde Fläche und der muntere Klang des Glöckchens zittert weit durch die frische, klare Luft. Wie eintönig, wie so ganz anders, liegt jetzt die im Frühsommer so wechselvolle Landschaft vor uns! In ermüdender Einförmigkeit breitet sich der blendende Schnee über Felder, Wiesen und Haide aus; entblättert steht die treue Birke, verstummt ist das Geflüster der Espe und vergessen die Stätte, wo Blumen blühten und dufteten. Aber in unverwelklicher Schönheit, in ihrem dunkeln, grünen Gewande schauen unsere Nadelwälder, Zeichen der Trauer und der Hoffnung zugleich, auf die schlummernde Erde; in ernster Würde stehen sie noch da, ebenso wie im linden Säuseln der Sommerluft, jetzt unter dem gewaltigen Drucke der Schneelast, die wohl ihre Aeste zu beugen, nicht aber das innere tiefe Leben zu erlöschen vermag.

Aber glücklich preise ich den, der im tiefen Winter Gelegenheit suchte und fand, bei heller Mondscheinnacht im einsamen nordischen Nadelwalde zu wandeln. Geisterhaft treten die alten Stämme in ihrer winterlichen Pracht plötzlich in die sanfte, milde Beleuchtung, einen langen, riesigen Schatten hinter sich werfend, welcher ganze weite Strecken in tiefste, schweigende Nacht begräbt. Kein Laut, kein Athemzug unterbricht die selige Ruhe, die hier ausgegossen ist über die Landschaft. Verschwunden aus dem Gedächtniß sind alle Täuschungen, alle Bitterkeiten des Lebens, und ein Gefühl ruhigen Glücks zieht dafür wärmend und wohlthuend in die Seele. Und so vermag in kalter Nacht, in einem kalten Lande die Natur das menschliche Gemüth zu ergreifen, zu erwärmen, zu trösten.

Nach **A. H. Dietrich.**

---

118. Lodensee.

(In Estland.)

Zu den Gütern, welche sich in Estland durch eine reizende Lage auszeichnen, gehört unstreitig auch Lodensee, 12 Werst von Baltischport und 35 Werst von Reval entfernt. Der See, der ihm den Namen gegeben, liegt dicht daneben und bildet seinen Hauptschmuck. Er ist einer der größten in dem sonst an Gewässern ziemlich armen Estland; denn er enthält 3 Werst in die Länge, bei einer fast überall gleichmäßigen Breite von einer Werst. Nur an der südlichen Spitze verengt er sich ein wenig. Die Tiefe ist sehr ungleich und erreicht an einigen Stellen 3—4 Faden. Er hat einen großen Reichthum an den mannigfaltigsten Fischen. Dichter Wald umgiebt den See von allen Seiten; an den Rändern, zumal auf der Ostseite, steht Laubholz, meist Schwarzellern und Birken in heiterm Grün; darüber erheben sich die schlanken Waldriesen unserer Gegenden, die dunkeln, ernst dareinschauenden Tannen. Zahlreiche malerische Buchten geben den Ufern jene zarte Wellenlinie, die jede ermüdende Einförmigkeit verhindert. Inseln sind, soweit das Auge reicht, nicht sichtbar, so daß die glänzende Fläche des Wasserspiegels ununterbrochen in stiller Ruhe und einfacher Schönheit dem Beschauer vorliegt. Ja, schön ist dieser herrliche See, man mag ihn betrachten zu welcher Zeit und an welcher Stelle man will. Sei es, daß sein glänzender Spiegel in unbeweglicher Glätte daliegt und der Sonne strahlendes Bild aus der blanken Fläche zurückwirft, während die Bäume des Ufers und die stattlichen Gebäude an seinem Rande im klaren Wasser sich spiegeln; sei es, daß finsteres Gewölk über ihn dahinzieht und der Sturm sein dunkelgefärbtes Wasser aufwühlt, so daß schäumende Wellen sich aufbäumen und ihren weißen Gischt an das Ufer schleudern; sei es, daß der Mond seinen blassen, geisterhaften Schein über ihn ausgießt und funkelnde Sterne aus seiner klaren Tiefe emporglänzen, während der Wald ringsumher geheimnißvoll flüstert und die Wolken magische Schatten über seine Fläche hinweggleiten lassen; überall übt er seine bezaubernde Wirkung auf die empfängliche Seele des Beschauers. Schön breitet er sich in seiner ganzen Ausdehnung vor unsern Blicken aus, wenn wir, von dem Balkon des freundlichen Gutsgebäudes niedersteigend, den von alten, ehrwürdigen Ulmen beschatteten Platz durchschritten haben und an

sein glänzendes Ufer treten; anmuthig zeigt er sich, wenn wir den schattigen Waldweg zur Rechten des Wohnhauses einschlagen und an den vielen an seinen Ufern geschickt angebrachten Ruheplätzen uns niederlassen und unsere Blicke bis zum fernen waldumsäumten Ufer hinübergleiten lassen; doch am reizendsten erscheint er, wenn wir an einem schönen Sommermorgen im leichten Kahn auf seinen Wellen uns schaukeln, vor uns das stattliche, unter Bäumen halbversteckte Herrenhaus, daneben durch lichte Baumgruppen geschieden, die freundlich rothen Dächer der herrschaftlichen Nebengebäude, und rings umher in malerischer Fernsicht der grüne, verschiedenfarbig schattirte Wald. Lautlose Stille lagert auf seinen schlummernden Fluthen, aus dem Walde ertönt der heitere Gesang der Vögel, von ferne dringt der lustige Klang des Jagdhorns zu uns herüber, und das Gebell der Hunde vom Hofe antwortet den wohlbekannten Tönen. Da fällt ein Schuß in dem heiter belebten Wäldrevier, und ein siebenmal vernehmliches Echo vervielfältigt seine Wirkung, bis er wie fernes Donnergrollen verhallt. Auch die Fluthen des Sees bieten ein einladendes Jagdrevier dar; doch ohne Hörnerklang und Büchsenknall locken wir an heimtückischer Angel die Bewohner seiner Tiefe in den Tod und holen sein stummes Wild, die harmlosen Fische, für unsern Frühstückstisch aus den Fluthen. Selbst im Winter, wo die Natur ringsum in tiefem Todesschlafe liegt, entfaltet er neue Reize, zumal wenn er bei sonst wenig erwünschtem Kahlfroste mit seiner erstarrten Spiegelfläche zur lustigen Schlittenfahrt und zu rüstig frischem Schlittschuhlauf einladet und mit dem dunkeln Grün des Tannenwaldes ringsumher das Auge täuschend, fast den Sommer unsern Blicken vorzaubert, während die entlaubten Birken und Ulmen am Ufer ihre kahlen Arme zum Himmel emporstrecken und der eisige Hauch des Windes uns alsbald wieder in die rauhe Wirklichkeit unsers nordischen Winters zurückführt.

So bietet dieser schimmernde See überall und allezeit dem Auge liebliche Reize, dem Gemüthe reine Lust und Freude, der Phantasie unerschöpfliche Nahrung.

Es wäre zu verwundern, wenn an diesen anmuthigen See sich nicht auch eine Sage knüpfte *). Zur Zeit, als die Dänen ins Land kamen, so erzählt sich das Landvolk der Umgegend, hätten die damaligen Besitzer Lodensees all ihr Gold, Silbergeräth und sonstige Kostbarkeiten in den See versenkt und die Stelle genau bezeichnet. Ein Wasserneck aber habe darauf diese Schätze in Besitz genommen und bewache sie seitdem eifersüchtig, so daß man die Stelle, als die Feinde abgezogen, nicht mehr habe auffinden können, ja Jeder, der einen Versuch gemacht, nach den unterseeischen Schätzen hinabzutauchen, sei von den Wellen verschlungen worden, so daß man dem See endlich seine Beute habe überlassen müssen. Die Esten nennen die Stelle, wo jener Schatz noch jetzt liegen soll, den Goldgrund.

Gewiß ist, daß man jetzt noch an mehreren Stellen des Sees bei klarem Wasser auf dem Grunde regelmäßige Steinhaufen und tief unter der Oberfläche eingerammte Balken sieht, ohne den Zweck, zu dem dieselben angebracht, errathen zu können, und daß, wenn etwas in den See

*) Man vergleiche Band I. Nr. 3, der Glockensee.

hineingefallen, es überaus schwer aus demselben wieder hervorgeholt werden kann, was indeß leicht durch seine Tiefe und den schlammigen Boden erklärt werden kann. Nach dem **Album balt. Ansichten.**

119. Finnland und seine Bewohner.

Die Landschaften in Finnland haben einen vorwiegend ernsten, düsteren Charakter. Zwischen die stillen Seen und die dunkeln Wälder und Felsen, welche ihre Ufer umkränzen, tritt zwar oft das milde Grün der Wiesen auf terassenförmigen Abhängen, es vermag jedoch den düsteren Charakter dieser Natur nur zu lindern, nicht zu verwischen. Wenn aber das schäumende Weiß eines Wasserfalls dazu kommt oder das Meer als Hintergrund erscheint, dann hat das Bild etwas Großes, Majestätisches. Ein eigenthümliches Element erhält die finnische Küstengegend des Südens und Südwestens in den Schären. Sie gleichen den Felshügeln des Landes, mit denen sie Eine Entstehung haben, und bieten meist auf breiten, rundlich gewölbten Felsrücken noch Raum genug für eine kümmerliche Vegetation und einige der kleinen rothbemalten Hütten der finnischen Fischer; oft auch dehnen sie sich zu größeren Flächen aus, oben mit einer Schicht fruchtbarer Erde, und dann wechselt das Dunkel der Nadelhölzer mit dem leuchtenden Hellgrün der Wiesen, den Weideplätzen von Heerden, die vom Festlande im Sommer herübergeführt, hier ein friedliches, von ihrem Feinde, dem Wolfe, nicht beunruhigtes Dasein führen.

Zuweilen sind es nur nackte, jedes Pflanzenschmuckes beraubte Klippen, die sich aber selten nadelförmig aus dem Meer erheben, vielmehr meist aus den Fluthen herausragenden, riesigen Schädeln gleichen.

Das Ernste der finnischen Landschaft liegt vor Allem in den Nadelholzwäldern, die überall sich in ungeheuren Strecken ausdehnen und dem Pflanzenleben den Charakter des nordischen verleihen: die starre, hochstämmige Tanne, die buschige Fichte, die duftende Kiefer ist es, die gegen das heitere Blau der Seen, und das helle Grün der Matten angenehm absticht. Der Südländer, wenn er zum ersten Male einen jener mächtigen Fichtenwälder Finnlands betritt, fühlt sich ernst, ja zur Trauer gestimmt; es ist die feierliche Stille der Wildniß, die ihn bezaubert und zugleich erschreckt. Neun Monate des Jahres währt diese Waldesruhe. Um die Mitte Aprils erwacht die Natur aus ihrer Winterbetäubung: des Waldes Einsamkeit belebt sich, ein frisches, reiches Thierleben thut sich kund, und munterer Vogelgesang schallt Tag und Nacht. Aber schon, wenn die Hälfte des Monats Juli verflossen, hat die Nacht den Tag wieder besiegt, das Leben der Natur ermattet, und bald sinkt sie wieder in ihren Todesschlaf zurück.

Recht heimisch ist auch die Birke, sie scheut nicht den äußersten Norden und bildet, gleich den Nadelhölzern, oft die ausgedehntesten Waldungen. Zu den Nadelholzwäldern gesellt sich der Wachholder; die Landschaft des Südens ziert öfters der Faulbaum mit seinen weißen, duftenden Trauben.

Mit den Wäldern wechseln Haiden und Moräste. Seen und Sümpfe bieten eine Fülle der mannigfaltigsten Gattungen der Binsen und

Riedgräser. Wälder und Sümpfe haben einen unermeßlichen Reichthum an Beeren der schönsten und wohlschmeckendsten Arten; ihre bunten Farben verleihen der Landschaft oft einen freundlichen Anstrich.

Die Wasserzüge und Seen, die Sümpfe und Moore nehmen fast die Hälfte des Bodens von Finnland ein. Von der andern Hälfte, dem festen Boden, sind die höher liegenden Gegenden sandig und geeignet für Weide und Ackerbruch. Am fruchtbarsten ist die große Ebene um Wasa und das Flußgebiet des Kyro, bekannt wegen des trefflichen Roggens. Die unfruchtbarste Gegend des Südens ist wohl die um Wiborg, wo überall Schutt und Gerölle den Boden bedecken. Nur schlechter Wald vermag hier zu wachsen, und das wenige, zum Ackerbau taugliche Land wird mühsam durch Wegräumung der Steine gewonnen. Die Wälder sind an der Küste meist gelichtet, die dichten Bestände des Innern verheert häufig die Flamme.

Die Bevölkerung Finnlands ist in Ansehung ihrer Abstammung mannigfaltig und sehr verschieden. Schon seit dem ersten schwedischen Eroberungszuge im 12. Jahrhundert ließen sich Schweden bleibend in Finnland nieder. Zu verschiedenen Zeiten wanderten Deutsche, Dänen und Russen ein. Im höchsten Norden kommt noch eine kleine lappische Bevölkerung hinzu und außerdem eine wandernde Bevölkerung: die Zigeuner.

Die eigentlichen Finnen als Volkseinheit erkennen wir aus folgenden gemeinsamen Zügen. Es ist zuerst die Sprache. In der finnischen Sprache macht sich zunächst ein großer Reichthum von Vokalen gegenüber der Armuth an Konsonanten bemerkbar. Sie ist orientalischen Ursprungs und hat sich kräftiger entwickelt, als ihre beiden nach Westen vorgedrungenen Schwestern: die türkische und die ungarische Sprache.

Die finnische Sprache ist schön, leicht, wohlklingend. Am Anfang des Worts bildet sie nicht mehr als einen Konsonanten, auch am Ende liebt sie den Vokal. In der Schrift kennt die finnische Sprache keine Zeichen: der Laut bleibt unabänderlich derselbe. Die Sprache liebt vielsilbige Wörter, es giebt ihrer bis zu elf Silben. Sie ist besonders geeignet für Poesie, nicht nur wegen der Biegsamkeit ihrer Formen, sondern auch wegen ihrer Leichtigkeit in der Bildung neuer Wörter. In ihr hat der Volksgeist sich das Mittel geschaffen, einer ihm eigenthümlichen Richtung, dem Hang zur Poesie, sich hinzugeben. Der Finne liebt den Gesang über Alles. Ihm kommt es wesentlich auf den geistigen Inhalt des Gedichtes, erst in zweiter Linie auf die musikalische Ausstattung an. Darum finden wir in den finnischen Gesängen bei großer Armuth an Melodie eine Fülle geistreicher Gedanken und anmuthiger Wendungen. Hier zeigt sich der Finne so recht als Nordländer: er ist ein Mensch von geistiger Tiefe. Der ruhige, betrachtende Blick über die Welt, das ist seine Sprache. Von allem Wissen liebt er das am meisten, was dem Nachdenken das reichste Feld bietet, wie die Geschichte, die Mathematik. Der Finne verleugnet am wenigsten des Nordländers Phlegma. Eines schnellen Entschlusses wird er nur äußerst schwer fähig. Neben dieser übergroßen Bedachtsamkeit steht aber eine andere Eigenschaft: die äußerste, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Beharrlichkeit bei dem einmal Begonnenen. Schweigend kann er lange Beleidigungen hinnehmen; der Ausbruch seines Zornes aber ist um so heftiger. Wenn man bei dem Finnen über die rauhe Außenseite hinweggekommen

ist, kann man seinem Charakter hohe Achtung nicht versagen. In seinem Wesen liegt viel Ehrlichkeit und treuherzige Offenheit bei großer Anspruchslosigkeit. Solch gesunder männlicher Geist kann auch nur in einem starken Körper wohnen. Abgehärtet, kaltblütig und äußerst muskelkräftig, ist der Finne ein vortrefflicher Soldat, besonders Artillerist und Scharfschütz. Sein Klima bewahrt ihn schon vor Verweichlichung; bei den vielen Kriegen, die sein Vaterland verheerten, fehlte es ihm am wenigsten an Uebung im Kampfe, und noch jetzt macht ihn die Bären- und Wolfsjagd mit Gefahren vertraut.

In Wohnort, Sitte, Tracht und Lebensweise ist der Einfluß des größeren oder geringeren Verkehrs mit andern Völkern, insbesondere des Zusammenwohnens mit den Schweden deutlich bemerkbar. Im Innern des Landes hat sich größtentheils Alles seit Jahrhunderten unverändert erhalten. An den Küsten herrscht schwedisches Wesen, oder es geht doch dem Finnen das Alte mehr und mehr verloren.

Wenden wir uns zuerst dahin, wo das finnische Volksthum sich auch diese Aeußerlichkeiten noch ungeschmälert erhalten hat. Treten wir an einem der langen Winterabende in die Behausung eines finnischen Bauers. Von außen gleicht die Pörte dem Blockhause in den Rodungen Nordamerika's. Gewände und Dach sind mächtige Fichten- oder Tannenstämme, aus einer Oeffnung des Dachs steigt durch einen kleinen Rauchfang die Rauchsäule. Beim Eintreten umhüllt uns vorerst dichter Qualm den Blick, dann zeigt sich uns ein seltsames Bild. Die Wände und der aus tannenen Planken gezimmerte Fußboden sind schwarz, denn im Winter geht in der Pörte das Feuer nicht aus, das jetzt, genährt durch grobe Tannenscheite, von dem in der Mitte angebrachten massiven Herd hoch auflodert und, seinen rothen Schein überall hinwerfend, die noch hier und da in den Fugen des Gebälks eingeklemmten brennenden Späne überflüssig zu machen scheint. Hier in diesem Raume, durch keine Zwischenwand getrennt, finden wir nun den Hausherrn mit seiner ganzen Familie, ja selbst mit den Hausthieren friedlich vereint: die Frauen bei ihren Handarbeiten, am schnurrenden Spinnrad oder am Backtrog, die Männer Schlittschuhe schneidend und Schlitten zimmernd, den Großvater mit Holzspalten beschäftigt, vor dem Feuer ausgestreckt einen Armen, einen Bettler, dem der Finne nie die Aufnahme versagt, Kinderschaaren herum spielend oder kriechend, deren Geschrei mit dem Gackern der zahlreichen Hühnerfamilie abwechselt; endlich gleich bei der Thür das Pferd vor seiner Häckselkrippe. In solcher Pörte lebt der Finne, soweit die Geschichte, ja die Sage zurückreicht. Jetzt verschwinden sie allmählich, an ihrer Stelle findet man oft die im Grunde nur wenig von ihr verschiedene Tuba (Stube).

In den südlichen Küstengegenden und auf den Schären haben die Bauernhäuser viel Aehnliches mit denen der Schweiz. Die überhängenden Dachplanken sind zum Schutze gegen die Feuchtigkeit mit einer Mooslage belegt, und diese grünen Dächer gewähren einen eigenthümlichen, eben nicht unangenehmen Anblick. Unter einem Vordach führen einige von zierlichem Geländer eingefaßte Stufen zur Hausthür. Dann tritt man durch einen Flur in die Wohnstube.

Lindemann.

120. Der Krystallpalast in Sibirien.

Zu den Abwechselungen der Reise in Sibirien gehören vor allem auch die verschiedenen Arten der dortigen Beförderung. Der Reisende, der von einem Ende Sibiriens zum andern reist, befindet sich bald im Wagen, bald zu Pferde, auf dem Rennthier, im Schlitten, den Hunde ziehen, und endlich in einer Art Kahn „Mörder“ genannt. Die Postbeförderung in Kähnen geschieht auf der Lena für diejenigen, welche diese Art des Fortkommens dem Reiten auf dem vielfach von Schluchten durchrissenen Ufer auf einer Strecke von mehr als 3000 Werste vorziehen. Als ich an einem hellen Maitag, von einer Poststation im Kahn abfuhr, genoß ich längere Zeit das Schauspiel der malerischen Lenaufer, und von den Wellen gewiegt, schlief ich ein unter dem einförmigen Ton der Ruderschläge, aber diese einschläfernde Musik schwieg plötzlich, der Kahn fuhr stiller dahin, die Ruderer hörten auf zu singen, und ich öffnete die Augen.

An die Stelle des hellen Tageslichtes war ein Halblicht getreten, weil die Lena hier auf eine große Strecke mit einem Eisgewölbe bedeckt war, das drei Klafter hoch über dem Wasser hing. Diese Decke hatte eine völlig horizontale Lage, ja in der Mitte schien sie sich sogar etwas niederzusenken; an einigen Stellen drangen die Sonnenstrahlen durch, wie durch das beste Glas; stellenweise reflektirte sich das Licht wie in Tausenden von Krystallen, meistentheils aber nahmen die Sonnenstrahlen beim Durchgang durch die dicke Eisschichte eine bläuliche Färbung an, welche die Einbildungskraft in die lasurblaue Höhle auf der Insel Capri versetzte, mit deren Schönheit indeß das Bild, welches ich erblickte, es wohl aufnehmen kann.

Nachdem ich mit gierigem Blick den vollen Reiz der mich umgebenden, ungewöhnlichen Oertlichkeit eingesogen hatte, begriff ich nur allmählich die Gefahr unserer Lage, im Fall dies wunderbare Dach plötzlich zusammenstürzte. Ich schrie den Ruderern zu: „Rudert kräftiger, Jungen, damit uns dies Eis nicht todtschlägt!“ — „Still Herr!“ erwiderten sie flüsternd, „man darf nicht rudern, noch schreien, sondern muß so still, wie möglich, fahren, damit nicht vom Lärm und Geschrei das Eis plötzlich einstürze.“ Ich begriff die Richtigkeit dieser Mahnung, weil die kleinste Lufterschütterung hinreicht, das schon halb zerstörte Eis völlig zum Bruch zu bringen. „Wartet nur,“ flüsterte einer der Ruderer, „sowie wir ans Tageslicht hinausfahren, feuert Euer Gewehr ab, und Ihr werdet sehen, daß das ganze Gewölbe fällt. Nur erschreckt nicht, es wird ein arger Schlag sein.“ — „Und bis wann kommen wir denn hinaus?“ „Manchmal geht die Decke 15 Werst weit, in diesem Jahre sind wir aber noch nicht gefahren, somit wissen wir es nicht genau.“ — „Seit wann ist denn dies Eis stehen geblieben?“ — „Das mag Gott wissen; dieser Fluß friert im Herbst bei der Ueberschwemmung zu, im Winter fällt das Wasser, und das Eis stützt sich auf die Felsen und hält sich, bis die Sonne es auflöst.“

Die Ursache war wirklich ganz einfach. In dieser Gegend hat die Lena hohe, steile Ufer, und nur im Herbst, wenn während des kurzen Sommers die Umgegend etwas aufgethaut ist, füllen sich diese Ufer mit Wasser und der Strom gefriert nach der Ueberschwemmung. Dann tritt

ein zehnmonatlicher Winter ein; natürlich fällt das Wasser in seinem Bette und läßt ein durch Kälte fest gewordenes Eisdach zurück, das da, wo es sich auf die gegenüberliegenden Felsen stützt, in der Luft hängt; wo es keine solche Stützen hat, senkt sich das Eis mit dem Wasser, und wird von demselben zerrissen und fortgeführt. Wenn man dies wunderbare Spiel des Zufalls mit irgend Etwas vergleichen kann, so ist es mit dem Krystallpalast der Londoner-Ausstellung. Die Vergleichung lockte mich und weckte in mir die Erinnerung an alle Schönheiten des Krystallpalastes; auch hier sehe ich ja eine Krystalldecke, die sich auf Säulen stützt, da die Felsen an der Lena wegen der Aehnlichkeit mit solchen seit langer Zeit die Lena-Säulen heißen; ich versetzte in meiner Einbildung alle die aus allen Enden der Erde herbeigebrachten Prachtstücke und bemühte mich dabei, mit aller Kraft, die augenscheinliche und nur allzu wirkliche Gefahr zu vergessen, in der ich mich befand. Plötzlich zeigte uns ein heller Lichtstreif die Nähe der sichern Rettung, und kaum war unser Nachen unter dem Eise hervorgekommen, so schoß ich mein doppelläufiges Gewehr in den Krystallpalast ab. Das Echo wiederholte den Schuß tausendfältig; plötzlich vernahm man ein Krachen des Eisbaues, der, durch die Lufterschütterung in Bewegung gesetzt, zusammenstürzte, und durch die Entladung der unter ihm eingeschlossenen Luft ein solches Krachen und Dröhnen verursachte, als wäre das heftigste Gewitter losgebrochen, oder als arbeitete die furchtbarste Batterie.

Die Ruderer beeilten sich, der furchtbaren Welle zu entgehen, welche der Fall der Eismassen im Wasser auftrieb, und nur mit Mühe retteten wir uns vor deren Anprall.

H. Kletke.

---

121. Sibirien.

Sibirien besteht theils aus ganz flachen Ebenen, theils aus sanft hügeligem Lande und umfaßt mehr als 33,000 Quadratmeilen zwischen dem nördlichen stillen Ocean und dem Uralgebirge, dem Polarmeere und der Altaikette, deren Terrassen und Ausläufer in jenen Ebenen wie Landspitzen und Vorgebirge im Ocean endigen. Die mineralischen Schätze der Gebirge haben eine Bevölkerung zusammengebracht, welche Städte von ansehnlicher Wichtigkeit längs dem Fuße des Ural- und Altaigebirges bewohnt; dort wirft der Boden reichliche Ernten ab und trägt gute Weiden; Wälder giebt es auf den Hügeln am Fuße des Gebirgs und in den Ebenen. Viele hundert Quadratmeilen reichen, schwarzen, mit Gras und Bäumen bedeckten Humusbodens zwischen dem Flusse Tobol und dem Oberlaufe des Obi innerhalb der Grenze, wo Getreide ganz gut gedeihen würde, sind unbewohnt; aber selbst dieser werthvolle Boden enthält eine Menge kleiner Salz- und Süßwasserseen, von denen eine 65 Meilen lange Reihe den Fuß des Uralgebirges besäumt.

Nördlich vom 62sten Parallelkreise reift das Korn nicht mehr, in Folge der scharfen Winde, die vom Eismeere kommen und ungehindert über diese schutzlosen Einöden hinstreifen. In höheren Breiten erblickt man nicht einmal mehr die endlosen düstern Tannenwälder; Alles ist eine weit ausgedehnte Wüstenei von Salzsteppen, unbegrenzten Sümpfen, salzigen und Süßwasserseen. Die Kälte ist dort so streng, daß der schwam-

mige Boden fortwährend bis zur Tiefe von einigen hundert Fuß unter der Oberfläche gefroren ist; und die Oberfläche selbst, die vor Ende Juni gar nicht aufthaut, überzieht sich Mitte September wieder mit Eis; neun oder zehn Monate im Jahr deckt tiefer Schnee die Erde. Glücklicher Weise sind heftige Stürme während des Winters nicht häufig, aber wenn sie sich einmal einstellen, wagt kein lebendes Wesen ihnen die Stirn zu bieten. Der russische Admiral Wrangel, der während der ärgsten Kälte von der Mündung des Flusses Kolyma nach der Behrings-Straße reiste, giebt eine grauenvolle Schilderung von diesen Wüsten. „Hier begrenzen unabsehbare Schneegefilde und eisbedeckte Felsen den Horizont. Die Natur liegt fast in ewigem Winter eingehüllt, das Leben ist ein beständiger Kampf mit Entbehrungen und den Schrecknissen der Kälte und des Hungers: man glaubt das Grab der Natur zu schauen, welches nur die Gebeine einer andern Welt bewahrt. Die Menschen und selbst der Schnee dampfen, und augenblicklich verwandelt sich diese Ausdünstung in Millionen Eisnadeln, welche ein Geräusch in der Luft verursachen, ähnlich dem beim Zerreißen von Atlas oder dickem Taffet. Die Rennthiere begeben sich in die Wälder oder drängen sich an einander, um sich zu wärmen, und nur der Rabe, der dunkle Wintervogel, theilt noch die eisige Luft mit trägem und schwerem Flügel, eine lange Linie feinen Dunstes hinter sich lassend, die den Pfad seines einsamen Fluges bezeichnet. Die Stämme der dicksten Bäume zerbersten mit einem lauten Krachen, Felsmassen werden von ihrer Stätte losgerissen, der Boden der Thäler klafft in gähnenden Spalten auf, aus welchen die unterirdischen Gewässer aufsteigen und, eine Dampfwolke ausstoßend, alsbald zu Eis erstarren. Die Atmosphäre wird dick und die glitzernden Sterne verdunkeln sich. Die Hunde vor den Hütten der Sibirier wühlen sich in den Schnee und ihr Geheul unterbricht in Zwischenräumen von sechs bis acht Stunden die allgemeine Lautlosigkeit des Winters.„ Wenn auch in vielen Theilen Sibiriens die Sonne lange Zeit diesen traurigen Gegenden ferne bleibt, so sind dieselben doch nicht der äußersten Dunkelheit preisgegeben. Der außerordentliche Glanz der Sterne und das strahlende Schneelicht bringen eine Art Dämmerung hervor, welche durch den herrlichen Schimmer des Nordlichtes noch erhöht wird.

Die brennende Hitze der Sommersonne bewirkt in den südlichen Provinzen der sibirischen Wildniß eine fast magische Veränderung. Der Schnee ist kaum zergangen, und schon überzieht sich der Boden mit Rasen; buntfarbige Blumen sprießen auf, tragen Samen, und sterben nach wenigen Monaten, sobald der Winter sein Reich wieder antritt, ab. Eine noch kürzer dauernde Vegetation bedeckt spärlich die Ebenen im weiten Norden und an den Küsten des Eismeeres wächst selbst das Rennthiermoos nur kümmerlich.

Der Reichthum an pelztragenden Thieren in den weniger strengen Theilen der sibirischen Wüsten hat die Russen angereizt, Kolonien zu gründen und Städte auf diesen gefrorenen Ebenen zu erbauen. Irkutzk am Lenaflusse, unter 62° 1′ 3″ N. B. ist wahrscheinlich die kälteste Stadt auf der Erde. Der Boden ist fortwährend bis zu einer Tiefe von mehr als 400 Fuß gefroren, von denen nur drei Fuß im Sommer aufthauen, wenn das Thermometer 25° im Schatten zeigt, und da in manchen Jahren vier Monate hindurch kein Frost eintritt, so

bedecken Lerchenwaldungen den Boden. Im Winter ist die Kälte so heftig, daß zwei und manchmal auch drei Monate lang das Quecksilber beständig gefroren ist. **Mary Sommerville.**

122. Ansicht des Kaukasus.

Als ich am Morgen in Jekaterinograd erwachte, lachte die helle Sonne durch die Scheiben. Mein Diener war vor mir ausgegangen und trat nun plötzlich in das Zimmer mit dem freudigen Ausrufe, man sehe den ganzen Kaukasus in allerschönster Klarheit. Ich eilte hinaus, und da stand ein Naturgemälde vor mir, das mir unvergeßlich bleiben wird bis zum jüngsten Tage. Der Nebel, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war gefallen, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Eiskolosse im Hintergrunde der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwohl ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Ueber das dunkle, bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen, wie die Riesen der kaukasischen Centralkette, haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen, oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europas. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den „Tausendgipfeligen." Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie die Terekſteppe bei Georgiewsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus am schwarzen und am kaspischen Meere. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresspiegel, nur äußerst sparsam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrunde dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der Terekſteppe im Durchschnitt 10,000 bis 12,000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte giebt, Ketten von solcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überschauen, bezweifle ich. Von außen und in einer Entfernung gesehen, übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europas; aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tyrol nicht aushalten. Der Elbrus im Südwesten zeigt sich von Georgiewsk gesehen, in vollkommen reiner Kegelform mit abgeplattetem Gipfel und vom Haupte bis zum Fuße mit einem Schneemantel bekleidet. Nach der barometrischen Messung der Herren Akademiker, welche die Expedition des Generals Emanuel begleiteten, erhebt sich derselbe 15,240 Pariser Fuß und bildet den Mittelpunkt eines krateriſches Amphitheaters. Obwohl er keine Höhenrivale in seiner nächsten Nachbarschaft hat, so erscheint der Elbrus dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der Kasbek im Süden, der nach Meyers Messung mit dem Montblanc fast

gleiche Höhe hat. Der Kasbek, dessen Gipfelform dem Buckel eines Kameels gleicht, ist von gewaltigen Kolossen umgeben, überragt dieselben aber deutlich.

M. Wagner.

---

123. Sprüchwörter, Kern- und Sittensprüche.

I. Subjekt. Subjektsatz.

1. Der Geizige ist immer arm. 2. Man muß mit den Wölfen heulen. 3. Recht beten ist halbe Arbeit. 4. Alles hat seine Zeit. 5. Allzuscharf macht schartig. 6. Muß ist eine harte Nuß. 7. Sich selbst kennen ist die größte Kunst. 8. Selbst ist der Mann. 9. Vergeben ist die beste Rache. 10. Schweigen ist besser als reden zur Unzeit.

11. Wer nicht hören will, muß fühlen. 12. Wer viel frägt, wird viel inne. 13. Wer nichts hat, kann nichts verlieren. 14. Wer sich nicht bückt, der ackert nicht gut. 15. Wer den Kern essen will, muß die Nuß knacken. 16. Wer nicht voran geht, geht zurück. 17. Wer Freunde haben will, der muß sie sich machen. 18. Wer dir von Andern schlecht spricht, spricht auch Andern schlecht von dir. 19. Wer Alles kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er braucht. 20. Wer will haben gute Ruh, der höre, seh, und schweig dazu. 21. Wer verräth, er verwahre ein Geheimniß, der hat schon dessen Hälfte verrathen. 22. Wer schlecht hört, reimt leicht. 23. Leichter trägt, was er trägt, wer Geduld zur Bürde legt. 24. Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten. 25. Was Gott beschert, bleibt unverwehrt. 26. Besser ist es, daß das Ei, als das Huhn verloren sei. 27. Was Gott thut, das ist wohl gethan. 28. Wen es juckt, der kratze sich. 29. Wen da dürstet, der komme.

II. Prädikat.

1. Laster sind Krankheiten der Seele. 2. Dem Reinen ist Alles rein. 3. Man muß behutsam sein in der Wahl der Freunde. 4. Viele Hunde sind des Hasen Tod. 5. Verbranntes Kind scheut das Feuer. 6. Das Leben gleicht einem Buche: Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.

III. Attribut. Attributsatz.

1. Scharfe Schwerter schneiden sehr, scharfe Zungen noch viel mehr. 2. Handwerk hat einen goldenen Boden. 3. Gebackene Eier geben keine Hühner. 4. Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. 5. Böser Gewinn fährt bald dahin. 6. Kleine Häfelein laufen bald über. 7. Geschickte Hähne frißt der Fuchs auch. 8. Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde. 9. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. 10. Verbranntes Kind scheut das Feuer.

11. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. 12. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. 13. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. 14. Der Siege göttlichster ist die Vergebung. (Schiller).

15. Des Mannes Verstand zeigt oft eine flüchtige Stunde;
des Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.
(Schiller).

16. Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen. (Gellert).

17. Vögel, die viel singen, sind selten fett. 18. Für den Menschen, der lernen will, giebts überall eine Schule. 19. Freundschaft, die der Wein gemacht, währt, wie der Wein, nur Eine Nacht. 20. Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt. 21. Die Religion ist die goldene Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält. 22. Keine Religion, die verfolgt, ist göttlich, verfolgende Religion ist erwürgende Liebe. 23. Arbeitsamkeit verriegelt die Thür dem Laster, das dem Müssiggang zur Seite schleicht und hinter ihm das Unglück. 24. Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr daran tragen. (Jean Paul).

25. Noch keinen sah ich fröhlich enden
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun. Schiller.

26. Die Freude überrascht uns oft auf einer Spur, wo wir sie nicht erwartet hätten. (Wieland).

IV. Objekt. Objektsatz.

1. Den Freund erkennt man in der Noth. 2. Ordnung regiert die Welt. 3. Viele Körner machen einen Haufen. 4. Geld regiert die Welt. 5. Jeder warte seines Amtes. 6. Es lebt ein Jeder nur sich selbst. — 7. Frage nicht, was Andre machen, acht auf Deine eigene Sachen. 8. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 9. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen. 11. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist nicht zu helfen. 12. Thue, was des Lohnes werth, und begehre keinen. Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst. (Claudius)

14. Man muß viel wissen, um zu wissen, wie wenig man weiß.

15. Der große Mensch vollendet durch sein Andenken, was seine Gegenwart nicht vollbrachte. (Lavater.)

16. Was Hände bauten, können Hände stürzen. (Schiller.)

V. Adverbien. Adverbialsätze.

a. des Orts.

1. Schuster, bleib bei deinem Leisten. 2. Im Trüben ist gut fischen.

3. Das Wetter schlägt gern in die hohen Thürme. 4. Suche das Glück in deinem eigenen Herzen; fehlt es dort, so findest du es nirgends. 5. Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst.

6. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Ge-

bild gestalten. Wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n. (Schiller.)

7. Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang. (Schiller.)

8. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.

b. der Zeit.

1. Verstand kommt nicht vor Jahren. 2. Guter Rath kommt nie zu spät. 3. In der Noth ist guter Rath theuer. 4. In der Noth allein bewährt sich der Adel großer Seelen. 5. Früh nieder und früh auf verlängert den Lebenslauf.

6. Schmiede das Eisen, weil es noch glüht. 7. Wenn's Kalb ersoffen ist, deckt der Bauer den Brunnen zu. 8. Redet Geld, so schweigt die Welt. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. 10. Fliege nicht eher, als bis du Federn hast. 11. Wenn du in den Rath gehst, so laß deine Person daheim. 12. Wenn der Stein aus der Hand ist, so ist er des Teufels. 13. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. (Göthe.)

14. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. (Luther.)

15. Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selber verzeiht. (J. Paul.)

c. der Art und Weise.

1. Eile mit Weile. 2. Mit Speck fängt man Mäuse. 3. Es fällt keine Eiche von Einem Streiche. 4. Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube.

5. Bete, als hülfe kein Arbeiten und arbeite, als hülfe kein Beten. 6. Je lieber das Kind, desto schärfer die Ruthe. 7. Je leerer das Faß, je heller der Klang. 8. Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. 9. Sowie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

11. Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte.

12. Rede nie, ohne daß du zuvor bedenkst, was du redest.

d. des Grundes.

1. An den Federn erkennt man den Vogel. 2. Am vielen Lachen erkennt man den Narren. 3. Für den Tod kein Kraut gewachsen ist. 4. Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.— 5. Der Mensch spricht, weil er denkt. 6. Viele herrschen, weil sie nicht regieren können. 7. Wenn's muß sein, so schick' dich drein.

8. Wenn du nicht hören willst, so mußt du fühlen.

10. Man erkennt einen seichten Menschen leicht daran, daß er viel Unnützes schwatzt. 11. Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe. 12. Ob Alles in ewigem Wechsel kreis't
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
(Schiller.)

VI. Zusammengezogene Sätze.

1. Versprechen und Halten steht wohl bei Jungen und Alten.
2. Feuer und Wasser sind gute Diener, aber schlechte Herren.
3. Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.
4. Narren und Affen Alles begaffen.
5. Kinder und Narren sagen die Wahrheit.
6. Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Thüre zu.
7. Lust und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit 'ring.
8. In Wein und Bier ertrinken mehr, denn im Wasser.
9. Lust und Liebe sind Fittige zu großen Thaten.
10. Das Ei will klüger sein, als die Henne (klug ist).

VII. Verkürzte Sätze.

1. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. 2. Trau, schau, wem? 3. Besser allein, als in böser Gemein. 4. Lieber klein Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten. 5. Wohl gebetet ist halb studirt. 6. Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen. 7. Wie die Arbeit, so der Lohn. 8. Wir sterben, um zu leben. 9. Lebe, um zu lernen, und lerne, um zu leben. 10. Fröhlich in Ehren, soll Niemand verwehren.

VIII. Satzverbindungen.

1. Eigenlob stinkt, Freundeslob hinkt, fremdes Lob klingt. 2. Getheilte Freud ist doppelt Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz. 3. Glaube dem Leben, es lehrt besser, als Reden und Buch. 4. Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld. 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. 6. Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. 7. Einem Jeden gefällt seine Weise wohl; drum ist das Land von Narren voll. 8. Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. 9. Bettelbrot ist bitt're Noth, Diebesbrot bringt Galgentod, aber Arbeit segnet Gott. 10. Alte soll man ehren, Jungen soll man wehren, Weise soll man fragen, Narren ertragen.

IX. Perioden.

1. Beruhigung.

1. Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfall'nem Thurme
Ein verlaß'nes Bäumchen ragt,
Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt:

2. Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo in wildverwachs'nen Gründen
Dumpf der Bergstrom widerhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt:

3. Wo im bleichen Sternenscheine,
Um den frühverlornen Freund,
Einsam im Zypressenhaine
Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter gern!

4. Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh' sein Herz;

Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz,
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab.
(v. Matthisson.)

2. Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seiner Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Sehnsucht, Lieb' und Freude.
(Novalis).

3. Wenn die Noth hereinbricht; wenn die Gefahr Helden fordert und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet; wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft; wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt; wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der größten Aufopferung abgewendet werden kann: dann zeigt sich Alles wirksam und groß; der Redner wird mächtig; das Genie übertrifft seine eigenen Hoffnungen; Muth und Dauer begeistert den Freund; Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit; Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunt über ihre eigenen Kräfte.

VI.

Gedichte.

124. Die Tabakspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen;
Was wollt ihr für den Kopf?"

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unf're Leute
Der Türken Glieder mähn."

„Ein andermal von euren Thaten,
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf!" —

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust:
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hub ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all' sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt —
So dacht ich; und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen,
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

„Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
O, sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

„Man hieß ihn nur den tapfern Walther.
Dort lag sein Gut am Rhein."
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brot!"

„Nun topp! Ihr seid sein wack'rer Erbe!
Ich ziehe morgen ein
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein."

Pfeffel.

125. Des Bergmanns Leiche zu Falun.

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun?
Dem einst Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruhn?

Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den Treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
Mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz.

Bis nach mehr als sechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdenschoß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt;

So im Schoß metall'ner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
Unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun ans Licht gezogen
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
Vor des Volkes Augen lag;

Fragen staunend alle Blicke,
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich und schaut —
Ja! er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut!

„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!"
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

K. B. Trinius.

126. Die neue Eva.

1. „Lieber Gott, man muß sich placken wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken, daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle fromme Christen lebten hoch im Paradies,
Wenn sich Eva nicht gelüsten den verbotnen Apfel ließ.

2. Lieb' ich, wie die Weiber alle, wohl auch Obst und Näscherei'n,
Würd ich doch im gleichen Falle nicht so schwach, wie Eva, sein." —
Liese sprach, voll Mißbehagen, dies zu Walthern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört sie klagen, und er redet schnell sie an:

3. „Mutter, prüft euch, eh' ihr schmälet! Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad selbst erwählet! Mutter, das befürcht' ich schier!
Glaubt ihr, solch ein Abenteuer ritterlicher zu bestehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer, und dann kommt, wir wollen seh'n!"

4. Sie versprach, sich gut zu halten, und so froh, wie Fisch im Bach,
Trippelten die beiden Alten nun dem reichen Manne nach.
Dieser gab das schönste Zimmer seines Hauses ihnen ein:
„Leutchen, hier wird nun euch nimmer Evens Fehltritt merklich sein.

5. Ihr sollt täglich aufgetragen sieben Schüsseln vor euch sehn;
Sechs genießet mit Behagen, aber laßt die letzte stehn!
Man wird sie verdeckt euch bringen; zähmt und fesselt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf schnellen Schwingen, wenn ihr sie berührt, das Glück!" —

6. In dem neuen Paradiese war den Leuten trefflich wohl;
Doch am achten Tag sprach Liese: „Fast werd ich vor Neugier toll!
Meine Finger glühn und streben nach dem siebenten Gericht
Stracks den Deckel aufzuheben. Lieber Walther, meinst du nicht?" —

7. „Hast du," schmält er, „schon vergessen, daß du all' dein Glück verlierst,
Wenn du, Thörin, dieses Essen mit dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder placken wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken, daß dein Schweiß zur Erde fällt?"

8. Aber seine gute Lehre fand der Gattin Ohren taub;
Denn sie war schon der Megäre Neugier rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange; Liese hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das schon lange darauf harrte, sprang hervor.

9. Welch Geschrei! Welch Händeringen! Doch dies konnte immer nicht
Das entflohne Thierchen bringen und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde von der Flucht der Prüfungsmaus
Und er trieb in dieser Stunde seine Gäste spottend aus.

10. Ach! sie schlichen jetzt voll Reue, durch des Paradieses Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue Holz zu spalten, wie zuvor.
Walther rieb sich hintern Ohren und schalt Liesen ins Gesicht:
„Tadeln können zwar die Thoren, — aber klüger machen nicht!"

Langbein.

127. Das Riesenspielzeug.

1. Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haßlach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei, artig Spielzeug! ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was sich da Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

6. Und eilt mit freudgen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei."

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie Alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
Da klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn?

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot:
Es sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

128. Der Bettler und sein Hund.

1. „Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

2. Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

3. Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

4. Wer hat mich geliebt, wenn ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig, gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

5. Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

6. Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! Ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

7. Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser — es muß ja sein.
Kommm her du Köther, und sieh mich nicht an,
Nur noch ein Fußstoß, so ist es gethan."

8. Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

9. Und that einen Fluch gar schauderhaft
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt in die Fluth sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

10. Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

11. Er ward verscharret in stiller Stund'
Es folgt ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Chamisso.

129. Das Brod des heiligen Jodokus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sanct Jodokus Thür
In ärmlicher Gestalt und bat um Brot.
„Gieb," sprach Jodokus, „gieb ihm, guter Schaffner! —
„Herr," sprach der Schaffner, „nur ein Brot ist übrig;
Was bleibt denn dir und mir und unsrem Hunde?
„Gieb immer!" sprach der Abt, „der Herr wird sorgen."
Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß und schnitt genau das eine Brot
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach nicht allzu freundlich:
„Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde."
Jodokus lächelt', und der Bettler ging.
Nicht lang', und in noch ärmlich'rer Gestalt
Kam abermals der Herr und bat um Brot,
„Gieb," sprach Jodokus, „gieb mein Stücklein ihm.
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.
Nicht lang', und noch verhungerter erschien
Zum dritten Mal der Herr und fleht' um Brot.
„Gieb," sprach Jodokus, „gieb dein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.
Nicht lang', und lahm, blind, nackt und bloß erschien
Zum vierten Mal der Herr und fleht' um Brot.
Jodokus sprach: „Gieb ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speist."
Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging,
Und eine Stimm' erscholl: „Groß ist dein Glaube,
Du, deines Meisters echter Jünger, groß,
Und wie du glaubtest, so soll dir geschehen."
Der Schaffner trat ans enge Fenster — schau',
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brot und Obst und Oel und Wein befrachtet.
Der Schaffner eilte freudig an den Strand,
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehn,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:
„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins und eins dem Hunde;
Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft.

L. Kosegarten.

130. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.
Placidus, ein edler Feldherr,

Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!"
Sprach sein Weib, „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!"

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder.
Lange sucht der Held sie auf.
Placidus, rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,
Dulde dich! du findest sie.

Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!"
Sprach der Landmann, „du bist traurig;
Auf und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es;
Wem's entzieht, dem will's vergelten
Wer die Zeit erharret, siegt."

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
Placidus, rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,
Dulde dich! du findest sie.

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?"
Sprach der Kaiser, „suchet ihn!"
Und man sucht' ihn nicht vergebens:
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kommen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Loorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich heran.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!

Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte —
Komm und schau! — erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren,
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth, erzog ich sie.

Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge:
Zieht, verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!

Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen
Nicht als Söhnen zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!" —

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen:
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

Herder.

131. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut! mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch, wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen."
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.

„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer!"
Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling,
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet

Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit, und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

132. Das Amen der Steine.

(Eine Legende).

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürdiger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt einen Text, erklärt ihn, wandt' ihn an
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten,"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"

Der Knab' erschrak, reumüthig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.

„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen,
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schreien?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

Rosegarten.

133. Fürstenberg.

Still ist's auf Viliendes Bergen, düster thront die Mitternacht,
Jedes Leben, jedes Treiben ist zur Ruhe schon gebracht;
Kaum noch regt sich deine Welle, tiefer See im Thalesgrund,
Denn ein heilig, hehr Geheimniß schauest du zu dieser Stund. —
Feine leichte Schatten schweben über jene Häuserreih'n,
Traulich um die Fensterscheibe spielt ein sanfter Mondenschein:
Horch! da regt sichs in den Trümmern und es klagt so schmerzlich bang,
Leise tönt von den Ruinen wehmuthsvoller Geistersang;
Und es tauchen auf Gestalten aus dem düstern Nebelmeer,
Huschen auf dem feuchten Grase eifrig suchend hin und her:
Hier ist Blut, und dort — gefallen ist der kühnen Ritter Zahl,
Und des stolzen Schlosses Wände — o, sie sind so öd' und kahl!
Es ertönt in neuer Klage geisterhaft der Grabeschor,
Schaurig dringen aus der Tiefe gleiche Stimmen dumpf empor.
Aber schau! dort auf der Mauer ragt ein mächtig Riesenbild,
Mit der hoch erhob'nen Linken hält es den gewalt'gen Schild;
Auf dem weiten Mantel glänzet blutigroth ein Schwert und Kreuz,
Es umspielen Silberlocken ihm das Heldenhaupt bereits:
Kennt ihr noch den greisen Helden, öde Trümmer seiner Zeit?
Seht, er ist zu eurem Schutze auch im Tode noch bereit!
Tiefes Wehe in dem Blicke, steht er an des Berges Rand,
Segnend breitet er die Rechte über sein geliebtes Land —
Süße Melodieen schlagen, ach, so lieblich an das Ohr:
Lauschend hebt die Wasserrose das gesenkte Haupt empor — —
Bald verklungen ist die Klage, einsam stille bleibt der Ort,
Deine Kinder, Viliende, schlafen sanft und ruhig fort!
Tage kommen und vergehen, wiederkehrt die stille Nacht, —
Droben auf der Burgruine hält der Ordensmeister Wacht;
Wenn in spät'rer Zeiten Glanze hier ein neues Haus ersteht:
Dann die treue bange Wache, greiser Held, zu Ende geht!

Fr. Dsirne.

134. Treiden.

Still blickt von steilen Bergeshöhen die alte Burg ins Thal hinab,
In Trümmer sank die alte Schöne, Thoreidas Helden deckt das Grab.
Wo seid ihr hin, ihr Ruhmestage, wo ist der Glanz der alten Zeit?
Wo sind die hellumstrahlten Zinnen, wo deiner Ritter Herrlichkeit?
Noch strömt die Aa im alten Bette, durch ihre Eichen rauscht der Wind,

Sie wundert sich der Grabesstille und flüchtet in das Meer geschwind.
Es spiegelt sich in ihren Fluthen ein wehmuthsvolles Trümmerbild,
Geschwunden ist das rege Leben, das einst das schöne Thal erfüllt.
Der Landmann zieht dort seine Furche, wo seiner Väter Asche ruht:
Es blüht die Saat, den Acker fruchtet der Ahnen hier vergoss'nes Blut!
Das Bächlein aus der Höhle Tiefen durchrieselt still die Wasserflur,
An seines Wassers Ufer tönet des Knaben Hirtenliedchen nur.
Denkst, Bächlein, noch der wilden Tage, da rings um deinen gras'gen Rand
Die Waffen klirrten, Rosse stampften, der Krieger festes Lager stand?
Ihr schönen, grünen Ruhmesberge, was seid ihr doch so stumm und todt!
Es neigen weinend ihre Wipfel die Eichen dort im Abendroth.
Das Echo schweigt, tönt nicht mehr wider der Männer kräftig Schlachtenlied,
Kein Fahrzeug wiegt des Thales Welle, die murmelnd einsam weiter zieht. —
Und Segewold, die stolze Feste, sie winkt so klagend ihren Gruß
Hinüber nach Thoreidas Bergen, hinab zum stillen, blauen Fluß.
Auch ihre Mauern sind gefallen, die Zinnen liegen nun im Staub,
Es schimmern öde Trümmerbogen herüber durch das dichte Laub;
Noch ragt ein rothes Kreuz am Thore, der Schwertgebrüder Ordenszier,
Doch in den öden, wüsten Hallen hat jetzt die Eule ihr Revier. —
Auch so im ernsten Trauerkleide, den Kranz zerzaus't von Sturm und Wind,
Bist du noch schön, ja schön, Thoreida, Livonias holdes, liebstes Kind!
Noch grünen lieblich deine Berge, die Rose schmückt die Felsenwand,
Noch wogen herrlich reiche Saaten an deines Wassers weißem Rand;
Noch strahlt in röthlich goldnem Lichte die Trümmerburg von deinen Höhn,
Hochragend in die blauen Lüfte sieht man die alten Ulmen steh'n.
In rothen, grünen, weißen Farben ist dir ein schönes Kleid gewebt,
Es ist der Geist von Livlands Helden, der deine Fluren noch belebt! —
Sieh Treidens Thurm im rothen Scheine, er trägt so ernst den Trümmerkranz,
Es sind verstört die hohen Räume, dahin der Zinnen goldner Glanz:
Doch zwischen längst bemoos'ten Steinen, hoch auf des Thurmes Schutt und Staub
Erhebt sich eine junge Birke mit hellem Stamm und grünem Laub;
Die Lebenskraft, die dir geblieben, Ruine alter Herrlichkeit,
Leihst du dem Baum, den du getrieben: die alte nährt die neue Zeit!
Der Väter Stolz, er ist geschwunden, sie ruhen jetzt von ihrer Müh',
Doch in der Kinder sel'gem Frieden entstehen froh von Neuem sie;
Es keimt aus ihren Grabesstätten ein lieblich Leben jung empor,
Es sprießen aus der Väter Thaten nur neue, schönere hervor.
Bald wird die letzte Wand zerfallen von Livlands Burgen stolz und hoch,
Doch in viel edler Söhne Herzen, da lebt die alte Stärke noch;
Ein Bruderbund und Eine Liebe, Ein Sinn im ganzen ein'gen Land:
Dazu, Livonias wahre Söhne, dazu reicht Euch die Bruderhand!

Fr. Dsirne.

135. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch Keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.
Da sprach Herr Karl, der starke Held:
Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."
Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimmon Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.
Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
Lieb Vater, hört, ich bitte,
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euern Speer
Sammt eurem guten Schilde.
Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch, als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Held Schild zu tragen!
Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.
Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.
Roland gedacht im Herzen sein:
Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge.
Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.
Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."
Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken;
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert
Muß eins dem andern helfen."
Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang,
Auf Roland sie zurücke.
Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende;

Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.
Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.
Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom vom Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter,
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.
Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.
Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
Wach auf, wach auf mein Sohn Roland,
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!
Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt,
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.
Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen,
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab ich Sieg und Ehr
Drum muß ich ewig trauern."
Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen all zu lange.
Doch seh' ich recht auf Königswort,
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere.
Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße,
Legt er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und funfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."
Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen!"
Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz ich von dem schweren Druck;
Hei! Bairisch Bier ein guter Schluck
Sollt mir gar köstlich munden!"
Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen!"
Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
Der hat den Schild, deß ist die Kron,
Der wird das Kleinod bringen. —
„Den Schild hab ich, ihr lieben Herrn!

Das Kleinod hätt ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."
Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.
Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten,
Das Riesenkleinod setzt er ein,
Das gab so wunderbaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milon's brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."
Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
Roland, sag' an, du junger Fant,
Wer gab dir das, Geselle? —
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!"

Uhland.

---

136. Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singt vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"
„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wenn er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wenn er das Feuer schürt und facht,
Wenn er Abends sich legt und wenn er Morgens erwacht." —
Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dient mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad und schürt mein Feuer gut
Und singet so hell, das höhet mir den Muth." —
Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!" —
Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!" —
Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust."
Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! rief er, „ich faß' und ergreife dich, Engelland!"
Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:

„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.
Und hab ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnt mir auf die Feinde den ersten Schlag!"
Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.
Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallte manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.
Dann sprengt er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.
Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag;
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.
Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den gold'nen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.
„Mein tapferer Taillefer! komm, trink' mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut' im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönt mir in den Ohren mein Lebenlang."

Uhland.

137. Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.

Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut,
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut.

Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.

Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark nnd lang,
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.

Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht er endlich Halt;

Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf;
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.
Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."
Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft;
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm ihn mir zur Haft.
Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."
„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank!
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."
„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz;
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell."
Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.
Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!" —

Uhland.

138. Der Ueberfall im Wildbad.

1. In schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

2. Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß.
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

3. Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

4. Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus;

Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

5. Wenn er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

6. Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell, in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

7. Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Hause das ob're Thal herab;
Sie tragen schwere Kolben; der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

8. „Mein Sohn! Das sind die Schlegler! die schlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein;
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

9. Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf!
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir 's wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

10. „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt;
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut. —
Bind mir das Schwert zur Seite! — Der Wolf, der lechzt nach Blut!

11. Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath:
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort, —
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring Euch sicher fort."

12. Sie klimmen durch das Dickicht, den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie bemerkt,
Viel lieber möcht er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

13. In heißer Mittagsstunde, bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

14. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

15. Als drauf der Graf gerettet, zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

16. Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen ringsum den off'nen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Uhland.

139. Die drei Könige zu Heimsen.

1. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

2. Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

3. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edlen ledig spricht.
Dann fahre wohl Landfriede! dann Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

4. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm;
Wohl auf, wohl auf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

5. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhalt'ne Männerstimmen, verworr'ner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

6. Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

7. Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß;
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" — ruft der Greiner — „Euch wird das Bad geheizt!
Aufdampfen soll's und qualmen, daß Euch's die Augen beizt!

8. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feurige Kränze, wie flackert's lichterloh!

9. Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all' den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

10. Ein Thor ist frei gelassen, so hat's der Graf beliebt;
Dort hört man, wie der Riegel sich leise lose schiebt.
Dort stürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich zieht's vorüber, als wie ins Gotteshaus.

11. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann!

12. „Willkomm!" — so ruft der Greiner — „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur Einen miss' ich Freunde, den Wunnenstein, 's ist Schad!"

13. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mit gefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen" — so schmollt es — „das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Uhland.

140. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flüge, um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit;
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon zieh'n vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! Wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ' dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,

Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf.
Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!
Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.
Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.
„Ach, Alm" — stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.
Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all' gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.
Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.
Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.
Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.
Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftgen Glanz?
Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.
Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz:
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.
Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will Jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.
Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt

Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.
Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei.
Und — schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

Uhland.

141. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz' der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.
Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.
Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.
Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."
Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn;
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüthgen, wovon der Kamm euch schwoll."
Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held,
Doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blut'gen Feld."
Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.
Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerschellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!
Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei wie der Eber haut!
Die Städter han vernommen das seltsam listge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht:
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.
Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.
Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Gerippe versteckt.
Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Hauf',
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß."
„Hei! spricht der Wolf mit Lachen — gefiel euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht."
Er sprichts und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.
Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.
Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß:
Da kommt des Weg's gelaufen der Zuffenhauser Hirt:
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"
„Ich bring euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."
Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt."
„Ich bring euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis."

Uhland.

142. Graf Eberhard im Bart.

1. Zu Aachen saßen die Fürsten
Beim Mahle froh geschaart
Und rühmten ihre Lande
Ein jeder nach seiner Art;
2. Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelstein.
3. Graf Eberhard saß schweigend,
„Nun, Würtemberg, sagt an,
Was man von Euerm Lande
Wohl Köstlich's preisen kann?"

4. Von köstlichen Brunnen und Weinen“
Graf Eberhard begann,
„Von Gold und Edelgesteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

5. Doch war ich einst verirret,
Im dickſten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

6. Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär,
Es brannten die Trauerlampen
In der Todtengruft umher.

7. Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr'
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

8. Da fiel aufs Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß, —
Und ich erwacht' und ruhte
In eines Bauern Schoß.

9. Vom Holzhau wollt er gehen
Spät Abends heimathwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein württembergisch Herz.“

10. Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mähr'
Und ließen höchlich leben
Des Württembergers Ehr'.

Zimmermann.

---

143. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut' zu rühren des Königs steinern' Herz.“

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib.
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

144. Das Lied vom braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Strom wuchs an und schwoll;
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis'
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen, schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf;
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind;
O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!

Es dröhnt und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickte in die Fluth hinan.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, o Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach!
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er sah den Grafen, vernahm das Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe, der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist der Preis! Komm her, nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Geld nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch bin ich satt;
Dem Zöllner werde das Geld zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Bürger.

---

145. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot;
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.
„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“ —
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön,
Die andern, gesättigt in Fülle,
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.
Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.
Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.
Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von Neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab ich nichts aufzustehn!“ —
So schluchzte sie nieder ins Kissen.
Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.
Und horch! Aufs Ohr und aufs Herz, wie ein Stein,
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle,
Ihr rieselt' ein Schaudern durch Mark und Gebein;
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.
„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.
Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.
Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.
Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.
Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn;
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“

Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.
O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.
Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.
Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden;
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden." —
Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen;
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen. —
Mich däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist zu preisen:
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.
„So," schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen! **Bürger.**

---

146. Der Schutzgeist.

Noch spät in der herrlichen Sommernacht
Stund der Graf auf des Schlosses Altan,
Und wies in der Kunde des Sternenpracht
Die staunenden Knaben herzlich an,
Und lockte so aus der Kindheit Schranken
Der Gottheit ernsten, erhab'nen Gedanken.
„Hoch über des Himmels gestirntem Haus
Wohnt, der euch all eure Freuden schenkt;
Und, wer ihm vertrauet, der hat's voraus,
Daß er im Unglück des Lieblings gedenkt." —
Er sprach's — und schied — „Schlaft wohl, ihr Lieben,
Schon ziehet der Nachthauch kalt von drüben." —
Im öden Flügel der gothischen Burg,
Drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Blieb der Graf die Nacht hindurch,
Und sehnt' und weint' der Gattin nach:
„Ich gab sie, mein Gott! dir mit Schmerzen,
Nur meine Kinder laß meinem Herzen!"
Und horch — dort drüben im Kämmerlein
Rufts laut den ältern beim Namen — Emil!"

Schnell rafft er sich auf: „Solls der Vater sein,
Oder täuscht mich des Traumes Spiel?“
Er macht indeß sich aus dem Bette
Zum Vater: ob er gerufen hätte? —
„Ich rief dich nicht! Des Schläfers Sinn
Bethörte der lustigen Träume Spiel!“
Doch kaum warf der Knabe sich wieder hin,
So riefs von neuem: „Emil! — Emil!“ —
Und abermals lief er hin: „Ich wette,
Daß mich der Vater gerufen hätte.“
„O, nicht doch, mein Lieber, dich äfft der Sturm
Im Wipfel der alten Ulm' erwacht;
Und Wächterruf, der laut vom Thurm,
Verkündet so eben die Mitternacht,
Der Donner rollt — wie das Wetter leuchtet!“
Geh! hülle dich ein, die Nachluft feuchtet!“
Der Knabe gehorcht und schleicht zurück
Und weckt den Bruder und weint und spricht:
„Der Vater ruft mich im Augenblick,
Und da ich komme, weiß er's nicht! —
Sei wach, Bruder Wilhelm, mir graut allein!
Gieb Acht! Bleib munter mit mir im Verein!“
Und Stille herrscht durch den düstern Saal!
Und draußen der pfeifenden Winde Spiel;
Und horch! — jetzt ruft es zum dritten Mal,
Und länger und lauter: „Emil! — Emil!“
Da eilten zum Vater die beiden Brüder:
„Hier sind wir — riefst du nicht eben wieder?“ —
Der Graf erschrickt, und starret sie an,
Ihm schauert es kalt durchs Gebein:
„Nun wohl, meine Kinder, die Nacht fortan,
Sollt ihr nicht mehr entfernt von mir sein!“
Er reißt sie herauf mit ahnenden Blicken,
Sie an sein klopfendes Herz zu drücken. —
Und als er sie Beide so sanft umschloß,
Da stürzte die Deck' in der Knaben Gemach,
Und furchtbar bebte das alte Schloß,
Der Staub in Wolken wälzte sich nach,
Und tief in den Trümmern der wüsten Stätte
Lag zerschmettert das kaum verlass'ne Bette.

Th. Südow.

147. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
Er brauf't auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin, eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt ihm im Dorfe der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
„Und deckt ihn die Rinde von is Enicht zu;
„Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott, so ritteſt du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du ward'st nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund.
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Schwab.

148. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kehrt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So ritt er in's Städtchen durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft saßen die Beiden früher vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da thut seine Schwester ihr Fenster auf,
Und er winkt mit dem herzlichsten Gruß hinauf.
Doch sieh — auch die Schwester erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht!

Und weiter geht er die Straße entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang,
Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her:
„Gott grüß euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterchen schluchzt vor Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Vogl.

149. Ein Friedhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!
Thu' auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab."

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.
„Wie heißt der Theure, der euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?“
„Hilf Gott, wie groß, wie braungebrannt,
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.
Hier wohnt, verhüllt von Erd und Stein,
Nun euer todtes Mütterlein.“

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er das Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.
Wie schlöß ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?!“

Vogl.

150. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?“
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da gesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ,
So fragest Du? O, wenn Du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes Dir bereiten kann;
Doch Deine Huld, die Dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn:
„Frau,“ hebt er an,“ „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig; fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz unsre Kinderlein, mach Alles rein;
Der werthe Gast will wohl empfangen sein.“
Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater wer? Wie heißt der liebe Mann?“
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?“

Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.
Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!"
Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
„Wo doch der Gast so lange bleiben mag!"
Es schlägt auf Eins; da wird ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein; die Kinder stehn
So hungrig da; und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß Du vergeblich ihn geladen hast."
Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! Er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheret hast!"
Da klopft es an der Thüre. Seht! ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
„Gesegn' Euch's Gott! Erbarmt Euch meiner Noth;
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht, daß mir bei Euch ein Bissen wird."
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie Du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja Dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe Dich! Du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
„Und, Mutter, sieh doch, seht, ihr Kinderlein:
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein!
Ich wußt' es wohl, daß wenn man Jesum läd't,
Er Einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht: in diesem Aermsten ist
Heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ!"

Knapp.

---

151. Der getreue Eckart.

1. O wären wir weiter, o wär ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus!

Sie sinds, die unholdigen Schwestern,
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's Jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saus't es und braust es das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fremde Gesell;
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich bis aufs Blut." —
„Nein keineswegs, Alles geht herrlich und gut.
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

5. Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein Jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe! man kostet ein herrliches Bier,
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut,
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Göthe.

152. Der Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif?“
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ —

3. „Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“

4. „Mein Vater, mein Vater und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?“
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind.“

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.“

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt!
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war — todt.

Göthe.

---

153. Der Fischer.

1. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenartig ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

4. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Göthe.

154. Der Sänger.

1. Was hör ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

3. Der Sänger drückt die Augen ein.
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet!
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Göthe.

155. Johanna Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,

Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“
Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sich'res Land,
Schön Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein?“
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“
Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!
Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein;
So sollten sie Alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch ihre Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.
Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschen's Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint.
Und dem sei, wers nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt! **Göthe.**

---

156. Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.
Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich bebend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Darauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.
Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf: Da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.
Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.
Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"
Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selbigen Stunde.

Schiller.

---

157. Der Ring des Polykrates.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Egyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.

Doch Einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

4. Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor" —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen",
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen, —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil!
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

10. Auch mir ist Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten

Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her.
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer."

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,"
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring ich ihn."

15. Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh", Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht länger hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben:
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein. **Schiller.**

---

158. Die Bürgschaft.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.

„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

2. „Ich bin, spricht jener, „zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König' zum Pfande,
Bis ich komme zu lösen die Bande.“

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet Euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee;
„O, hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachten, verderben
Und der Freund mir, der liebende, sterben?"

13. Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh! aus dem Felsen geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüberflieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen!"

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter.
16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —
17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue."
18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und siehet das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"
19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sie Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.
20. Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Schiller.

---

159. Der Graf von Habsburg.

1. Zu Aachen, in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor und die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden,
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh'! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold:
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt, sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.

Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen von fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

8. „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

10. „Nicht wolle das Gott," rief mit Demuthssinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt Ihn geehret.

Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich' Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie," rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. **Schiller.**

---

160. Der Taucher.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen!"

2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

4. Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

5. Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

6. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7. Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült!
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

10. Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab.
Und heller und heller, wie Sturmessausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohne Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13. Und sieh! Aus dem finster fluthenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken. —

14. Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

15. Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt.
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum Könige wandte:

16, „Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet in rosigem Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich.
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!“

17. „Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

18. „Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.“

19. „Denn unter mir lag es noch bergetief.
In purpur'ner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief:
Das Auge mit Schaudern hinunterfah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.“

20. „Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und drohend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne“.

21. „Und da hing ich, und war mir's mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

22. „Und schaudernd dacht' ich's — da kroch's heran;
Regt' hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23. Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein!
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein;
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

25. Drauf der König greift nach dem Becher schnell
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein.
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und er sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all'
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder. **Schiller.**

---

161. Das weiße Sachsenroß.

Es jagt der Sturm im grünen Wald,
Er reitet und zwängt der Eichen Wucht,
Die alte Weser muß ihre Wellen
Vor Zorn und Angst am Fels zerschellen,
Und vom Gebirg und aus der Schlucht
Des Donners Siegesrufen hallt.

Ein fränk'scher Mann gar müd' und still,
Verlassen irrt im fremden Land,
Die Glieder brechen ihm fast zusammen,
Doch löscht ihm nichts des Auges Flammen.
Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
„Halloh, ein Fremder Obdach will!"
Ein Sachse, hoch, mit stolzem Blick,
Sieht lang' und fremd den Franken an
„Kommst du um Gastfreundschaft zu bitten,
So bist du sicher in Sachsenhütten."
Da trat den Herd der Franke an.
Er nahm den Becher und gab ihn zurück.
Sie sitzen ernst am heil'gen Herd,
Sie sehen schweigend einander an,
Und stumm bewundert immer wieder
Ein Jeder des andern Heldenglieder.
Da hebt zuletzt der Franke an:
„Bei Gott, wir sind einander werth!
Wenn solcher viel das Sachsenland
Zum Kampf ob unsern König stellt,
So möchte Karol bitter klagen,
Daß Sachs' und Frank' noch Schlachten schlagen.
Da führt der Sachs ihn an der Hand
Hinaus auf's rebengrüne Feld.
Ein weißes Roß, gar stark und schön,
Sprang auf der freien Weide frei.
„O laß das schöne Roß uns fangen."
So sprach der Franke mit Verlangen.
„Gefangen hat's noch keiner gesehn,
Doch auf mein Locken kommt es frei."
Und wie er es gerufen mild,
Da kommt es lustig wiehernd nah
Und bäumt die schlanken Vorderfüße
Und bringet seine besten Grüße.
Da sprach der Sachse: „Siehe da,
Das ist des Sachsenvolkes Bild!"
Der Franke reichet ihm die Hand:
„Das war ein Wort zu seiner Zeit,
Du sollst von fränk'scher Großmuth hören,
Dem Kampf der Völker will ich wehren.
Du denke dieser Stunde heut,
Ich bin der König Karl genannt."
Der Sachse reichet ihm die Hand:
„Hast fränk'sche Großmuth du genannt,
So lern auch Sachsentreue kennen.
Ich will dir deinen Gastfreund nennen:
Herr Karl, du bist in mächt'ger Hand,
Ich bin der Wittekind genannt."
Da rief Herr Karl: „Ja treu und frei!
Das edle Roß, das ist dein Bild!

Nun soll der gold'ne Friede tagen,
Du sollst die Herzogskrone tragen,
Das weiße Roß, das führ' im Schild.
Für ewig sei es treu und frei."

Oër.

---

162. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hats gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

163. Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

An einem Morgen sah'n wir nach den Palmen wieder,
Da war's, als hing ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,
Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
In Schlangenwindungen sich hin und wieder bog.
Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
Erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange
An Dicke wie ein Mann und sechzig Fuß an Länge,
So schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.
In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
Der Rachen erdenah, weit aufgethan zum Raub,
Weit aufgethan zum Raub ohnmächt'ger kleiner Thiere,
Die ihr Verhängniß trieb zu diesem Jagdreviere;
Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers war's zu hören,
Zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören;
Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
Und jene ringelte sich in sich selbst empor.
Doch als grad' unter ihr er hob den stolzen Nacken,
Schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.
Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
Ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.
Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
Stets mehr und mehr von sich, und schnürt' ihm alle Glieder.
In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
Erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknäul.
Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
Zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.
Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
Ward hörbar, als sie ihm die eh'rnen Rippen brach.
Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
Zog sich, um auszuruhn, hinauf ins Palmenblatt.
Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
Worüber Nacht es ward und wir sie ließen ruhn.
Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schar
Von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.
Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
Die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.
Sie konnte sich's getraun, den Tiger ohne Grau'n
Zu tödten, aber nicht, den Todten zu verdau'n.

Rückert.

164. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte:
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er, ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte:
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefversteckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wack're Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte:
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget —
Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gesittet feinen Eigenthümer —
„Obdach hier in eurem Hause finden!“ —
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer!“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause?“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilet,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes. —
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden. —
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer

Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ — brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tiefher aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!“
„Kommt herein!“ versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch! Noch ist Feuer in der Hütte!“ —
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speis'te,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer:
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke. —
Als er lächelnd sein Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,

Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“ —
Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“ —
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche. **Seume.**

---

165. Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

3. Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

6. Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus seiner Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luftger Schemen,

Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen:
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Freiligrath.

166. Die drei Kreuze.

1. Der Mond scheint helle, die Nacht ist kalt,
Drei Räuber lagern im tiefen Wald.
2. Ringsum geschichtet ist Geld und Gut,
Ein wüst Gewirr besudelt mit Blut.
3. Sie theilen den Raub in Streit und Zank,
Sie tragen Begehr nach Speis' und Trank.
4. Den Jüngsten drum entsenden sie bald,
Der holet Speis' und Trank in den Wald.
5. Unheimlich flüsterten lang die Zwei,
Da keuchet der dritte Mann herbei,
6. Für sie beladen mit Trank und Speis',
Ihm rinnen vom Haupte die Tropfen heiß.
7. Und nieder setzt er die Last zur Erd',
Als ihm ein Dolch in den Nacken fährt.
8. Im Dickicht liegt er erschlagen schon;
Sein Raubtheil theilen die Zwei voll Hohn.
9. Sie tafeln, indeß sie sorglich schaun;
Wohl möchte Keiner dem Andern traun;
10. Zu spät'! Sie halten ihr Todtenmahl;
Mit Gift gewürzt ist der Weinpokal.
11. Der Mond scheint helle, die Nacht ist kalt,
Drei Kreuze stehen im tiefen Wald.

v. Vincke.

167. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht ihr müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese
Ermattet, von der Jagd bestaubt,
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimath-Berge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt. — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais. —

Freiligrath.

168. Andreas Hofer.

1. „Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging,
Mit ruhig festen Schritten
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal,
Im heilgen Land Tyrol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Der Sandwirth, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

5. Dort sollt er niederknieen;
Er sprach: Das thu ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol."

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Mosen.

---

169. Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:

Fahrt wohl, ihr Franzosen zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg:
Da mußten sie springen wie Hasen über's Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall:
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein.

Arndt. (1813.)

---

170. „Kennst du das Land?"

Kennst du das Land, wo warm die Herzen glüh'n,
Der Liebe Blumen auch dem Nord entblüh'n,
Die Tanne dunkel, licht die Birke ragt,
Auf blauem Meer die Morgensonne tagt, —
Kennst du es wohl? — Ich sing' und sage laut:
Mein Livland ist es, meine Heimath traut!

Kennst du die Stadt, fern an der Ostsee Strand,
Die Wogen brausen an der Düna Wand,
Der breite Strom ein tiefes Bett sich wühlt
Und frischer Hauch den grünen Wall umspült, —
Kennst du sie wohl? — Es ist die Vaterstadt,
Wo meiner Wiege Lied geklungen hat!

Kennst du das Haus, es blickt so still und klein,
Und schließt doch einen ganzen Himmel ein,
Die Blume duftet und die Ranke webt,
Und erste Liebe in den Räumen lebt, —
Kennst du es wohl? — In Land und Stadt dies Haus
Wahrt meines Lebens schönsten Blüthenstrauß! —

A. Adolphi.

---

171. Heimathlied.

O Heimath, du trauliche Scholle,
Vom Strahle der Liebe durchglüht,
Dir bringt meine Seele, die volle,
Ein liebedurchdrungenes Lied!

Ich grüß' euch, ihr duftigen Fluren,
Ihr Berge und Thäler so schön,
Wo sich meine irdischen Spuren
Zu himmlischen Pfaden erhöh'n!

Hier stand meine Wiege, die warme,
Und Engel umschwebten den Raum;
Hier hielt mich die Mutter im Arme, —
O Kindheit, du seliger Traum!

Hier rauscht mir aus leuchtender Ferne
Der Jugend hochwallende Fluth,
Wo drüber gleich funkelndem Sterne,
Die Liebe, die erste, geruht.

Hier hab' ich im Kampfe gestanden,
Gerungen, gehofft und geglaubt;
Auch Kränze des Sieges umwanden
Dem männlichen Kämpfer das Haupt.

Doch immer erneu'n sich die Kriege, —
Wann kommst du mir, heimische Ruh'?
Wo weht nach vollendetem Siege
Die Palme des Friedens mir zu?

Da zieht von zerfallender Erde
Die Seele ein heimischer Drang
Hinauf, wo unsterbliches „Werde"
Im Hause des Vaters erklang!

Drum kleine und dürftige Scholle,
Hier tön' dir mein heimisches Lied,
Bis droben die reiche, die volle,
Die ewige Heimath mir blüht!

A. Adolphi.

---

172. Aa und Embach.

Die Aa und Embeck in grauen Zeiten
Thäten mit einander streiten
Ueber die Gauen im Liven-Land,
Darauf sie beid' ihr Aug' gewandt.

Kamen endlich die zwei überein,
Bei blauem Himmel und Sonnenschein,
Selbander durch das Land zu streichen,
Darnach sich gütlich zu vergleichen.

Thun sich darauf zu Bett die Nymphen
In einer Herberg' — in Schuh' und Strümpfen,
Daß sie morgen bei guter Zeit
Seien zur Wanderung bereit.

Nun war die Aa ein quickes Kind,
Schlank wie der Aal und rasch wie der Wind;
Jungfer Embeck war träg zum Laufen,
Schwerfällig, thät sich gern verschnaufen.

Hat kaum zum Gegengruß' das: gut' Nacht!
Ueber die Lippenschwelle gebracht,

Da liegt sie auch schon in tiefen Träumen;
Was gilt's? Sie wird den Gang versäumen! —

Aber kaum blinkt der erste Strahl,
Da wird der Aa ihr Bett zu schmal;
Sie schlüpft hinaus und — fort in's Weite!
Schön Morgenroth ist ihr Geleite.

Sucht sich nun auf eigenen Stegen
Die schönsten Ufer allerwegen
Muß Städt' und Berge all' beseh'n,
Will sich mit Lust durch's Land ergeh'n.

Was ist die Gegend doch so hold:
Thoreida, Cremon und Segewold!
Sie kann's nicht lassen, nach Burg und Auen
Wieder und wieder sich umzuschauen.

Nun kommt — bei hellem Tagesscheine —
Jungfer Embeck auch auf die Beine;
Sie guckt sich um — du liebe Zeit!
Die Aa war sieben Meilen weit!

Da schleicht verdrossen, mit Schimpf und Schand',
Die faule Dirne aus dem Land;
Grad' zu, weiß selbst nicht, wohin sie geh' —
Patsch! da liegt sie im Wirzjerw-See!

A. W. v. Wittorf.

---

173. Die Kaisertage in Livland. (1862.)

Es hebt der mächt'ge Doppelaar sich an der Newa Strand,
Er breitet seine Schwingen aus und kommt in's Livenland;
Der Kaiser und sein herrlich Weib, sie werden hoch begrüßt,
Weil sie ein Licht, ein höher Licht, als Kronenglanz umfließt!

Es strahlt hervor aus ihrer Brust, und Liebe heißt das Licht,
Die Herzenskraft, die sieg'sbewußt durch alles Dunkel bricht,
Die Geisteskraft, die stark und frei Gesetz und Rechte lenkt,
Die Gotteskraft, die Sklaverei und alle Ketten sprengt!

Und Jubelgruß vom Livenland dem Paar entgegentönt,
Wo Kokenhusens alte Burg die Felsenufer krönt;
Es rauscht der Düna Lebensstrom ein jauchzend Feierlied,
Und Riga's stolzer Mastenwald im Freudenstrahle glüht.

Wo sich um's grüne Thal der Aa drei Schönheitsperlen reih'n,
Als deren gold'ne Fassung schlingt Begeist'rung da' sich ein!
Ihr Höh'n Kremon's und Segewold's, du Treiden's Eichenwand,
Ihr webt um Kaiser und um Volk ein unvergänglich Band!

Wir rufen: Heil o Kaiser Dir! und Heil Dir, Kaiserin!
Nehmt in der Liebe weiten Arm auch uns für immer hin!
Gott segne Euch, Gott schütze Euch am fernen Newastrand,
Es bleibt Euch nah das warme Herz vom treuen Livenland!

A. Adolphi.

174. Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.
Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.
Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.
Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;
Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.
Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Schiller.

---

175. Berglied.

1. Am Abgrund leitet der schwindelnde Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

2. Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen;
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's Keiner verwogen;
Der Strom braus't unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

3. Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
Da thut sich ein lachend Gelände hervor
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

4. Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

5. Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

6. Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Fr. v. Schiller.

176. Frühlings Einzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton,
Er pocht und klopfet was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein bausebackig rothes Kind,
Und bläst, daß Alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein! Herein! du Frühlingsluft!
Geschwinde! Geschwinde!

W. Müller.

177. Frühlingslied.

Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh gebracht.
Mit feuchtem Augenlide
Begrüß ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefste Friede nur.
Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.
Schon hebt sich hoch die Lerche,
Die Staude steht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Heerden sanft hervor.
Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget,
Der Winde Spiel zu sein.
Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.
Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.
Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.
Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.
O mein Gemüth, erfreue
An diesem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch!
Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

v. Platen.

178. Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.
Sieh doch sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad, als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Fluth.
Ueber einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine;
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht, wie,
Weiß in wohligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten sich in ihre Fluth.
Kleine, muntere Forelle
Weile noch an dieser Stelle
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn,
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

Müller.

179. Sommerlied.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;

Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder,
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speis't ihr' Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich an ihrem Rand
Mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroß'ne Bienenschaar
Fleugt hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

O, wär ich da! o stünd ich schon,
Ach, süßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Paul Gerhardt.

---

180. Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.
Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Roth und weiß bemalt.
Sieh, wie hier die Dirne
Emsig Pflaum und Birne
In ihr Körbchen legt!

Dort mit leichten Schritten
Jene goldnen Quitten
In den Landhof trägt.
Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.
Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz,
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

v. Salis.

---

181. Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.
Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.
Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.
Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;
Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.
Sein bestrohtes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.
Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.
Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,

Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;
Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.
Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus. **Hölty.**

182. Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.
Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.
Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all' den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum;
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum.
Da denk ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.
Und wie sie da nach oben
Die Blicke schüchtern hoben
Und sah'n den Engel stehn:
Da standen sie im Strahle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum seh'n.
Ist groß schon das Entzücken
Der Kinder, die erblicken,
Was ihnen ward beschert:
Wie haben erst die Kunde
Dort aus des Engels Munde
Die frommen Hirten angehört!
Und rings ob allen Bäumen
Sang in des Himmels Räumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!" —
Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie aufs Beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt!
Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß wie der Engel Singen
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

Reinick.

183. Des Knaben Morgenlied.

Wieder kommt der schöne Tag
Und der helle Sonnenschein;
Alles wird zur Freude wach,
Alles will lebendig sein;
Alles schauet hin nach oben,
Alles jauchzet, singt und klingt;
Alles will den Schöpfer loben,
Der die Sonne wieder bringt.

Gott, du lieber, frommer Geist,
Der mein liebster Vater ist,
Sei von mir auch hochgepreis't,
Der du gut und gnädig bist,
Daß du mich vor jedem Leide
Hast im tiefen Schlaf bedeckt,
Daß du mich zu süßer Freude
Hast so freundlich aufgeweckt.
Halte mich auch diesen Tag,
Lieber Gott, in deiner Hut,
Daß ich nichts begehen mag,
Was nicht löblich ist und gut!
Du behüte mir mein Leben
In der Wahrheit treu und rein!
Laß die Engel mich umschweben
Und des Herzens Wächter sein!

Lieber Gott, es ist dein Kind
Ohne dich ein Staub, ein Wurm,
Eine Feder vor dem Wind,
Ein verwelktes Blatt im Sturm,
In dem Weltmeer eine Welle,
Im Gebirg' ein Körnlein Sand,
Ohne Leben, ohne Stelle,
Zieheſt du von mir die Hand.
Darum nimm dein Kindlein an,
Das so gerne beten will!
Lieber Gott, o nimm mich an,
Mache mir die Seele still!
Mache mich von Herzen freundlich,
Redlich, tapfer, fromm und frei!
Mache mich der Lüge feindlich,
Mache mich der Wahrheit treu!

Arndt.

184. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.
Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Weh'n:
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.
Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Uhland.

185. Abendandacht.

Das Abendglöcklein läutet
Der Tag will schlafen gehn,
Wie ist er mild geworden!
Schlaf wohl, auf Wiedersehn!
Da droben am dunkeln Zelte,
Da seh ich wandeln den Herrn,
Er zündet an die Kerzen
Geschäftig Stern an Stern.
Er greift mit sanften Decken
Wie Nebelschleier fein,
Und hüllt die liebe Erde
Damit zum Schlummer ein.

Und bleibt ein treuer Hüter
Bei ihr auf stiller Wacht,
Und schützt mit mächtgen Händen
Sie in der dunkeln Nacht.
Und alle, eh' sie schlafen,
Die Wellen, Baum und Strauch,
Seh ich andächtig beten,
Vöglein und Blumen auch.
Es läutet noch und läutet:
Kind, zum Gebet, o komm!
O, wären wie Blumen und Wellen,
Wir auch so sinnig und fromm!

W. Mylius.

186. Winternacht.

Die Erde liegt in Grabesruh,
Ein weiß Gewand deckt fest sie zu.
Vorbei ist all der Farbenglanz,
Ein Todtentuch umhüllt sie ganz.

Doch über ihr am Himmelszelt
Blüht nun hervor eine neue Welt.
Es strahlt so klar mit hoher Pracht
Der Sterne Glanz in stiller Nacht.

So wirds auch einst, o Seele, Der Staub zerfällt, das Dunkel bricht,
sein,
Legt man den Leib ins Grab hinein. Hoch überm Grab lebst du im Licht!

Vogt.

187. Wächterruf.

1. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zehn geschlagen.
Jetzt bet' und schlaf', das ist mein Rath.
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

2. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letzten Mal ruf ich euch zu:
'S ist hohe Zeit und schlaft in Ruh!

3. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh' zu dieser Stund'
Und mach' es fröhlich und gesund!

4. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Eins geschlagen.
Und wer mit Satans Rath und List
Ein Dieb auf dunkeln Wegen ist,
— Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's —
Geh heim! der Richter droben sieht's.

5. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg am Herzen nagt:
Du armer Tropf, so quäl' dich nicht,
Gott sorgt! Er weiß, was dir gebricht.

6. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Drei geschlagen.
Die Morgenstund am Himmel schwebt,
Und wer den Tag in Freud erlebt,
Dank Gott und fasse frohen Muth!
Geh an's Geschäft — und halt dich gut!

Hebel. (Uebertragen von Reinick.)

188. Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her! Einen guten Mann begraben,
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.
Er entschlief; sie gruben ihn hier ein,
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein!
Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Claudius.

189. Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh.
Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht.
Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.
Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.
Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet
Auf mein Sterbebett herab:
Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;
Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt wie du,
Und mit dir auf Einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.
Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun,
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein!

Hölty.

190. Das Lied von der Glocke.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

I. Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;

Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten.
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

II. Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metall'ne Krone
Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

III. Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe;
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,

Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!
Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Seh'n wirs überglas't erscheinen,
Wirds zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

IV. Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Leben's schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai!
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht;
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,

Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohne Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend' Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen;
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

V. Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,

Einhertritt auf der eig'nen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst sie fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume;
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Rießengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke:
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grau'n,
Und des Himmels Wolken schau'n
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.
In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

VI. Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Säemann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinderschaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,

Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwais'ter Stätte schalten
Wird die Fremde liebeleer.
Bis die Glocke sich verkühlet
Laßt die strenge Arbeit ruh'n.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen:
Meister muß sich immer plagen.

VII. Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund;

Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet,
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!
Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

VIII. Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedesklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein gold'ner Stern
Aus der Hülse blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.
Herein! herein!

IX. Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen:
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,

Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig, tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt:
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Schiller.

Anhang.

VII.

Geschäftsaufsätze.

191. Rechnungen.

R..., den 7. Mai 1865.

Rechnung

für den Herrn Baron von W...., Hochwohlgeboren in R.
vom Schneidermeister Eipperle.

1865.			Rbl.	Kop.
Januar	3.	Einen schwarzen Rock für den Herrn Baron . .	12	75
„	25.	Ein paar Beinkleider nebst Zuthaten	4	50
Februar	17.	Eine Jacke für den Herrn Sohn	3	80
„	28.	Eine Weste für den Herrn Sohn	2	60
März	23.	Ein Paletot ausgebessert	4	55
„	30.	Einen Schuppenpelz reparirt	4	30
April	15.	Eine Weste nebst Zuthaten	3	20
		Summa	35	70

Die Zahlung dankend erhalten:
Fr. Eipperle.

Rechnung

für Herrn Doctor Lutz, Hochwohlgeboren in Walmar
über gelieferte Buchbinderarbeit.

Datum.		Rbl.	Kop.
1865.			
den 6. Januar.	Göthes Werke in 20 Bänden in Halbleder à 30 Kop.	6	
„ 15. „	Deutsche Romanzeitung in 4 Bänden in Calicot à 40 Kop.	1	60
den 18. Februar.	Eine Prachtbibel	6	50
den 1. März.	Einen Rigaschen Almanach		80
„ 31. „	Ein Gesangbuch in Leder	2	75
den 20. April.	Freitag, Eine verlorene Handschrift 3 Bände, in Calicot	1	20
	Summa	18	85

W....., den 1. Mai 1865.

Ed. Eitzen,
Buchbindermeister.

Zahlung dankend erhalten:
E. Eitzen.

Hausbuch.

1865 April.	Benennung der Gegenstände.	Einnahme. Rbl.	Einnahme. Kop.	Ausgabe. Rbl.	Ausgabe. Kop.
	Vom vorigen Monat verblieb in Cassa	17	50		
1.	An Gage p. März empfangen	40	83		
2.	Dem Bäcker p. März			4	50
3.	Dem Fleischer p. März			6	50
4.	Für ein Paar Stiefeln			5	50
5.	Für 20 ℔. Havannazucker à 21 Kop.			4	20
6.	10 Flaschen Bier à 6 Kop.				60
7.	1. Kiste Cigarren			2	50
10.	Der Nähterin für Reparatur der Kinderhüte			4	25
15.	Für 10 ℔. Kaffee à 36 Kop.			3	60
23.	An Renten von dem Fischer Hesse	10			
	Summa	68	33	31	65
		31	65		
	Verblieben in Cassa	36	68		

In größeren Wirthschaften ist es in der Regel übersichtlicher die Einnahmen und Ausgaben in der Weise zu trennen, daß den Einnahmen die linke, den Ausgaben die rechte Seite des geöffneten Buches zugewiesen wird.

192. Quittungen.

100 Rbl. S.-M.

Ein hundert Rbl. S.-M. sind dem Unterzeichneten heute als Kaufsumme für seinen an der Ronneburger Straße belegenen Garten vom Käufer, dem Herrn Collegien-Assessor Perlbach richtig und baar ausgezahlt, worüber hiermit quittirt wird.

W....., den 25. März 1865.

Stadtrevisor Brohde.

40 Rbl. S.-M.

Vierzig Rbl. S.-M. sind dem Unterzeichneten heute als Gehalt für den Mai Monat d. J. aus der hiesigen Stadtkasse richtig und baar ausgezahlt, was derselbe hiemit bescheinigt.

W....., den 2. Juni 18..

Stadt-Secretär Marsch.

50 Rbl. S.

Geschrieben 50 Rbl. S. hat der Unterzeichnete heute für ein Fortepiano vom Herrn Tischlermeister Grundel richtig ausgezahlt erhalten, worüber diese Quittung.

R..., den 12. April 18..

Friedel, Elementarlehrer.

Veränderte Form:

a) Ich bescheinige hiemit, daß ꝛc.
b) Heute, den 12. April, hat mir ꝛc.
c) Daß mir der Tischlermeister, Herr Grundel ꝛc.
d) Unterzeichnetem sind heute von dem ꝛc.
e) Buchstäblich funfzig Rubel S.-M. hat der Unterzeichnete ꝛc.

Abschlagsquittung.

Auf meine Guthaben von 245 Rbl. 75 Kop. für gelieferte Maurerarbeit habe ich heute von dem Kaufmann Herrn Friedrich Neff 150 Rbl. geschrieben ein hundert fünfzig Rbl. S. baar erhalten und bescheinige deshalb, daß mein Guthaben nun nur noch 95 Rbl. 75 Kop. S. beträgt.

W..., den 10. Januar 18..

Carl Seeberg, Maurermeister.

Quittung und Gegenquittung.

Wir Endesunterschriebene haben heute unsere sämmtlichen gegenseitigen Forderungen berechnet, ausgeglichen und dergestalt abgemacht, daß Keiner von dem Andern ferner Etwas zu fordern hat.

Diese Quittung und Gegenquittung ist doppelt ausgefertigt, von uns Beiden eigenhändig unterschrieben und Jedem ein Exemplar zugestellt worden.

W...., den 31. Decbr. 1864.

Alexander Tomberg, Kaufmann.
Peter Dsilke, Zimmermann.

193. Kontrakte.

a) Lehrkontrakt.

Zwischen den Unterzeichneten, dem Schneidermeister Eduard Heller und dem Tischlermeister Friedrich Timroth ist heute nach vorgängiger reiflicher Ueberlegung folgender Lehr-Kontrakt abgeschlossen worden.

§ 1. Der Schneidermeister E. Heller, gibt seinen Sohn Nicolai dem Tischlermeister F. Timroth in die Lehre, um bei demselben das Tischlerhandwerk vollständig zu erlernen.

§ 2. Der Tischlermeister F. Timroth verpflichtet sich, den Nicolai Heller in Allem, was zum Tischlerhandwerk gehört, genau und fleißig zu unterrichten und ihm Anleitung im Zeichnen zu geben, soweit es für einen geschickten Tischler erforderlich ist.

§ 3. Die Lehrzeit dauert 5 Jahre, nämlich vom 1. Juli 1865 bis zum letzten Juni 1870. Während dieser Zeit darf der Lehrling zu keinen andern Arbeiten, als zu denen eines Tischlers, gebraucht werden.

§ 5. Das Lehrgeld beträgt 30 Rbl. S., wovon die eine Hälfte sogleich beim Antritt der Lehrzeit, die andere Hälfte bei der Lossprechung baar bezahlt wird. Für anständige Kleidung und Wäsche sorgt der Vater des Lehrlings, für Kost, Wohnung und Bett der Lehrherr.

§ 6. Der Lehrling verspricht seinem Meister Treue, Gehorsam und gute Aufführung, und der Vater desselben verbürgt sich für allen erweislichen Schaden und Nachtheil, den sein Sohn etwa dem Lehrherrn zufügen sollte.

Vorstehender Kontrakt ist in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt, von den Kontrahenten genehmigt und eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden.

Pernau, den 2. Juli 1865.

Siegel. Siegel.

Friedrich Timroth, Tischlermeister.
Eduard Heller, Schneidermeister.

b) Bau-Kontrakt.

Zwischen dem Unterzeichneten, Kaufmann Göbel und Baumeister Laube dahier, ist heute folgender Bauvertrag abgeschlossen worden:

1. Baumeister Laube übernimmt den ihm von Kaufmann Göbel übertragenen Neubau eines zweistöckigen steinernen Wohnhauses auf dessen jüngst gekauftem Bauplatz in der Martstraße, wie solches in anliegendem, von dem Herrn Architekten Kies entworfenen Bauriß, Beilage № 1 aufgezeichnet, und wie das Einzelne des Baues in dem ebenfalls beiliegenden Kostenverschlage, Beilage № 2 angegeben ist, und verpflichtet sich, den Bau in allen seinen Theilen bis zum 1. October d. J. so zu vollenden, daß das Haus bis dahin von dem Bauherrn bezogen und bewohnt werden kann.

2. Kaufmann Göbel macht sich dagegen verbindlich, für die Ausführung des Baues dem Baumeister Laube (7000 Rbl. S.) sieben tausend Rubel S.-M. zu bezahlen und zwar 2000 Rbl. nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrags 2000 Rbl., nach Aufsetzung des Dachstuhls, und die weiteren 3000 Rbl. nach gänzlicher Vollendung des Baues, wenn derselbe von der hiezu bestimmten Kommission in allen seinen Theilen anschlagsmäßig und gut ausgeführt befunden sein wird.

3. Der Bauherr behält sich ausdrücklich vor, über die Güte des Baumaterials einen beliebigen Staatstechniker zu Rathe zu ziehen.

4) Dem Baumeister Laube verbleibt die alleinige Aufsicht über den Bau; doch ist derselbe gehalten, etwaige gegründete Klagen des Bauherrn in Betreff des Materials zu beachten.

5. Zur Prüfungs-Commission des Neubaus wählt der Bauherr zwei Mitglieder, ein drittes der Werkmeister Laube.

Vorstehender Kontrakt ist in zwei gleichlautenden Exemplaren angefertigt und sammt den Beilagen 1 und 2 von den Kontrahenten eigenhändig unterzeichnet und besiegelt, auch jedem derselben ein Exemplar zugestellt worden.

D....., den 1. März 1865.

Kraft ihrer Unterschriften:

Kaufmann Göbel.

Baumeister Laube.

c) Kauf-Kontrakt.

Der unterzeichnete Pferdehändler J. Linde aus Lemsal verkauft an Gastwirth F. Trompowsky hier ein fehlerfreies Pferd, Stute, Hellfuchs, langschweifig, sechsjährig, um die Summe von (120 Rbl. S.) ein hundert zwanzig Rbl. S. — und sind dabei folgende Bedingungen festgesetzt worden:

1. Der Verkäufer leistet die übliche Garantie für alle durch das Gesetz in dieser Hinsicht bezeichneten Hauptfehler des von ihm verkauften Pferdes.

2. Der Käufer verpflichtet sich, von der erwähnten Kaufsumme von 120 Rbl. sogleich die Hälfte mit (60 Rbl. S.) sechzig Rubel S. — und die andere Hälfte nach drei Monaten von heute ab, jedoch unverzinslich ebenfalls baar zu bezahlen.

Zugleich bescheinigt er, daß ihm das fragliche Pferd heute von dem Verkäufer richtig abgeliefert worden ist.

Zur Urkunde dessen ist Gegenwärtiges doppelt ausgefertigt, von dem Verkäufer und Käufer unterschrieben und jedem ein Exemplar eingehändigt worden.

R..., den 10. Mai 1865.

J. Linde von Lemsal.

F. Trompowsky in Riga.

d) Mieth-Kontrakt.

Zwischen dem Bäckermeister Jakob Spring, als Vermiether, und dem Stadt-Sekretär Richard Strahl, als Miether, ist heute nachstehender Mieth-Kontrakt abgeschlossen worden.

§ 1. Der Bäckermeister Jakob Spring vermiethet in seinem in der Schulstraße sub № 3 belegenen Hause eine Wohnung im ersten Stock, bestehend aus 5 heizbaren Zimmern, 2 Kammern, einer Küche und einem abgeschlossenen Bodenraum an den Stadt-Sekretär Rich. Strahl auf 6 Jahre, nämlich vom 23. April 1865 bis dahin 1871 für den jährlichen Mithzins von (160 Rbl. S.) schreibe: ein hundert sechzig Rubel S.

§ 2. Die Bezahlung dieses Miethzinses geschieht vierteljährlich im Voraus in den ersten 14 Tagen des eintretenden Quartals.

§ 3. Der Vermiether verpflichtet sich, die vermiethete Wohnung in baulichem und brauchbarem Zustande zu erhalten, sämmtliche während der Miethzeit nothwendig werdenden Reparaturen aus eigenen Mitteln zu bestreiten und alle Abgaben und Lasten allein zu tragen.

§ 4. Der Miether hat darauf zu sehen, daß die ihm vermiethete Wohnung auf keine Weise beschädigt, sondern dem Vermiether in dem Zustande zurück geliefert werde, in welchem dieser sie ihm übergeben hat.

§ 5. Mit Eintritt des letzten Mieth-Quartales soll derjenige Kontrahent, welcher den Kontrakt nicht weiter fortsetzen will, dieses dem andern Kontrahenten anzeigen. Unterläßt er dies, so ist dieser Kontrakt jedes Mal noch auf ein Jahr giltig und stillschweigend verlängert.

§ 6. Für Verbesserungen, welche der Miether ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Vermiethers gemacht hat, kann er keinen Ersatz verlangen.

Zu mehrerer Festhaltung und Versicherung haben beide Kontrahenten diesen Kontrakt eigenhändig unterschrieben, und von den beiden gleichlautenden Exemplaren desselben hat ein Jeder eins an sich genommen.

G....., den 23. April 1865.

Jakob Spring, als Vermiether.
Richard Strahl, als Miether.

e) Pacht-Kontrakt.

Zwischen dem Landrichter Carl v. S., als Verpächter und dem Gärtner Franz Weidenbusch, als Pächter, ist heute folgender Pacht-Kontrakt verabredet und geschlossen worden:

§ 1. Der Landrichter C. v. S. verpachtet seinen ihm zugehörigen an der Wolmar'schen Straße neben Friedrich Pohls Grundstück belegenen Obst- und Gemüsegarten an den Gärtner Franz Weidenbusch auf sechs auf einander folgende Jahre, nämlich vom 23. April 1865 bis dahin 1871.

Der Garten enthält 150 Apfelbäume, 30 Birnbäume, 25 Pflaumenbäume, 25 Kirschbäume und eine Anzahl Johannisbeer- Stachelbeer- und Himbeersträucher, nebst einem heizbaren Gartenhaus.

§ 2. Der jährliche Pachtzins beträgt (120 Rbl. S.) schreibe: ein hundert zwanzig Rubel S. und wird jedes Jahr am 1. April praenumerando entrichtet; erfolgt die Zahlung in den ersten 3 Wochen nicht, so soll der Verpächter berechtigt sein, diesen Kontrakt aufzuheben.

§ 3. Die Grundsteuer entrichtet der Verpächter.

§ 4. Der Pächter verpflichtet sich, den Garten in gutem Zustand zu erhalten, jedes Jahr fünfzehn junge Obstbäume zu pflanzen und überdies etwa ausgehende Bäume und Sträucher durch andere zu ersetzen.

Beide Kontrahenten genehmigen alle Punkte dieses Vertrags, haben denselben eigenhändig unterschrieben und besiegelt und die zwei gleichlautenden Exemplare ausgewechselt.

W...., den 25. März 1865.

Carl von S. als Verpächter.
Franz Weidenbusch als Pächter.

Anm. In Rußland müssen Kontrakte, wenn sie gerichtliche Giltigkeit haben sollen, auf Stempelbogen ausgefertigt werden;

der Preis desselben richtet sich nach der Höhe der contrahirten Summe und beträgt z. B.

von	1	bis	150	Rbl.	. . . .		50 Kop.
„	151	„	300	„	. . . .	1 Rbl.	
„	301	„	900	„	. . . .	2 „	
„	901	„	1500	„	. . . .	3 Rbl.	50 Kop. u. s. w.

194. Punktationen.

Die Unterzeichneten haben heute folgende Vereinbarung getroffen.

1) Der Gerbermeister Carl Granberg zu Wenden verkauft an den Tischlermeister Friedrich Tomberg daselbst seinen an der Riga'schen Straße, zwischen Töpfer Babinowsky und Schuhmacher Schauber belegenen Baumgarten.
2) Der Käufer Fr. Tomberg verspricht, die vereinbarte Kaufsumme von 550 Rbl. am 10. November d. J. an den Verkäufer zu bezahlen und es erfolgt an diesem Tage auch die Uebergabe des Grundstücks, welches alsdann von allen Schulden und Grundlasten befreit sein soll.
3) Vom Tage der Uebergabe an übernimmt der Käufer die Bezahlung sämmtlicher Steuern.
4) Die durch den Kauf entstehenden Kosten trägt der Käufer.
5) Dieser Vertrag soll binnen 4 Wochen gerichtlich ausgefertigt werden.
6) Sollte einer der Contrahenten sich während dieser Zeit von seiner eingegangenen Verbindlichkeit befreien wollen, so hat er dem andern einen Ersatz von 100 Rbl. baar zu entrichten.

An diese Punktation, die doppelt ausgefertigt und eigenhändig unterschrieben worden, wollen beide Theile gebunden sein und sich aller Ausflüchte begeben.

W....., den 15. Mai 1865.

Carl Granberg.
Friedrich Tomberg.
Ernst Kühlewein als Zeuge.

Da Verträge nur dann Giltigkeit haben, wenn sie gerichtlich abgeschlossen worden sind, so genügt es, in Fällen, wo solches nicht sogleich geschehen kann, zur Vorbeugung eines Widerrufs, vorläufig eine Punktation aufzusetzen, die unter Privatpersonen vollkommen die Giltigkeit eines Kontrakts hat.

195. Vollmachten.

Ich, Unterzeichneter erklärt hiemit, daß ich den Herrn Collegien-Assessor Maier zu meinem Stellvertreter in der Kreutzerschen Erbschaftssache erwählt habe und jeden Schritt, den er hinsichtlich meiner Ansprüche für gut findet, so ansehen werde, als hätte ich ihn selbst gethan.

K..., den 10. März 1865.

Carl Petermann, Schlossermeister.

Da ich bei der am 20. Mai d. J. auf hiesigem Rathhause stattfindenden Versteigerung der Hinterlassenschaft meines Neffen Alexander

Veit nicht gegenwärtig sein kann, so ertheile ich hiemit dem Herrn Archivarius Kleinmann die Vollmacht, dieser Verhandlung in meinem Namen beizuwohnen und verspreche hiemit, Alles was derselbe in dieser Hinsicht anordnen wird, so anzusehen, als wäre es von mir selbst geschehen.

W....., den 3. Mai 1865.

Jakob Veit, Tischlermeister.

In einer Vollmacht muß enthalten sein 1) Wer bevollmächtigt? 2) Wen? 3) Wozu? 4) Mit welchem Vorbehalt?

---

196. Oeffentliche Anzeigen und Empfehlungen.

a) Unterzeichneter zeigt hiemit geziemend an, daß er sich in hiesiger Stadt als Tapezier niedergelassen hat und bietet hiemit seine Dienste unter Zusicherung schneller Bedienung und solider Arbeit zu billigen Preisen an.

N. den 14. März 18—.

Adolph Baur, Tapezier.

b) Meinen geehrten Geschäftsfreunden mache ich hiemit die ergebenste Anzeige, daß ich meine bisherige Wohnung, Nicolaistraße № 5 verlassen und nun mein neues Local Jakobsstr. № 17 bezogen habe.

Größere Räumlichkeiten, verbunden mit den neuesten Einrichtungen, gestatten mir, mein Geschäft in einem weit ausgedehnteren Maßstabe als seither zu betreiben, so daß ich in der Lage bin, jeder Anforderung zu genügen.

Mit dem Danke für das mir seit Jahren bewiesene ehrenvolle Vertrauen verbinde ich die Bitte, mir dasselbe auch in der Folge erhalten zu wollen.

K., den 17. October 18—.

N. N. Buchbinder.

Herrn Carl Grundler in L.

K. den 17. Mai 18—.

Ew. Wohlgeboren

erlaube ich mir die ergebenste Anzeige zu machen, daß ich mich in hiesiger Stadt als Tischlermeister niedergelassen habe und mich ausschließlich damit beschäftigen werde, — — — anzufertigen.

Gründliche Kenntnisse in Ausarbeitung dieser Waaren, welche ich durch Fleiß und Erfahrung in den bedeutendsten Werkstätten des Auslandes mir erworben zu haben glaube, hinreichendes Kapital und vor allem der feste Vorsatz, den Aufträgen meiner Geschäftsfreunde die größte Sorgfalt zu widmen, ermuthigen mich, Ihnen meine Dienste anzubieten und um Ihr gütiges Wohlwollen zu bitten.

Ich erlaube mir, meinen Preis-Courant zu Ihrer gefälligen Einsicht beizuschließen.

Sollten Ihnen meine Anerbietungen willkommen sein, so ersuche ich Sie freundlich, mir Ihre schätzbaren Aufträge zukommen zu lassen. Auf die Ausführung derselben werde ich den größten Eifer und die pünktlichste Sorgfalt verwenden und in keiner Weise hinter meinen Versprechungen zurückbleiben.

Mit dieser Versicherung empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen und unterzeichne hochachtungsvoll

Martin Campe.

197. Zeugnisse.

Peter Leeping, aus Serben gebürtig, 26 Jahr alt, unverheirathet, hat 2 Jahre als Gärtner bei mir gedient und sich während dieser Zeit stets als ein treuer, williger und verständiger Mensch in seinem Dienste bewiesen, weshalb ich ihn Jedem aufs Beste empfehlen kann.

N., den 10. März 18—.

Gutsbesitzer Baron R.

Friedrich K., geb. den 10. Oct. 18— zu N. hat bei mir in einer Lehrzeit von fünf Jahren das Tischlerhandwerk erlernt und sich während dieser Zeit musterhaft betragen. Da er im Geschäfte stets sehr aufmerksam, fleißig und eifrig war, und überdies während seiner ganzen Lehrzeit die hiesige Baugewerbeschule mit sehr gutem Erfolge besucht hat, so macht es mir Freude, ihn meinen Mitmeistern als einen brauchbaren jungen Mann empfehlen zu können.

N., d. — Tischlermeister A. B.

198. Scheine.

a) Empfangschein.

Der Verwalter K. von L. hat mir heute ein Packet, bezeichnet mit R. S. angeblich Rbl. 25 enthaltend, zur baldigen Besorgung an Herrn Pastor U. in P. übergeben, was ich hierdurch bescheinige.

N., den 4. Mai 18—.

Kaufmann Ostertag.

b) Depositenschein.

Ich bescheinige hiemit, daß mir heute Herr A. Blumberg aus Elberfeld die Summe von (600 Rbl.) — sechshundert Rubel S. — baar in einem von ihm in meiner Gegenwart versiegelten Sacke zur Verwahrung übergeben hat. Zugleich mache ich mich verbindlich, entweder ihm selbst, oder demjenigen, den er in gehöriger Form dazu bevollmächtigen wird, diese Summe in demselben Zustande, in welchem sie mir übergeben wurde, auf Verlangen wieder zuzustellen.

W., den 5. Nov. 18—. Rentmeister N.

c) Schuldschein.

Ich, Endesunterzeichneter, bekenne hiemit, daß ich von Herrn Carl Klein hierselbst heute

(680 Rbl. S.) — sechshundert achtzig Rubel S. —

als Anlehen erhalten habe, und verspreche, dasselbe nach vorhergegangener Aufkündigung, die jedem Theile zusteht, wieder zurückzubezahlen und mit 6% vom 1. Juli d. J. an zu verzinsen.

Urkundlich meiner eigenhändigen Namensunterschrift

N., den 30. Juni 18—.

Kaufmann Peter Pawlow.

Für die richtige Zurückbezahlung obigen Kapitals von 680 Rbl. an Herrn Carl Klein verbürge ich mich als Selbstschuldner.

N., den 30. Juni 18—.

Titulärrath Blauberg.

d) Abtretungsschein. (Tession).

Ich, Unterschriebener, trete hiemit dem Herrn Hofrath Jauß in Riga meine Forderung von (1000 Rbl. S.) — ein tausend Rubel S. — an Herrn Schlossermeister Fischer in M.... dergestalt ab, daß er wie mit seinem Eigenthum nach Gefallen über dieselbe verfügen kann; ich überlasse ihm zugleich den Besitz der darauf Bezug habenden Schuldurkunde vom 1. März v. J. nebst Zinsen vom Tage der Ausstellung und bescheinige den Empfang des übereingekommenen Werthes.

M., den 1. April 18—.

Carl Trautwein, Tischlermeister.

e) Sicherungsschein. (Revers).

Mein Nachbar, Herr Peter Fischer, hat mir auf mein Ansuchen die Anlegung einer Röhre gestattet, vermittelst welcher einiges von dem in seinem Hause vorhandenen Brunnenwasser in meinen Hof geleitet werden kann. Damit aber diese Erlaubniß in der Folge nicht als ein Recht angesehen werden könne, so erkläre ich, daß Herr Peter Fischer und die späteren Besitzer seines Hauses jederzeit berechtigt sind, diese Erlaubniß ohne Einspruch und Widerrede von mir und den Meinigen wieder zurücknehmen.

Zur Bestätigung dessen habe ich diesen Revers eigenhändig unterschrieben und mit meinem Siegel versehen.

H., den 1. Oct. 18—. Conrad Dieterle.

f) Bürgschaftsschein.

Der Unterzeichnete verpflichtet sich hierdurch diejenigen 400 Rbl. S. welche der Maurermeister Peter Sarring aus Serben dem Kaufmann Herrn Friedrich Rings in D. schuldig ist, zu bezahlen, falls Peter Sarring nicht im Stande sein sollte, dies Darlehen, nebst den ausbedungenen Zinsen, zur bestimmten Zeit abzutragen.

P....., den 17. Oct. 18—.

Adolph Peterson, Bäckermeister.

g) Pfandschein.

Ich bescheinige hierdurch, daß mir der Herr Fähnrich N. heute diejenige goldene Ankeruhr übergeben, welche mir derselbe in seinem am 1. d. M. ausgestellten Schuldschein über (80 Rbl. S.) — schreibe achtzig Rubel S. — als Pfand verschrieben hat, und verspreche, dieselbe unversehrt dem Herrn Fähnrich N. oder dessen gehörig Bevollmächtigten zurückzugeben, sobald mir das genannte Darlehen, nebst Zinsen, baar und richtig ausgezahlt sein wird.

K., den 10. Mai 18—.

P. Jauß, Rentier.

199. Geschäftsbriefe.

a) Bestellungsbrief.

Herrn Kaufmann Reinhold Ramshorn in N.

Bauske, den 4. October 1864.

Hiemit ersuche ich Sie höflichst, mir durch den Überbringer, Martin Batting von hier in guter Waare und zu den letzten Preisen zu übersenden:

3 Liespfund Palmlichte
20 Pfund Kaffee
10 „ Korinthen
15 „ Manna.

Den Betrag bitte ich einstweilen in Rechnung zu stellen und sich der pünktlichsten Berichtigung versichert zu halten.

Mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster
Carl Gottwein,
Schlossermeister.

Herrn Friedrich Schumann in N.

B. den 11. Mai 1865.

Ihre schätzbare Adresse verdanke ich einem meiner Geschäftsfreunde und wende mich heute mit dem freundlichen Ersuchen an Sie, mir in gefälliger Bälde per Eisenbahn zuzusenden:

— — — —
— — — —

Ich wünsche aufrichtig, daß dieser erste Auftrag dazu beitragen möge, unsern Verkehr in Zukunft recht lebhaft zu machen, und indem ich beiliegende Preisliste über mein Waarenlager Ihrer genügten Durchsicht empfehle,

grüße ich Sie achtungsvoll und ergebenst
Carl Jakobson.

b) Begleitschreiben.

Herrn J. R. in S.

K. den ..... 18..

Durch Fuhrmann K. von hier, welcher heute mit Rückfracht nach S. abgeht, empfangen Sie spätestens mit Ablauf dieser Woche die gewünschten in beigehender Rechnung specificirten Artikel.

Die Preise sind möglichst billig gestellt. Ich überlasse Ihrem gütigen Ermessen die Art der Deckung des Betrags und werde stets bemüht sein, fernere Aufträge mit gleicher Pünktlichkeit auszuführen.

Indem ich Ihnen glückliche Ankunft der Waaren wünsche, zeichne ich mit aller Achtung und Ergebenheit

J. Rosenfeld.

c) Entschuldigungsschreiben.

Wohlgeborener Herr!

Indem ich die Ehre habe, Ihnen die bestellten Kleider hiemit zu übersenden, muß ich zugleich um Entschuldigung bitten, daß ich dieselben nicht schon früher ablieferte. Diese Verspätung hat ihren Grund nicht in Saumseligkeit, sondern in zufälligen Störungen, die mein Geschäft in jüngster Zeit erlitten. Meine beiden Gesellen wurden nämlich gleichzeitig krank und dadurch für einige Wochen arbeitsunfähig. Ich sah mich

zwar angelegentlich nach einem andern Gehilfen um; allein es war mir nicht möglich, einen tüchtigen Arbeiter zu bekommen, und einem Anfänger wollte ich die für Sie bestimmten Kleidungsstücke nicht anvertrauen. Ew. Wohlgeboren wollen mir daher diesmal gütige Nachsicht angedeihen lassen und der Versicherung Glauben schenken, daß ich mich eifrigst bestreben werde, künftige Aufträge, mit denen ich von Ihnen beehrt zu werden mir schmeichle, aufs Schnellste und Pünktlichste zu besorgen.

Mit vollkommenster Hochachtung

R..., den 10. Mai 18.. gehorsamster

Gutzeit,
Schneidermeister.

d) Anerbieten und Anträge.

Hochwohlgeborener Herr!

Sie waren so gütig, seither den hiesigen Tischlermeister N. mit vielfachen Aufträgen zu beehren. Da sich derselbe nun von dem Geschäfte zurückgezogen hat, so habe ich seine Werkstätte nebst Holzvorräthen käuflich an mich gebracht und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie Ihr Vertrauen zu ihm auch auf mich übertragen werden.

Ich habe mich während eines mehrjährigen Aufenthalts in den größten Städten Deutschlands in meinem Geschäfte möglichst zu vervollkommnen gesucht und glaube daher das Vertrauen, welches mir zu schenken ich ergebenst bitte, rechtfertigen zu können.

Ihrer Aufträge gewärtig unterzeichne ich mich als

Ew. Hochwohlgeboren

B., den 17. April 18.. dienstwilliger

Carl Naute,
Tischlermeister.

Herrn Carl Startz in N.

W., d. — —

Von Herrn Robert Stahl dort wurden Sie mir für Kommissionsgeschäfte auf Ihrem Platze empfohlen. Ich erlaube mir daher die Anfrage, ob Sie geneigt wären, von Zeit zu Zeit Waarensendungen von mir in Empfang zu nehmen und deren Verkauf für meine Rechnung zu besorgen. Im Bejahungsfalle werden Sie die Güte haben, mir mit nächster Post Ihre Bedingungen mitzutheilen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

C. Frank.

e) Erinnerungs- und Mahnschreiben.

Herrn Arrendator K. in N.

Ew. Wohlgeboren

empfingen vor 3 Monaten die Rechnung über gelieferte Arbeiten. Da ich gegenwärtig des Geldes sehr bedürftig bin, so würden Sie mich durch Übersendung des Betrags sehr verbinden, im Übrigen aber auch forthin stets auf meine prompte Bedienung rechnen können.

Mit Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

W....., den 7. März 18..

Weydemann, Schlosser.

Hochgeehrtester Herr!

Vor einigen Monaten hatte ich die Ehre, Ihnen eine Rechnung über gelieferte Schuhmacherarbeiten gehorsamst zu überreichen.

Seit einer Reihe von Jahren war ich in ähnlichen Fällen gewohnt, sofort Zahlung zu empfangen, und da diese bis jetzt nicht erfolgt, so vermuthe ich, daß jene Rechnung nicht an Sie gelangt ist.

Ich bin deshalb so frei, dieselbe anbei nochmals gehorsamst zu überreichen und mich bei dieser Gelegenheit zu fernern Aufträgen bestens zu empfehlen.

Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Wohlgeboren

W...., den 7. Juni 1865.

ergebenster

S. Rebmann.

f) Frachtbrief.

N. d. — —

Sie empfangen durch Fuhrmann Kappe von hier, franco C. R. № 1. einen Koffer mit Kleidungsstücken. Werth 100 Rbl. Gewicht 120 Pfund. Belieben Sie dieselben in Empfang zu nehmen und meinen weiteren Bericht abzuwarten.

Herrn A. Peter in M.... Carl Kurff.

---

200. Eingangsformeln für Briefe.

Ew. Wohlgeboren bitte ich gehorsamst, es nicht ungütig aufzunehmen, daß ich so frei bin, mich mit einem Schreiben an Sie zu wenden.

Verzeihen Sie gütigst, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie mit diesen Zeilen zu belästigen.

In Beantwortung Ihrer schätzbaren Zuschrift vom 10. d. freut es mich, Ihnen mittheilen zu können....

Sie haben mich unterm 6. d. mit einer Zuschrift erfreut, wodurch ich mich sehr geehrt fühle.

Vor Allem bezeuge ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gefälligen Nachrichten, die Sie mir mitzutheilen die Güte hatten.

Es gereicht mir zum Vergnügen, Ihnen die angenehme Mittheilung machen zu können, daß...

Ihr geehrtes Schreiben vom 3. d. M. erwidere ich mit um so größerem Vergnügen, als unsere Ansichten über den besprochenen Gegenstand ganz im Einklang stehen.

Entschuldigen Sie, wenn ich mich in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit an Sie wende und Sie um Ihren Rath und Beistand bitte.

Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Ihre verehrliche Zuschrift vom 2. v. M. jetzt erst beantworte.

Sie haben mir schon so viele Beweise von Zuneigung und Gewogenheit gegeben, daß ich mich erdreiste, Sie mit einer Bitte zu belästigen.

Ew. Wohlgeboren haben immer so innigen Antheil an meinem Lebensschicksale genommen, daß ich mich für entschuldigt halte, wenn ich mir erlaube, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden.

201. Schlußformeln.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Achtung und Ergebenheit.

Ich empfehle mich Ihnen mit aller Achtung.

Mit vollkommenster Hochachtung . . .

Hochachtungsvoll . . .

Ihren ferneren Aufträgen entgegensehend, grüßt Sie achtungsvoll —

Mich Ihrem ferneren Wohlwollen bestens empfehlend, zeichne ich mit achtungsvoller Ergebenheit.

Es grüßt Sie freundschaftlichst (bestens, höflich, achtungsvoll, ergebenst).

Einer schleunigen Ausführung meiner Aufträge entgegensehend, grüßt Sie achtungsvoll.

Inzwischen verharre ich mit freundschaftlicher Ergebenheit.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein
Ew. Wohlgeboren
ergebenster.

Unter Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung bin ich —

Ihnen und Ihrer geschätzten Familie mich aufs freundlichste empfehlend, bin ich Ihr dienstwilliger . .

Mich Ihrem ferneren freundlichen Wohlwollen höflich empfehlend, unterzeichne ich mit ungeheuchelter Verehrung . . .

Mit vollkommener Achtung empfiehlt sich . . .

Mit aufrichtiger Verehrung bin ich . . .

Ihrem ferneren so ehrenvollen Wohlwollen empfiehlt sich . . .

Nebst Gruß. (Nebst höflichem Gruß).

Ergebenst (mit Ergebenheit) grüßt Sie . . .

Es zeichnet höflichst.

202. Titulaturen.

Bei der Titulatur sind vier Stücke zu beobachten: 1) die Anrede 2) die Benennung im Zusammenhange 3) die Ueberschrift und 4) die Aufschrift (Adresse).

A. An einzelne Personen.

I. An einen Kaiser.

1. Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser, Allergnädigster Kaiser und Herr!
2. Eure Kaiserliche Majestät; abwechselnd: Eure Majestät, Allerhöchstdieselben
3. allerunterthänigster
4. An Seine Majestät den Kaiser von Rußland.

II. An den General-Gouverneur.

Seine Hohe Excellenz der Herr General-Gouverneur von Liv- Est- und Kurland.

Die Titulatur richtet sich darnach, ob er Fürst, Graf oder Baron ist.

III. An einen Fürsten.

1. Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr!
2. Eure Hochfürstliche Durchlaucht
3. unterthänigster
4. An Seine Durchlaucht den Fürsten N. zu N.

IV. An einen Grafen.

1. Erlauchtigster Graf, Gnädigster Graf und Herr!
2. Eure Erlaucht
3. unterthänigster
4. An Seine Erlaucht den Herrn Grafen N. zu N.

Anm. Ist ein Graf mit einem Staatsamte bekleidet, so wird dieses auf der zweiten Zeile der Anrede und auf der Adresse genannt.

V. An einen Edelmann, (Baron).

1. Hochwohlgeborener Herr, Gnädiger Herr!
2. Ew. Hochwohlgeboren
3. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ew. Hochwohlgeboren unterthäniger
4. An Seine Hochwohlgeboren den Herrn Baron v. N.

Bei Personen, die im russischen Classenrange stehen, sind folgende Titulaturen zu gebrauchen.

Hohe Excellenz: für den Geheimrath.
Excellenz: für den wirklichen Staatsrath.
Hochgeboren: für den Staatsrath.

Hochwohlgeboren: für den Collegienrath, Hofrath und Collegien-Assessor.

Wohlgeboren: für den Titulärrath, Collegien-Secretär, Gouv.-Secretär und Coll.-Registrator.

VI. An Bürger, Kaufleute ꝛc.

1. Geehrter Herr, Wohlgeborener Herr. 2. Ew. Wohlgeboren — Sie — 3. ergebenster. 4. Sr. Wohlgeboren dem Herrn ꝛc.

Bei der Geistlichkeit werden folgende Titulaturen gebraucht:

a) griechisch:

Se. hohe Eminenz, der Erzbischof von Riga und Mitau ꝛc.

b) lutherisch:

Se. Magnificenz der livländische Generalsuperintendent.
Se. Hochwürden der Superintendent, (Consistorialrath, Doctor und Professor der Theologie, Oberhofprediger) Herr N.
Se. Hochehrwürden der Herr Probst.
Se. Hochwohlehrwürden der Herr Pastor N.

B. An Kollegien.

An Eine Erlauchte Kaiserliche Gouvernementsverwaltung.
An Einen Erlauchten Kaiserlich Livländischen Kameralhof,
An Einen Erlauchten Kaiserlich Baltischen Domänenhof.
An Ein Erlauchtes Kaiserl. Livländisches Hofgericht.
An Ein Allerhöchst verordnetes Kollegium der allgemeinen Fürsorge, (Oberschiedsgericht, u. s. w.).
An Ein Hochwürdiges Livländisches Evangelisch-Lutherisches Provinzial-Consistorium.
An Ein Kaiserlich Livländisches Gouvernements-Post-Comptoir.
An Ein Preisliches Kaiserliches Landgericht (Ordnungsgericht).
Gesellschaften erhalten Löblich: An Eine löbliche Feuerversicherungsgesellschaft.

Est.
A-9134

In demselben Verlage sind ferner e

Ahrens, E., Abriß einer geographischen und genealogischen [illegible] sämmtlicher Staaten alter und neuer Zeit. Ein Hülfsbuch beim Gebrauche historischer Werke. 1858. . . . . 1 Rbl. 20 Cop.

Alexandrow, C., Praktisches Elementarbuch der russischen Sprache. 1859. 75 Cop.

Blagoweschtschensky, W., Chrestomathie zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische. 1844. . . . . 1 Rbl.

Bruttan, A., Lehrbuch der Naturgeschichte. Bestimmt zum Gebrauche auf den Schulen der Ostsee-Provinzen so wie zur Selbstbelehrung. 1865. 80 Cop.

Golotusow, F., Leitfaden zum ersten Unterricht in der russischen Sprache für Deutsche. 7. verb. Aufl. 1866. . . . . 40 Cop. Carton. 47 Cop.

Hechel, Dr. C., Compendium der Planimetrie nach Legendre für den Schulgebrauch bearbeitet. 2. Aufl. 1865. . . . . 50 Cop.

——— Compendium der Stereometrie nach Legendre für den Schulgebrauch bearbeitet. 2. Aufl. 1865. . . . . 50 Cop.

——— Stereometrische Aufgaben nebst ihren Auflösungen für den Gebrauch in höheren Lehranstalten. 1. Heft. 1865. 70 Cop. — 2. Heft. 1866. 80 Cop.

Іорданъ, И., Краткое руководство къ географіи Россійской Имперіи. 1857. 60 Cop.

Meder, H. R., Lern- und Lehrbuch der russischen Sprache für Elementarklassen. 1866. . . . . 40 Cop. Carton. 47 Cop.

Pahnsch, J., Leitfaden für den Unterricht im Rechnen. 2. verb. Aufl. 1860. 80 Cop. Carton. 87 Cop.

——— Arithmetische Aufgaben. Eine Zugabe zum Leitfaden für den Unterricht im Rechnen. 4. verm. Aufl. 1866. . . . . 70 Cop. Carton. 77 Cop.

——— Resultate der arithmetischen Aufgaben. 3. verm. Aufl. 1863. 40 Cop. Carton. 47 Cop.

Pihlemann, J., Praktischer Leitfaden zum Erlernen der russischen Sprache. 4. verb. Aufl. 1867. . . . . 1 Rbl.

——— Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische. 1865. 1 Rbl.

Rathlef, Dr. C., Historische Umrisse. 1853. . . . . 1 Rbl. 80 Cop.

Шафрановъ. С., и *И. Никольскій.* Русская хрестоматія для употребленія въ училищахъ прибалтійскихъ губерній.

Часть I. Проза. 2-ое изданіе. 1865. . . . . 1 Rbl. 20 Cop.

——— ——— „ II. Поэзія. 1860. . . . . 1 Rbl. 10 Cop.

Schafranow, S., Chrestomathie zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische, mit Worterklärung der schwierigsten Stellen versehen. 2. verm. Aufl. 1864. 1 Rbl. 20 Cop.

Schulgesangbüchlein. Auswahl von geistlichen Lieder-Versen für Schulandachten. 1864. . . . . Carton. 30 Cop.

Serno-Solowjewitsch, A., Praktische russische Grammatik für Deutsche. 3. verb. Aufl. 1862. . . . . 1 Rbl.

Tschereschewitsch, A., Chrestomathie zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische. 3. verb. Aufl. 1861. . . . . 1 Rbl. 20 Cop.

——— Книга для чтенія и переводовъ съ Русскаго языка на Нѣмецкій. 1857. . . . . 1 Rbl.

Westberg, H., Die Elemente der Geometrie. 3. verb. Aufl. 1864. Carton 70 Cop.

——— Grundzüge der Physik für Kreisschulen des Dorpatschen Lehrbezirks. 2. verb. Aufl. 1858. . . . . Carton. 80 Cop.

——— Der kleine Rechner oder Leitfaden zum theoretisch-praktischen Rechnen, nebst einer hinlänglichen Anzahl von Uebungsaufgaben.

——— ——— I. Lehrstufe. 2. verb. Aufl. 1862. . . . . Carton. 35 Cop.

——— ——— II. Lehrstufe. 1857. . . . . Carton. 35 Cop.

——— Kurze deutsche Sprachlehre. Ein Leitfaden zum Gebrauch in Kreisschulen und den unteren Classen höherer Lehranstalten. 1860. . . . . 50 Cop.

Druck von C. Mattiesen in Dorpat.